UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00065790 8
BF
455
S74

# Das Denken und sein Gegenstand.

LIBRARY
NOV 13 1909
UNIVERSITY OF TORONTO

Inaugural-Dissertation

der hohen philosophischen Fakultät
der Universität BERN

zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

**NORBERT STERN**
aus Dettensee (Hohenzollern).

□□□

MÜNCHEN 1909
Verlag von Georg C. Steinicke.

# Das Denken und sein Gegenstand.

Inaugural-Dissertation

der hohen philosophischen Fakultät
der Universität BERN

zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

**NORBERT STERN**
aus Dettensee (Hohenzollern).

□ □ □

MÜNCHEN 1909
Verlag von Georg C. Steinicke.

*Auf Empfehlung von Herrn Professor Dr. STEIN von der philosophischen Fakultät angenommen.*

BF
455
S74

LIBRARY
727400
UNIVERSITY OF TORONTO

□ Meiner lieben Mutter gewidmet. □

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasdenkenundsein00ster

# INHALTS-VERZEICHNIS.


Seite

Einleitung . . . . . 1

## I. Kapitel: Denken und Sprechen.

1. Allgemeines . . . . . 6
2. Denken, Sprechen, Sprache . . . . . 8
3. Sprache und Fremdheitsgefühl . . . . . 14
4. Bestimmtheit und Schnelligkeit des Sprechens . . 17
5. Gedanken und Worte . . . . . 24
6. Wort und Sinn . . . . . 30
7. Sprache und Bild . . . . . 40
8. Sprache und Ordnung . . . . . 47
9. Verschiedene Arten von Sprache . . . . . 50
   a) Gattungssprache, individuelle Sprache und Augenblickssprache . . . . . 50
   b) Gebärdensprache . . . . . 51
10. Gestikulation und individuelle Differenzen . . . 53
11. Gestikulation und innere Spannung . . . . . 55
12. Sprache und Einfühlung . . . . . 61
13. Die Sprache und die Dinge . . . . . 67
14. Sprache und Prophezeiung . . . . . 70
15. Vorhersagung und Universalienproblem . . . . 73

## II. Kapitel: Das Denken und seine Elemente.

1. Einteilung . . . . . 78
2. Empfindungen . . . . . 79
3. Vorstellungen . . . . . 82
4. Klarheit der Vorstellungen . . . . . 88
5. Der Vorstellende und seine Vorstellungen . . . 92
6. Individuelle und natürliche Differenzen . . . . 94
   a) Die Geschlechter . . . . . 94

Seite

b) Die Alter . . . . . 97
c) Die Klimata . . . . . 100
7. Allgemeine und künstliche Differenzen
a) Sprache . . . . . 103
b) Musik . . . . . 105
c) Kunst . . . . . 108
d) Religion . . . . . 112
8. Worte und Begriffe
a) Worte . . . . . 115
b) Begriffe . . . . . 117
9. Gefühle
1. Von den Gefühlen im allgemeinen . . . . . 121
2. Arten der Gefühlsäusserungen . . . . . 124
a) Das Triebleben . . . . . 126
Das Phänomen der Uebertreibung . . . . 128
b) Wünsche . . . . . 132
c) Der bewusste Wille . . . . . 137

## III. Kapitel: Das Ich des Denkens.

1. Gibt es das Ich? . . . . . 138
2. Das Ich im Denken . . . . . 140
3. Ichheit und Einheit . . . . . 142
4. Die Sprache und das Ich . . . . . 145
5. Phänomenologie des Ich . . . . . 146
6. 3 Hauptarten von Ich-Tätigkeit . . . . . 150
7. Ich und Einfühlung . . . . . 153
8. Ich und Aussenwelt . . . . . 155

## IV. Kapitel: Die Gegenstände und das Denken.

1. Gegenstände . . . . . 158
2. Sein, Bewusstsein und Negation . . . . . 160
3. Das Bewusstsein von den Gegenständen . . . . 164
4. Das Ich und die Gegenstände . . . . . 167
5. Die Macht der Gegenstände . . . . . 171

## V. Kapitel: Die Gesetzmässigkeit des Denkens.

1. Gesetze . . . . . 175
2. Gesetz und Gewohnheit . . . . . 176
3. Psychogenese der Gesetze . . . . . 180

Seite

4. 3 Gesetzmässigkeiten des Denkens . . . . . 183
   a) Einheit und Vereinheitlichung . . . . . 184
   b) Polarität alles Geschehens . . . . . 185
   c) Der triadische Rhythmus . . . . . 188
5. Das mathematische Denken . . . . . 191
6. Logik und Mathematik . . . . . 196
7. Sinne, Verstand und Bewegung . . . . . 201

# Vita.

Ich, Norbert Stern, bin am 3. April 1881 zu Dettensee in Hohenzollern geboren. Bis zu meinem 11. Jahre besuchte ich die Elementarschule zu Dettensee, von da an die Realschulen zu Heilbronn und Reutlingen. An letzterer bestand ich im Jahre 1901 das Maturitätsexamen mit Erfolg. Zuerst widmete ich mich den Ingenieurwissenschaften. Später ging ich zur Philosophie über.

Meine Studienzeit umfasst: 2 praktische Jahre in der elektrotechnischen Fabrik von C. und E. Fein, Stuttgart (1897—98) und in der Rheinischen Gasmotoren- und Automobilfabrik von Benz & Cie., Mannheim (1901—02). An der Technischen Hochschule Stuttgart war ich von Herbst 1898 bis Herbst 1899; an der Technischen Hochschule München von Herbst 1902 bis Herbst 1906; an der Universität München von Herbst 1906 bis Herbst 1907; an der Universität Bern von Herbst 1907 bis Sommer 1908.

Meine Lehrer waren die Herren Professoren: Burmester, Camerer, v. Dyck, Ebert, Graf Du Moulin-Eckhardt, Föppl, Graetz, Güttler, Max Haushofer, Frhr. v. Hertling, Rich. Hertwig, Theod. Lipps, v. Lossow, Michaud, Mollier, Paul, Aug. Pauly, Joh. Ranke, v. Reber, v. Reinhardstöttner, v. Speyr, Stein, Sulger-Gebing, Ultsch, Wasserraab, Weese.

Allen meinen Lehrern spreche ich an dieser Stelle meinen tiefsten Dank aus für die vielen Anregungen und die guten Lehren, die sie mir zuteil werden liessen.

Bern, im Juni 1908.

# Einleitung.

„Das Denken und sein Gegenstand" betitelt sich unsere Abhandlung. Das Wörtchen „und" besagt, dass das Denken und dessen Gegenstand zwei verschiedene Dinge sind. Unsere Aufgabe ist es, zu zeigen, ob, was sich grammatikalisch als Verschiedenheit zeigt, es auch psychologisch ist. Die Beziehung des Denkens zu seinem Gegenstande wollen wir im Gewande des logisch-grammatikalischen Koordinatensystems, Sprache genannt, aufzeigen. Zu diesem Zwecke ist es nötig, dass wir die Sprache selbst, soweit es nötig, einer Kritik unterziehen. Dabei gehen wir von dem Grundsatze aus, dass zur Schaffung eines Werkes vor allem die Kenntnis des dazu erforderlichen Werkzeuges nötig sei.

„Sprache, Sprache — kannst du nicht genug studieren!"*) ruft der geistreiche Lavater aus, einer der besten Menschenkenner aller Zeiten. Warum sollen wir Sprache studieren? Weil die Sprache im allgemeinsten Sinne das Denken in seiner Verkörperung bedeutet. Weil die Sprache das Reservoir aller menschlichen Gedanken ist, denn nichts wurde je gedacht, das nicht in seiner sprachlichen Aeusserung dem Menschen erst bewusst geworden wäre. Und nichts fällt uns an den Dingen der Welt auf, das nicht zu uns gesprochen hätte. Wie jedes Ding seine besondere Physiognomie hat, so besitzt es auch seine eigene Sprache, durch die es für uns zum Denkzeichen und zum Denkinhalte wird. „Denken ist Gegenwart der Sprache", sagen wir mit Schleiermacher.

Das Denken hat, wie jede Tätigkeit, seinen Ort, seinen Ursprung und sein Ziel. Es hat weiter seinen Gegenstand, den es denkt, und durch den es erst zustandekommt.

*) Joh. Casp. Lavater, Physiognomische Fragmente. IV. Bd. Leipzig 1775—78.

Das Denken hat seinen Geist und seinen Körper, sein Bewegendes und sein Bewegtes. Das Verhältnis des Denkens zu seinem Gegenstande ist ein solches zwischen den stetig wechselnden psychologischen Bewusstseinsäuserungen und den konstanten logischen Seinsformen.

Von der rein psychologischen Seite her wollten wir unsere Aufgabe bewältigen. Bald zeigte es sich jedoch, dass dies nicht ohne weiteres möglich wäre. Wir mussten im folgenden auch den sprachkritischen, physiologischen und sogar physikalischen Faktoren hie und da einen weiteren Raum gewähren. Zu dem Zwecke besonders, um die Grenztätigkeiten und -werte des Denkens näher zu bestimmen. Die verschiedensten Menschen, menschlichen Zustände und Aeusserungsformen brachten wir zueinander in Beziehung, um so einen Massstab ihres gemeinsamen Denkens zu erhalten. Die grossen Einheiten, die Gefühl und Verstand sich setzten: Kunst, Religion, Sprache, Wissenschaft, Politik sollen uns berichten, wie des Menschen Geist sich zu ihnen verhält. So erst bekommen wir ein einigermassen klares Bild vom menschlichen Denken.

Sollen wir von den Elementen des Denkens oder von den grossen Denkeinheiten (Sprache, Logik etc.) ausgehen, um zu einem Gesichtspunkte zu gelangen, von dem aus wir die Vorgänge im Bewusstsein möglichst übersichtlich vor uns haben? Dies war die erste Frage, die wir uns stellten. Unser eigener Gedankengang liess über diese Frage schon bald keinen Zweifel mehr aufkommen. Er stellte die Forderung an uns, beiden Methoden gerecht zu werden. Wir wollten ursprünglich von den empirischen oder nackten Tatsachen ausgehen und auf induktivem Wege zu den Gesetzen des Denkens emporsteigen. Diese „nackten" Tatsachen zeigten sich aber nur zu bald als Dinge, die ebensosehr in den Kleidern der Begriffe steckten, wie alle Gegenstände und Gegenständlichkeiten, die ins Bewusstsein eintreten. Ohne Begriff kein Begreifen, kein Denken. Mit unseren Worten stehen wir schon in einem fertigen Begriffs- oder Wortsystem, in der Sprache; mit unseren Gedanken in einem festen logischen System und sehen d u r c h d i e s e s h i n d u r c h die Welt der Tatsachen an. „Nackte" Tatsachen sind also die Tatsachen oder Dinge — schon in ihrem B e g r i f f e [illegible] wer das Gegenteil beweisen kann. Die verschiedenartig-

sten Einheiten, mit denen wir rechnen, sind etwas schon vor unserem Denken Fertiges und rein logischer Natur. In der Tätigkeit des Denkens werden sie, dem Charakter dieses entsprechend, zu psychologischen Fakta des individuellen Bewusstseins.

Wer logisch denken will, muss der Diener zweier Herren sein: der Logik auf der einen Seite, die im strengsten Sinne die Befolgung ihrer festen Grundsätze oder Regeln fordert; des Ichs auf der anderen Seite, das dem Denken des Individuums seinen psychologischen Charakter aufprägt. Wohin wir auch den Blick wenden mögen, überall sehen wir Bewegung und Rückkehr der Bewegung. Aus den aus der Erfahrung gewonnenen Folgesätzen werden feststehende Grundsätze. Diese sind aber wiederum Bedingung für die Erfahrung. Was nützt alle Erfahrung, wenn sie nicht unter methodologische Gesichtspunkte geordnet, wenn sie nicht in Begriffen festgelegt ist? Immer sehen wir das Erhaltene wieder zur Erhaltung beitragen. Alles systematische Erfahren oder Begreifen, jeder wissenschaftliche Prozess ist ein ständiges Auf-Einheiten-zurückgehen und Auf-Einheiten-hinsteuern. Die logischen, allgemeinen Wahrheiten, die Begriffe und die Gesetze finden ihre psychologische Bestätigung durch die Wahrnehmung. Diese wiederum findet ihre Fixation in jenen.

Vorliegende Arbeit ist in gewissem Sinne eine „naturwissenschaftliche", wenn man diesen Begriff in seinem weitesten Umfange nehmen will. Unsere Aufgabe ist es nämlich, das Wirken des Menschen in der Natur und das Tätigsein der Natur im Menschen näher ins Auge zu fassen. Zu diesem Zwecke bedurften wir keiner künstlich konstruierten Apparate. Natura naturata und natura naturans konnten wir am besten am Menschen selbst studieren.

Die meisten der physiologischen Funktionsweisen im Menschen nennt man „unbewusste". Darunter versteht man nicht etwa solche Körpertätigkeiten, die mit dem Bewusstsein ganz und gar nichts zu tun haben, sondern Organfunktionen, deren Zusammenhang mit der bewussten Denktätigkeit wir nicht kennen. Die Seelen- oder Bewusstseinsanalyse, die wir vornehmen, ist in gewissem Sinne ein Kampf gegen das „Es", das Unbewusste in uns. Diesem „Es" näher zu rücken, es immer mehr in

bekannte Formen und Formeln zu bringen, ist im Grunde oberstes Ziel aller Wissenschaft, mag sie heissen wie sie will. Um das Unbewusste, das „Es" zu bekämpfen, müssen wir es erst setzen. Dies mag ein Wort an diejenigen sein, die prinzipiell nichts von einem Unbewussten wissen wollen.

Die Grenzen des Denkens zu bestimmen, dürfte keine schwierige Aufgabe sein. Das Denken hat eben die Grenzen, die man ihm gibt. Aber die verschiedensten Grenzwerte in konstanter Weise ihrem Sinne gemäss zu verwenden, das dürfte manchen Schwierigkeiten begegnen. Die weitesten konkreten Grenzen für das Denken sind Körper und Sprache; dort Ausgangspunkt, hier Endpunkt. Kein Denken ohne Körper, von dem es ausgeht; kein Denken ohne Sprache, in der es sich äussert.

Manches, was wir im folgenden zu geben versuchen, mag vielleicht einseitig betrachtet, manches zu wenig oder zu weit ausgeführt sein. Schuld des Sachverwalters, nicht der Sache selbst. Jeder Mensch tut s e i n e n Blick in die Welt. Was w i r darin gesehen haben, wollen wir hier in gedrängter Kürze vortragen. Wir dürfen gestehen, wir w i s s e n besser, als wir haben s a g e n können. Mit der vorliegenden Arbeit wollten wir einen ganz bescheidenen Beitrag zu dem Kapitel „Mensch" der Weltgeschichte liefern.

In fünf Kapitel haben wir unsere Abhandlung eingeteilt:

Das e r s t e Kapitel betont den Einfluss der Sprache auf das Denken und sucht das Wesen der Sprache nach ihrer konkreten und abstrakten Seite hin zu erklären. Wir versuchten, an manchen Beispielen den hohen erkenntnistheoretischen Wert des vulgären Sprachgebrauchs zu demonstrieren, der weisen Lehre eines Lipps getreu, die lautet: „E s g e n ü g t i n d e r P s y c h o l o g i e n i r g e n d s, d a s s w i r d e n g e m e i n e n S p r a c h g e b r a u c h a b w e i s e n. W i r m ü s s e n i h n a u c h z u v e r s t e h e n [illegible] d a n n w i r d e r s i c h i m m e r a l s i r g e n d [illegible] s i n n v o l l [illegible] j e d e n f a l l s a l s b e l e h r e n d a u s w e i s e n."*)

*) Theodor Lipps, Das Selbstbewusstsein. S. 37.

Das zweite Kapitel behandelt die Hauptelemente und Elementartätigkeiten des Denkens. Hier soll gezeigt werden, dass mit der typischen Eigenart des physischen Organismus auch die des psychischen Organismus prinzipiell sich ändert.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der obersten Einheit des Denkens, mit dem Ich. Es zeigt die psychologische Beziehung der subjektiven Ichheit im Denken zur objektiven Einheit des Gegenstandes.

Im vierten Kapitel soll der gegenseitige Einfluss der konkreten Dinge auf den denkenden Menschen und des Denkens auf die Objekte demonstriert werden.

Das fünfte Kapitel endlich beleuchtet die Gesetzmässigkeit des Denkens. Es zeigt, wie die Gewohnheiten der Natur zu dem denkenden Menschen, in ihm und aus ihm heraus sprechen.

Das Ganze, wie wir es nachstehend geben, soll die Beziehung des Menschen zur Natur, zu seiner Natur wiedergeben, wie sie von uns mit dem lebendigen Gefühle unmittelbar erfasst und durch die Verstandeskategorien hindurch mittelbar gesehen wurde. Wir wollten das Werdende in den Dingen und das Fertige nach ihnen zeigen, das psychische Leben, wie es sich immer wieder abspielt, wie es sich abgespielt hat und als fertiges Ganzes in der Sprache und in der Logik des Sprechens unser Denken bestimmt. Die denkende Menschheit feiert in jedem einzelnen denkenden Individuum ihre Renaissance, ihren Akt der Wiedergeburt. So tut dies auch jede Idee, jeder Allgemeinbegriff im psychologischen Akte des Begreifens.

## I. Kapitel.

# Denken und Sprechen.

### 1. Allgemeines.

Alles was ist, ist notwendig einmal geworden, mit Naturnotwendigkeit oder mit Hilfe des menschlichen Geistes. An den Dingen der Natur studieren wir, sie miteinander vergleichend, zueinander in Beziehung setzend, sie ordnend, die Naturgesetze. An den Dingen, die ihr Entstehen dem menschlichen Geiste verdanken, lassen wir uns über die Denkgesetze belehren. Es gibt kein Meisterwerk, das nicht auf seinen Werkmeister zurückdeutete.

Das Naturleben lässt sich nur in seinen Gestaltungen erfassen: in Kontrasten, die durch Grenze, Form und Belichtung Deutlichkeit und Bestimmtheit erhalten. Je ausgeprägter diese Gegensätze der Natur, desto mehr fallen sie uns auf. Nichts ist in unserm Geiste, was sich für uns nicht einmal von seiner Umgebung abgesondert hätte, aus ihr herausgetreten wäre, oder was wir nicht willkürlich von seinem Milieu abgegrenzt hätten.

Auch das Geistesleben oder Denken im weitesten Sinne des Wortes lässt sich nur aus seinen konkreten Aeusserungsweisen heraus erkennen. Niemals und niemandem hat sich noch das Geistige an sich gezeigt. Stets musste das Flüchtige aus dem Festen, in das es seine Spuren eingegraben hatte, erst erschlossen werden. Wie im Naturleben, so ist auch im Geistesleben des Menschen alles ein Produkt der Gegensätzlichkeit oder der Polarität. Jeder Aktion wirkt ihre Reaktion entgegen. Mag man mit Descartes der dualistischen Ansicht huldigen, wonach Geist und Körper zwei vollständig voneinander verschiedene Wesenheiten sind, oder mit Spinoza auf dem monis-

schen Standpunkte stehen und alles auf eine Wesenheit zurückführen: man tut nicht das eine oder das andere; man tut das eine und das andere. Dualist ist man in und mit seiner Sprache, Monist mit seiner Seele. Denn alles Begreifen setzt eine Zweiheit voraus, während das seelische Erleben die Einheit von Subjekt und Objekt bedeutet. Geist und Körper sind wohl Gegensätze, aber Gegensätze im Prinzip, d. h. verstandesmässige Entgegensetzungen. Die Einheit beider ist der Mensch, und einheitlich ist seine Betätigung, sein Leben, sein Erkennen.

Mit der Zweiheit Griff und Gegengriff erfassen die Hände konkrete Einheiten, der Verstand tut dies in analoger Weise mit dem polaren Werkzeuge Begriff und Gegenbegriff. Im Verlaufe unserer Abhandlung werden wir öfters Gelegenheit haben, auf diesen Parallelismus von Sinnes- und Verstandestätigkeit hinzudeuten.

Geist und Körper verhalten sich ihrem innersten Wesen nach zueinander wie Trieb und Hemmung, Kraft und Widerstand. Alles Treibende, Kraftvolle, Innerliche hat die immanente Tendenz, sich zu äussern. In diesen Aeusserungen lesen wir die Gesetze alles Lebens, heisse dieses Natur- oder Geistesleben, Kraft, Trieb, Gedanke, Geist — nur verschiedene Namen für ein und dasselbe Ding. Dieses heisst: Das Innere schlechtweg.

Mit der Gesetzmässigkeit der Kraftäusserungen hat es die Naturwissenschaft zu tun. Für sie in erster Linie bestehen die Naturgesetze.

Ordnung und Regel in die phänomenalen Aeusserungen des menschlichen Trieblebens zu bringen, ist nach der physischen Seite hin Sache des Physiologen, nach der psychischen Seite hin die eigentliche Aufgabe des Psychologen.

Mit der Gesetzmässigkeit der sprachlichen Gedankenäusserungen im allgemeinsten Sinne hat es die Logik zu tun, die von der Psychologie abgelöst wird, sobald das Bewusstsein seine Beschränkung durch das Ich erfährt und zum individuellen Bewusstsein oder zum Denken des Individuums wird.

Damit sind wir bei dem Verhältnis der Logik zur Psychologie angelangt. Mit einigen Worten nur sei dieses näher gestreift.

Das Gebiet der Logik ist das der Allgemeinheiten.

Die Logik selbst hat also mathematischen Charakter. Die Psychologie, wie wir sie auffassen, hat es dagegen mit den einzelnen Bewusstseinsvorgängen zu tun. Ihre Aufgabe ist es, psychologische Tatsachen aufzuzeigen. Da wir Menschen, ebenso wie in fertige Meinungen auch in eine fertige logische Sprache hineingeboren werden, so muss notwendigerweise unser Denken ein logisches sein, ein durch Ordnung und Gesetz geregeltes. Man kann demnach nicht Psychologe, auch nicht anderer -Loge sein, wenn man nicht Logosjünger zugleich ist.

Psychologie ist in erster Linie angewandte Logik. Sie wendet allgemeingültige Sätze auf Einzelnes an. Sie spezialisiert, modifiziert, differenziert, individualisiert die logischen Abstraktionen durch konkrete Bestimmungen. Hat es die Logik nur mit der Gesetzmässigkeit des Denkens zu tun, so beschreibt und erklärt die Psychologie die Bewusstseinsäusserungen, wie sie durch Art, Individuum, Charakter, geistige Disposition, Umgebung und Vergangenheit determiniert werden.

Man darf sich nicht darüber wundern, wenn der Psychologe auch Gesetze aufstellt und damit gewissermassen dem Logiker ins Handwerk pfuscht. Wo gibt es denn einen Logiker, der dies nicht dem Psychologen gegenüber ebenso macht? Gibt es überhaupt einen Logiker? Eine Logik existiert, aber nicht ein Logiker im strengsten Sinne des Wortes. Denn der die logischen Gesetze Begreifende und Anwendende ist — ein Psychologe. Dieselbe logische Konsequenz negiert auch eine Psychologie. Gesetzmässigkeit, wie sie auch heissen möge, ist logische Gesetzmässigkeit.

Es gibt eine reine Logik, aber keinen Logiker, der nicht zugleich Psychologe wäre. Es gibt Psychologen aber keine Psychologie, die nicht zugleich Logik wäre.

### 2. Denken, Sprechen, Sprache.

Unter dem Begriffe „Denken" versteht man im allgemeinen jene innerste und lebendigste Tätigkeit unseres Geistes, die darauf abzielt, die Dinge der Aussenwelt uns menschlich verständlich zu machen. Diese Definition besagt nicht viel. Wir setzen sie aber hierher als Initial für alles Folgende, dessen Aufgabe es sein wird,

diese Geistestätigkeit des Menschen möglichst anschaulich zu machen.

Denken ist Tätigkeit und fordert, als solche aufgefasst zu werden. Jede Tätigkeit führt zu Tatsachen, so auch die Denktätigkeit zur Tatsache des Gedächtnisses, worunter wir die Summe alles schon Gedachten verstehen. Die lebendige Beziehung zwischen dem Denken und dem schon Gedachten oder Gedächtnis nennen wir Erinnerung.

Das Denken geschieht leise. Wo es sich laut, in Lauten äussert, wird es Sprechen genannt. Von der Tätigkeit des Sprechens gilt dasselbe wie von der des Denkens. Auch sie führt zu der Tatsache des Gedächtnisses, das aber hier Sprache heisst. Sprache, als Summe des überhaupt schon Gesprochenen oder in Lauten Gedachten. Den Akt des Sprechens nennt man auch sprachliche Aeusserung des Gedachten.

Ist Sprache identisch mit Denken? Das ist die Frage, die es zunächst zu beantworten gilt.

Jedes Ganze, mit dem wir uns denkend befassen, fordert die Anerkennung seiner Elemente. Das Denken zerfällt in die Elemente der Gedanken, wie die Sprache in die der Worte sich auflöst. Was haben beide Arten von Elementen miteinander gemein, was trennt beide voneinander? Gemeinsam haben beide den Ausgangspunkt: das Gehirn des Menschen. Eins sind beide in der Tätigkeit des Denkens. Hier gibt es keine Gedanken ohne Worte und keine Worte ohne Gedankeninhalt. Betrachten wir aber Gedanken und Worte ihrem Elementarcharakter, ihrer eigentlichen Seinsweise nach, so fällt uns sogleich die Gegensätzlichkeit beider auf. Gedanken sind das Unfassbarste, Worte im Gegenteil das Fassbarste.

Hier gilt es eine kleine Einschaltung zu machen, um den Begriff „Wort" näher zu definieren und sein Verhältnis zu „Name" und „Begriff" anschaulich zu machen. Das Wort steht in der Mitte zwischen Begriff und Namen. Der Begriff ist seinem ganzen Charakter nach noch etwas Verschwommenes, Dehnbares, und dies umsomehr, je allgemeiner seine Bedeutung ist. Seine Bestimmtheit erhält er erst als fester Begriff, als Wort. Im Worte, nota bene im sinnvollen Worte, erhält der Begriff erst Sinn,

d. h. einen konkreten Index. Es gibt bekanntlich auch leere Worte, die einen ganz beträchtlichen Raum in unserem Denken einnehmen. Diese leeren Worte sind das, was wir mit „Namen" bezeichnen. Unser Denken, das sich sprachlich äussert, macht den Weg vom Begriff durch das Wort zum Namen. Umgekehrt: was wir hören oder lesen und dann denkend verarbeiten, ist für uns erst Name, dann Wort, dann erst Begriff. Es erhält zuerst Zeichen, dann Sinn, dann Bedeutung. Worte sind nicht mehr Begriffe; Namen nicht mehr Worte. Namen sind also von den Begriffen am weitesten entfernt. „Name ist Schall und Rauch". Andererseits sind Begriffe noch nicht Worte, und diese noch nicht Namen. Ein Mensch kann unter Umständen sehr gut begreifen, aber das Begriffene nur schlecht benennen, in Namen ausdrücken.

Worte und Namen sind objektiv-realer Natur, während die Gedanken rein subjektiven Charakter besitzen. Worte entsprechen Tatsachen, Gedanken Tatsachensetzungen. Nehmen wir auch an, das Denken sei nur die Fortsetzung des physischen Lebens, so können wir doch nie genau die Uebergänge vom Physischen zum Psychischen bestimmen. Aus diesem Grunde setzen wir einem rein leiblichen ein rein geistiges Geschehen gegenüber. Wir tun dies nicht etwa willkürlich, und alle andern vor uns taten dies auch nicht aus eigenem Antriebe. Die Grammatik der Sprache und die Logik des Denkens zwingen uns, so zu verfahren, denn in beiden herrscht durchgängige Polarität. Davon noch später.

Vorhin betonten wir, dass Denken und Sprechen zwar einen gemeinsamen Ausgangspunkt, den Körper, haben. Dessenungeachtet müssen wir, aus rein logisch-methodologischen Rücksichten, das Denken als reine Geistestätigkeit betrachten, während für uns das Sprechen eine Körperfunktion bedeutet. Auf demselben Standpunkte steht der englische Sprachforscher Whitney, wenn er sagt: „Der Gedanke als eine den Menschen kennzeichnende Fähigkeit, ist die spezielle Tätigkeit des Menschengeistes, zu begreifen, zu vergleichen, zu folgern. Aber jedes Wort ist eine Tätigkeit des Körpers allein, ausgeübt freilich unter der Führung des Geistes, wie alle freiwilligen Tätigkeiten des Körpers, aber in nicht höherem Grade das Werk des Geistes ist, das Biegen eines Fingers, das Schwingen

des Arms, das Stossen mit dem Fuss, oder die Verzerrungen des Gesichts".*) Aehnlich drückt sich auch Schleiermacher aus: „Man kann sagen, Denken und Reden ist wesentlich zusammengehörig, aber es spaltet sich von selbst in diese zwei Seiten; das Sprechen ist nichts anderes als eine organische Tätigkeit und kann nur organisch begriffen werden, das Denken ist das Bewusstsein selbst in einer bestimmten Gestalt und kann nur psychologisch verstanden werden".**)

Wo ein Sprechen stattfindet, ist es der Ausfluss eines ihm vorangehenden Gedankenprozesses. Das Denken verhält sich zum Sprechen, wie die Geistestätigkeit sich zur Körpertätigkeit überhaupt verhält. Wie von diesen beiden gegensätzlichen Funktionsweisen keine ohne die andere sich abwickeln kann, so ist dies auch beim Denken und Sprechen der Fall. Es gibt weder ein Sprechen ohne Denken, noch ein Denken, das sich nicht sprachlich äussern würde. Denken und Sprechen stehen auch in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander. Einmal verursacht der Gedanke das gesprochene Wort, das anderemal das gehörte Wort den Gedanken. Sprechen ist stets phänomenales oder sich äusserndes Denken.

Müssen wir auch für Denken und Sprechen einen identischen Urheber annehmen, so können wir doch nicht, wie manche Sprachforscher dies getan haben, Sprechen und Denken in allen Phasen als identisch miteinander betrachten. Für uns bedeutet das Sprechen die konkrete Beschränkung des Denkens.

Ob die Sprache vor dem Denken, oder dieses vor dem Sprechen war, ist eine müssige Frage. Und dennoch wurde sie von manchem Sprachphilosophen aufgestellt und beantwortet. Wir halten dieser Frage die parallele entgegen: War der Geist früher oder der Körper? oder der Name „für" eher als der Name „gegen"? Alle Gegensätze sind Gegensätze, Gegensetzungen, und als solche sind sie zugleich. Hier nach einem Prius oder einem

---

*) W. D. Whitney, „Streitfragen der heutigen Sprachphilosophie". Deutsche Rundschau. I. Jahrgang. Heft 11. S. 267.

„Wort" ist hier, wie ohne weiteres ersichtlich, im Sinne von „Aussprechen eines Wortes" zu verstehen.

**) Friedr. Schleiermacher, Psychologie. Berlin 1862. S. 135.

Posterius zu fragen, hat, gelinde ausgedrückt, keinen Sinn. Gegensätze sind. Sie wirken nur durcheinander. Hat es einen Sinn, zu fragen: War der Tag früher oder die Nacht?

Sprechen und Denken sind für uns zwei Gegentätigkeiten, die sich immerfort zur Einheit des gedachten Wortes oder des in Worten vor sich gehenden Denkens — was miteinander identisch ist — ergänzen.

Wenn für die Gegensätze Sprechen und Denken etwas gilt, so muss ähnliches auch von der gleichartigen Modifikation beider Tätigkeiten gelten: von dem schon Gesprochenen und Gedachten, oder kurz von der Sprache und dem Gedächtnis. Das Sprechen verhält sich nämlich zur Sprache wie das Denken sich zum Gedächtnis verhält. Oder mathematisch ausgedrückt:

Sprechen: Sprache = Denken: Gedächtnis.

Und da das Produkt der Innenglieder gleich dem der Aussenglieder, so ist:

Sprechen. Gedächtnis = Denken. Sprache.

Was in unsere Sprache übersetzt heisst: Jeder Akt des sinnvollen Sprechens kann nur ein Gedächtnisakt sein. Und weiter: Jeder Denkakt ist nur möglich auf Grund der Sprache.

Sprechen und Denken vereinheitlichen sich in der wirklichen Einheit von denkendem Sprechen oder sprechendem Denken. Sprache und Gedächtnis, die summarisches und latentes Sprechen resp. Denken bedeuten, werden im Akte des Denkens zur lebendigen Einheit. Die universelle Sprache wird durch das denkende Individuum, das individuelle Gedächtnis durch die augenblickliche Erinnerung zur Einheit der individuellen Sprache, resp. des augenblicklich funktionierenden Gedächtnisses.

Sprache an sich ist schon materielles Gedächtnis. Sie ist das grammatikalische und logische Gedächtnis der Universalität, Menschheit genannt. Gedächtnis andererseits ist Gedächtnis der Materie: des Gehirns, des Körpers, der Nerven und Muskeln, d. h. die ganz besondere Art der einzelnen Organismen im menschlichen Organismus, auf gewohnten Reiz gewohnterweise zu reagieren. Wir sagen auch, „spezifisch" zu reagieren.

Vielleicht merkt man schon, worauf wir abzielen. Hier haben wir zwei Tätigkeiten — das Sprechen und das

Denken —, dort zwei harte Tatsachen — Sprache und Gedächtnis. Jene sind in der Tätigkeit des Denksprechens eins, diese jedoch bilden stets eine feste, polare Zweiheit. Die Tätigkeit des Denkens stellt sich uns dar als eine solche zwischen den Grenzen Sprache und Gedächtnis, Universalität und Individualität, Individuum und Augenblick.

Wir folgen nur der Logik der Tatsachen, wenn wir die Sprache als die Verkörperung des Denkens überhaupt bezeichnen, wie sie sich in den Fremdkörpern der materiellen Wortzeichen oder Namen zeigt. Das individuelle Gedächtnis seinerseits betrachten wir analogerweise als die Verkörperung des individuellen Denkens in den materiellen Gewohnheiten, wie sie in den Nervenbahnen des eigenen Körpers fixiert sind, was auch Fr. Mauthner in seinem Werke „Kritik der Sprache" betont.

Körper und Sprache, als physische Apriori, bilden die beiden mächtigen Grenzfestungen, von denen aus das Denken immer wieder seine Tätigkeit aufnimmt. Das Wort als Laut- und Schriftzeichen gehört der physischen Welt an. Es muss vor allen Dingen auf physischem Wege, d. h. rein körperlich eingeübt werden. Und der Körper wiederum, oder gewisse Organe des Körpers, die wir „Sprachorgane" nennen, haben sich den Forderungen der einzelnen Sprachlaute zu fügen. Würde ein geschickter Anatom einmal die Sprachmuskulatur einer Anzahl von Menschen auf ihre spezifische Struktur hin untersuchen, so müsste er zu dem Resultate gelangen, dass nicht nur jede Sprache, sondern auch jeder Dialekt seine eigene charakteristische anatomische Struktur besitzt. Das Körperbefinden bedeutet zugleich auch Sprachbefinden; das zeigt sich besonders deutlich an den allgemeinen Körperstörungen, wie sie in ihrer Beziehung zu den Sprachstörungen ganz klassisch beim Paralytiker auftreten. Mit der progressiven Paralyse der physischen Organe geht Hand in Hand eine solche der Psyche. Und warum? Weil ein Denken ohne Sprechen undenkbar ist, das Sprechen jedoch sich der Sprachmuskeln bedienen muss, die beim Paralytiker ebenso wie alle andern Muskeln unter der allgemeinen Lähmung zu leiden haben. Daher das undeutliche, breiige, stolperige und mühsame Hervorbringen der einzelnen Worte.

Beim Manischen, ganz im Gegenteil, beobachten wir ein ausserordentlich leichtes, gewandtes und schnelles Sprechen. In einem beweglichen Körper ist eine bewegliche Sprache, ein beweglicher Geist. Körper und Sprache sind Bluts verwandte im reinsten Sinne des Wortes. Denn das Blut gibt beiden erst Leben, Charakter und Grösse. Im Zustande der Depression, wo die Zirkulation des Blutes eine langsamere ist als gewöhnlich, wird jedes Individuum langsam sprechen und ebenso denken. In der manischen Erregtheit wiederum ist der Gedankengang eines Menschen ein sehr beschleunigter. Gute Gedanken und Worte sind das Produkt einer guten Stimmung.

Ein einigermassen guter Beobachter vermag, abgesehen von jedem gedanklichen Inhalt des Gesprochenen, schon an der konstanten Weise des Sprechens den Sprechenden zu charakterisieren. Ebenso wird sich aus der Raschheit und Eigenartigkeit der Körperbewegungen eines Menschen auf seine Sprechweise ein ziemlich sicherer Schluss ziehen lassen.

### 3. Sprache und Fremdheitsgefühl.

Ehe dem Kinde das Verständnis für das Wort aufgeht, hat es auch schon gedacht. Statt Worte hat es sich andere Zeichen für das Gedächtnis zurechtgemacht. Sein Denken ist allerdings noch ein äusserst primitives, weil sein geistiger Horizont noch ein sehr beschränkter ist. Zum Denken gehört vor allen Dingen ein Gedächtnis, nicht nur ein automatisches, wie es in den Nervenbahnen verkörpert ist, sondern auch ein durch Wiederholung des ursprünglich Neuen erworbenes. Und dieses letztere, das den Grund zum eigentlichen Denken erst ausmacht, besitzt das Kind noch nicht. So unbeholfen wie mit den übrigen Muskeln geht das Kind auch mit seinen Sprachmuskeln um. Erst allmählich lernen diese die ersten Laute technisch überwältigen. Mit der Wiederholung verringert sich die Mühe. Dem ersten Laute reihen sich weitere an. Das Stammeln beginnt dem Kinde Freude zu machen. Diese wächst, je mehr das Bewusstsein der Mühe schwindet, die das Sprechen dem Kinde verursacht. Das Kind hat schliesslich Freude daran, das Instrument, das es langsam und mühevoll beherrschen lernte, die Laut- und Tonklavia-

tur seines Sprachorgans, im Sprechen und Singen nun wie von selbst funktionieren zu hören. Das Kind hat Gefallen am Sich-Hören. Dies bildet den psychologischen Grund, warum das Kind sich und andere so gerne sprechen hört. Es spricht nun alles nach, was man ihm vorsagt und amüsiert sich über den fremden Phonographen im andern und über seinen eigenen fremden in sich selbst. Das Kind freut sich über die verschiedenen Laute und Stimmen, die aus ihm sprechen, indem es nachspricht, was man ihm vorsagt. Dabei hat es noch nicht das ausgebildete Bewusstsein des „Ich spreche", sondern noch das naive Bewusstsein des „Es spricht aus mir". Die Worte und die Stimme der Worte hört das Kind noch als fremd. Es freut sich daran; zu seinem Glück. Es gibt bekanntlich auch Menschen — Geisteskranke — die ihre eigene Stimme als fremde betrachten, die sie tyrannisieren und zur Verzweiflung bringen kann.

Was das Kind mit seinen Sinnen wahrnimmt, sieht es zuerst als Fremdes an. Sein eigener Körper ist ihm fremd. Es wundert sich, dass seine Hände und seine Füsse sich bewegen. Es wundert sich über die Beweglichkeit seiner Finger. Es beisst in seine Zehen, in seine Finger, und erst, nachdem es einsehen gelernt hat, dass daraus jedesmal ein sehr unangenehmes, schmerzendes Gefühl entsteht, lässt es von seinem Tun ab. Vor den Spiegel gebracht, wundert sich das Baby über das „fremde" Kind da drüben, das ihm alles nachmacht. Und so wundert sich das Kind auch über seine eigene Stimme, die es noch gar nicht als etwas Eigenes begreift.

Uns allen war unsere Sprache, die wir heute als Eigentum betrachten, einmal etwas vollständig Fremdes. Und sie ist uns immer wieder fremd, wenn wir sie als sogenannte „Fremdsprache" erlernen, und so lange, bis diese mit wachsender Fertigkeit zu unserer eigenen Sprache wird. Das Ideal der Beherrschung einer „fremden" Sprache ist dann erreicht, wenn sie dem Sprechenden selbst nicht mehr zu Bewusstsein kommt. Wie jede andere Fertigkeit musste auch die des Sprechens lange eingeübt werden, bis wir zu unserer heutigen Sprachfertigkeit gelangen konnten. Auch in uns hat zuerst „etwas" gesprochen, bis wir durch irgend einen Zufall auf den Gedanken kamen: Ich bin es ja, der spricht.

Was beim Kinde die Folge eines noch nicht entwickelten Ich-Bewusstseins ist, bedeutet bei dem Geisteskranken die Folge eines nicht mehr entwickelten Ich-Bewusstseins. Hier stossen wir auf Schritt und Tritt auf das Phänomen der Stimmenfremdheit. Während jedoch das Kind in dem Stadium, da es die eigene Stimme noch für eine fremde hält, nur sehr wenige und verschwommene Begriffe kennt, haben die „Stimmen" der Geisteskranken die Deutlichkeit des vollkommen sinngemässen Wortes. Ein Paralytiker oder ein Paranoiker ist der festen Meinung, es sprächen „Stimmen" aus ihm heraus oder er höre „Stimmen" von irgend wo draussen, wofür gar kein objektiver Grund vorhanden ist. An dieser Stelle können wir zu diesem abnormen Geistesphänomen nur bemerken, dass beim Kinde wie beim Geisteskranken der reale Grund der Tatsache, dass beide eine fremde Stimme aus sich heraus hören, das eine mit Entzücken, der andere oft mit Entsetzen, darin zu suchen ist, dass Kind und Geisteskranker ihre leisen, subjektiven Gedanken laut betont, objektiviert und in fremden Dingen lokalisiert wiederzufinden meinen. Diese Objektivationen sind ähnlich denen des Traumes. Was hier erlebt und empfunden wird, das ist wie dort die Tätigkeit des eigenen Ich, deren Lokalisation fälschlicherweise in die Aussenwelt verlegt wird.

Noch eine andere Art des Fremdheitsgefühls gegenüber der Sprachwirkung sei hier hervorgehoben. In den Aufzeichnungen genialer Menschen aller Zeiten und jeder Art finden wir dem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben, dass sie oft ihre eigene Sprache am meisten wunderte. Besonders in Augenblicken der Inspiration schien, nach ihren eigenen Aussagen, etwas Fremdes aus ihnen zu reden. Geht es, wenn auch in allen graduellen Abstufungen, uns nicht ganz ebenso? Sind wir nicht manchmal über unsere eigene Sprache erstaunt, über die vorher ungeahnte Verbindung der einzelnen Worte zu geistreichen Wortreihen, zu Wahrheiten, die wir dann bewundern, wenn wir sie schon denkend ausgesprochen haben, und von denen wir vorher keine Ahnung hatten? Staunen wir dann nicht das Etwas an, das in uns und für uns denkt und spricht?

Die Gewohnheit macht alles selbstverständlich. Ihr allein haben es die Menschen zu verdanken, wenn sie sich nicht mehr bewusst sind, dass die Worte, die sie heute so

selbstverständlich und leicht sprechen, ihnen einmal fremd vorkamen.

Das Sprachvermögen muss mühsam erworben werden, während das Denkvermögen unser ureigenstes Besitztum ist. Dennoch „bildete" sich unser Denken erst an der von aussen her durch unsere Sinne und mit unserem Verstande in uns aufgenommenen Sprache heran.

### 4. Bestimmtheit und Schnelligkeit des Sprechens.

Zwei grundsätzlich sich unterscheidende Arten von Geschehen kennen wir: ein physikalisches, als Tätigkeit der Objekte ausser uns, und ein geistiges als Tätigkeit des Ichs oder der Gedanken, Strebungen, des Willens in uns.

Zwischen dem Ich und den objektiv realen Gegenständen der Aussenwelt muss aber, als an sich unversöhnbaren Gegensätzen, eine beide versöhnende Synthese stattfinden, welche sich im lebendigen menschlichen Körper manifestiert. Ist das Denken eine rein psychische und das Geschehen zwischen den realen Dingen der Aussenwelt eine rein physikalische Tätigkeit, so müssen wir das Sprechen als ein psycho-physisches Tätigsein auffassen. Sein Hervorgehen aus dem Denken verleiht dem Sprechen psychischen Charakter; seine Aeusserungsweise (in der Kehlkopf-, Zungen- und Lippenbewegung) ist eine physiologische. Das Sprechen ist die physiologische Seite des Denkens, mit allen Vorzügen und allen Mängeln körperlicher Tätigkeit gegenüber der geistigen ausgerüstet. Was wir auch vom Sprechen aussagen mögen, wir berichten es ipse facto von der konkreten Beschränkung des Denkens.

Zum Sprechen gehört vor allem eine Stimme, denn sprechen heisst: Stimmgebung durch Laute. Die Haupteigenschaft eines Lautes ist natürlich seine Lautheit. Alles Sprechen ist also ein lautlich bestimmtes. Die Lautheit des Sprechens ist ein Vorzug; ein weiterer Vorzug ist die Bestimmtheit und damit die Fixierbarkeit des Sprechens (wie heute im Phonographen). Ein Nachteil des Sprechens, mit dem Denken verglichen, ist vor allem die mit der Lautheit und Deutlichkeit zuneh-

mende Langsamkeit des Sprechaktes. Dies wird ganz empfindlich bemerkbar im Fixieren des gesprochenen Wortes durch die Schrift. Jeder, der irgendwie schriftstellerisch tätig ist, kann dafür Zeugnis ablegen. Um diesem Mangel der Schrift abzuhelfen, führte man die verschiedenen Arten von Kurzschrift ein, von denen die Stenographie die am meisten charakteristische ist.

Niemand wird leugnen wollen, dass wir nicht immer mit derselben Geschwindigkeit denken können und ebenso, dass wir, je nach unserer Disposition, verschieden schnell sprechen. Bevor das Denken sich im lauten Sprechen äussert, war es auch schon ein Sprechen, aber ein innerliches, leises. Das leiseste, gerade noch wahrnehmbare Sprechen nennt man im gewöhnlichen Leben „Flüstern". Bis es zum Flüstern kommt, hat das Sprechen verschiedene Schnelligkeitsgrade durchlaufen. Mit der Lautheit des innerlichen Sprechens verhält es sich genau so wie mit der des Sprechens überhaupt. Jenes Sprechen wollen wir das subjektive nennen, im Gegensatze zu diesem, dem Sprechen von einem Menschen zum andern, dem objektiven. Auch die Lautheit des subjektiven Sprechens ist graduell differenziert. Was wir objektiv „leise" oder „still" nennen, das kann subjektiv den grössten Lautheitsgrad besitzen. Dies dürfte leicht zu beweisen sein.

Das ganze Phänomen des Ueberhörens beruht auf der soeben geschilderten Tatsache. Wir erklären uns die Erscheinung des Ueberhörens, Uebersehens etc. ganz allgemein so: dass während des Inanspruchgenommenseins des inneren Sinnes die Funktion des äusseren Sinnes auf ein Minimum beschränkt ist.

Ich befinde mich mit mehreren Personen in einem Zimmer. Auf einmal sagt mir jemand, es habe soeben zehn Uhr geschlagen, ich wolle doch um diese Zeit weggehen. Ich hatte das Schlagen der Uhr ganz „überhört". Wie war das möglich? Alle anderen hatten doch jeden einzelnen Schlag vernommen und ich nicht? Mein Gehör ist vollständig intakt. Gehe ich in meiner Erinnerung etwas zurück, so wird mir der Grund meines Ueberhörens oder Nichthörens klar. Man hatte vor zehn Uhr auf dem Piano einen Teil der „Meistersinger"-Partitur produziert: die Beckmesserszene. Die Figuren der „Meistersinger" bewegten sich in lebendigster Deutlichkeit vor mir. Als

die Uhr zehn Uhr schlug, sah ich gerade die Prügelszene. Und hier ging alles so laut zu, die Männer und Weiber kreischten so laut durcheinander, dass ich nichts anderes hören konnte. So „überhörte" ich die zehn Schläge der Uhr. Die Stimmen der Menschen in meiner Phantasie waren von einer solchen Lautheit für mich — für die andern nicht —, dass ich für meine wirkliche Umgebung gar „keinen Sinn hatte".

Diese „Stimmen" unserer Phantasie — in Wahrheit nur unsere eigene Stimme in Phantasiefiguren lokalisiert —, wir hören sie immer, wenn wir „in Gedanken versunken" sind. Wir vernehmen sie so laut und deutlich wie die Stimme des Trambahnkontrolleurs, wenn er ruft: Bitte alle Fahrkarten vorweisen! Und der ganze Unterschied zwischen unseren „Stimmen" und denen der Geisteskranken ist der, dass wir öfter als diese daran denken, wieder einmal mit offenen Augen geträumt zu haben. Die „Stimmen" des Geisteskranken sind die Stimmen seiner Phantasiegestalten, die für ihn aus ihm heraus oder von aussen zu ihm hinein laut und deutlich alles mögliche reden. So sagt Krafft-Ebing: „Manche der Gehörshalluzinanten bezeichnen geradezu ihr Stimmenhören als lautes Denken oder als Gedankensprache".*) Dieses Hinausprojizieren und -Objektivieren seiner eigenen Stimme in der Phantasie ist ein Phänomen, das im Traume besonders zu Hause ist.

Es gibt also, wie aus all dem hervorgeht, ein lautes Denken, das in Wirklichkeit ein stilles Sprechen ist. Für den Denkenden selbst besitzt sein Denken stets einen Lautheitsgrad. Dass er sich dieser Lautheit seines innerlichen Sprechens nicht bewusst wird, hat darin seinen Grund, dass der Denkende seinen Denkgestaltungen gegenüber nicht das nötige Fremdheitsgefühl besitzt, um diesen selbst wieder objektiv-bewusst gegenübertreten zu können.

Betrachten wir das objektive oder äussere Sprechen dem subjektiven oder inneren Sprechen gegenüber, so ergeben sich noch manche interessante Ausblicke. Je lauter das Sprechen vor sich geht, desto grössere Muskelgruppen müssen innerviert werden, desto stärker ist die Inanspruchnahme der physischen Kraft, desto intensiver

*) Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie. S. 115.

ist die Respiration eine desto längere Zeit brauch, eine Spracheinheit, um zum Ausdruck zu gelangen. Sehr lautes Sprechen oder gar Schreien ist vom eigentlichen Denken weit entfernt. Hier überwiegt in starkem Masse das physische Moment das psychische, denn die Quantität der aufgewandten physischen Kraft steht, besonders beim Rufen oder Schreien, fast in gar keinem Verhältnis zur nötigen psychischen Kraft.

Das innerliche Sprechen unterscheidet sich in manchem wesentlich vom äusserlichen. Je leiser das Sprechen, desto weniger physische Kraft ist zur Kontrahierung der Sprachmuskeln nötig. Es tritt also eine Ersparnis an physischer und zugleich eine Bereicherung von psychischer Energie ein.*) Die physische Energie wird in den feinsten Sprachorganen tätig sein und diese auf das schnellste bewegen. Dadurch kommt jenes ausserordentlich schnelle innere Sprechen zustande, das wir gewöhnlich „Denken", „Gedanken", „Gedankenblitze" nennen. Je schneller das Sprechen vor sich gehen soll, desto leiser muss es geschehen.

Das Sprechen geschieht in der Richtung des Atemzugs, die Respiration geht in dem rhythmischen Takte von Exspiration und Inspiration vonstatten. Das Sprechen ist ein exspiratorisches, wenn es von Mensch zu Mensch geht. Beim jedesmaligen Einatmen entstehen hier notwendigerweise Pausen. Ist dagegen das Sprechen ein rein innerliches, so brauchen keine Ruhepausen zu entstehen, und das denkende Sprechen oder sprechende Denken kann sich stetig abwickeln. Die Sprechrichtung ändert sich jeweils mit der Richtung des Atemzuges. Das Sprechen wickelt sich sowohl im Einatmen als auch im Ausatmen ab.

Im Denken, als dem leisen und sehr schnellen Sprechen, werden die allerfeinsten Kehlkopfmuskeln nur vibrieren, und dies in raschester Bewegung. Hier können uns die Gedanken wirklich nur so „durch den Kopf schiessen". Das Sprechen geht in uns so schnell vonstatten, dass wir höchstens zu dem Bewusstsein gelangen: Ich habe [illegible] gesprochen. Im Lauten, exspiratori-

*) Beide Arten von Energie sind im Grunde ein und dasselbe, nur von verschiedenen Seiten gesehen.

schen Sprechen dagegen — dies gilt es ganz besonders zu beachten — wissen wir schon vor dem Gesprochenhaben, was wir sagen wollen. Die „Gedanken" laufen den Worten voraus, das heisst: das Denken oder schnellste innerliche Sprechen in uns ist schon beendet, wenn das objektiv laute Sprechen beginnt.

Raymond Dodge, in seiner Abhandlung „Die motorischen Wortvorstellungen", befasst sich auch mit dieser sonderbaren Tatsache: dass wir schon im voraus „wissen", was wir erst sagen wollen. Er scheint aber hierin zu keinem ganz klaren Begriffe gekommen zu sein. So sagt er: „Von dem Charakter des Satzes habe ich eine mehr oder minder deutliche Ahnung, bevor er zu Ende gedacht ist. Der Inbegriff dessen, was ich beabsichtige in den Satz hineinzubringen, kann sich schattenweise bei jedem Wort darstellen." *) Dann fügt Dodge noch hinzu: „Der Charakter dieser Ahnung (dieses Schattenbildes) des noch nicht Gedachten ist nicht ohne weiteres ersichtlich." Wir glauben oben „den Charakter dieser Ahnung" einigermassen anschaulich demonstriert zu haben. Was Dodge in dem letztzitierten Satze das „noch nicht Gedachte" nennt, das ist nach unserer Meinung gerade das schon Gedachte, nur ausserordentlich schnell Vorausgesprochene. Diese Schnelligkeit bildet den Grund dafür, dass wir im Bewusstsein der Erinnerung an das subjektiv Gesprochene sozusagen nur noch dessen Totaleindruck besitzen, die „Ahnung" oder die „dunkle" Vorstellung. Wir können weder etwas vorausahnen, noch vorauswissen, wenn wir dieses nicht vorausgedacht, vorausgesprochen haben. Es ist mit den Vorgängen der Innenwelt wie mit denen der Aussenwelt: je schneller sie an unserem sinnlichen und geistigen Auge vorüberziehen, desto geringer ist das Auffassungsvermögen für den einzelnen Vorgang.

Wie sehr eine normale, regelmässige Atmung Einfluss auf das innerliche Sprechen und damit auf das Denken ausübt, können wir dann sehen, wenn wir, gewollt oder ungewollt, z. B. schneller Atem schöpfen als gewohnt. Die feinsten Sprachorgane arbeiten dann nicht mit der-

---

*) Dr. Raymond Dodge, „Die motor. Wortvorstellungen". S. 13 In: Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von Benno Erdmann. Halle a. S. 1896.

selben Pünktlichkeit wie ehedem. Es kommt zu keinem klaren innerlichen Sprechen und damit Denken. Die konkrete Hemmung oder Beschleunigung des physischen Sprachorganismus bedeutet zugleich auch eine solche des psychischen, d. h. des Denkens. Würde man den Versuch anstellen, die feinsten Sprachmuskeln eines Menschen vorübergehend funktionsunfähig (nicht nur anästhetisch) zu machen, so müsste nach unserem Dafürhalten auch dessen „Gedankengang" stillestehen.

Das schnellste Denken geschieht im leisesten Sprechen, sagten wir. Was man in der Psychologie seit Locke mit dem Namen „Ideenassoziationen" belegt hat, ist eben dieses blitzartige Denken im Sprechen und Sprechen im Denken. Jedes laute Sprechen ist von einem leisen Sprechen begleitet, welches viel rascher vor sich geht als jenes. Dieses Verhältnis mag ein ähnliches sein wie das des Grundtons zu seinen Obertönen. Neben dem lauten Sprechen dürften in uns verschieden schnell schwingende „Obersprachen", wenn wir uns so ausdrücken dürfen, einhergehen. Der Redner oder Schreiber kann sich selbst von dieser Tatsache überzeugen. Wir reden über ein beliebiges Thema, das unsere Aufmerksamkeit voll in Anspruch nimmt. Die Gedanken, die sich anfangs vielleicht nur spärlich einstellen, solange unsere Sinne noch von dem Aeusserlichen um uns her affiziert sind, häufen sich, konzentrieren sich und laufen viel schneller herbei. Von Augenblick zu Augenblick wissen wir besser, was wir erst sagen wollen. „Das Verbum, das am Ende kommen soll, hat schon auf den Anfang Einfluss" (Dodge S. 42). Es erzeugt sich in uns eine psychische Spannung, die mit aller Macht zum Ausdruck, zur sprachlichen Entladung drängt. Je lebhafter einerseits das Temperament des Sprechenden, andererseits sein Interesse an dem geistig apperzipierten Gegenstand ist, desto mächtiger sucht sich diese Spannung durch alle spezifischen Sprachorgane des Sprechenden zu äussern. Die Lautheit der Worte, die Betonung derselben, die Bewegtheit der Stimme, Gestikulation und Mimik: alle sprechen zusammen und doch spricht eine jede ihre Sprache. Und von allen diesen Spracharten hat jede ein anderes Tempo. An intelligenten und beweglichen Menschen sieht man förmlich schon am Leuchten des Auges einen Gedanken

aufblitzen, der daraufhin erst zum sprachlichen Ausdruck gelangt. Die langsamste und damit deutlichste Art die Gedanken sprachlich auszudrücken, bildet die Betonung der einzelnen Worte, der „Nachdruck" derselben.

Als Vorzüge des Sprechens haben wir oben dessen Lautheit und Bestimmtheit kennen gelernt, als Nachteil desselben seine relative Langsamkeit. Sprechen ist lautes, bestimmtes und mehr oder weniger langsames Denken. Lautheit und Schnelligkeit des Sprechens sind umgekehrt proportional. Je schneller das Sprechen vor sich gehen soll, desto weniger laut muss es stattfinden. Und umgekehrt: je lauter, desto langsamer. Die verschiedenen Grade des Bewusstseins bedeuten in Wirklichkeit die verschiedenen Grade der Lautheit des Sprechens und damit der Schnelligkeit des sprechenden Denkens. Den höchsten Bewusstseinsgrad besitzt die lauteste und nachdrücklichste Sprache, den tiefsten die leiseste und schnellste Sprache in uns. Hier stehen wir wieder bei der „Ahnung".

Jedes von uns gedachte Wort hat seine subjektive Betonung oder Lautheit. Je bewusster, klarer das denkende Sprechen in uns, desto langsamer muss es sein, desto „bestimmter", „betonter" oder „lauter" ist es. Wir hören im Denken uns selbst sprechen. Und dasjenige bestimmt uns am meisten in unseren Gedanken, das uns am lautesten zu Bewusstsein kommt. Es wird a priori das sein, was augenblicklich die meisste Kraft an sich zu reissen versteht und uns so „kraft" seiner Lautheit bestimmt.

In unserem Sprechen und damit im Denken sind wir nicht so frei, wie manche meinen. Immer und immer wieder spricht und denkt das Es in uns. Erst nachträglich werden wir darauf aufmerksam, dass dieses Etwas, Sprache genannt, für uns gedacht hat. Worte denken für uns, aber nur Worte, die wir schon einmal durchdacht und dem Gedächtnisse eingegliedert haben.

Die oben schon aufgeworfene Frage, ob Sprechen und Denken miteinander identisch sind, könnte sowohl mit einem Ja als auch mit einem Nein beantwortet werden, denn nur ein Teil von beiden ist identisch. Denken ist mehr als Sprechen, nach der geistigen Seite hin; Sprechen ist mehr als Denken, nach der körperlichen Seite hin be-

trachtet. Sprechen und Denken als Ganzes sind nicht miteinander identisch. Wohl aber treten beide Tätigkeiten gleichzeitig in uns auf. Dass sie nicht identisch sein können, beweist schon der Umstand, dass die Walze eines Phonographen Ton um Ton und Wort um Wort unsere Sprache wiedergeben kann. Die Walze spricht, aber die denkt nicht. Ebenso sprechen der Papagei und das kleine Kind mechanisch vorgesprochene Worte nach, ohne dass man von ihnen sagen könnte, sie würden denken.

Sprechen und Denken sind trotzdem ein einziger Prozess in uns. Wir können nicht schneller sprechen als denken, nicht schneller denken als sprechen. Die Gedanken, die unserer Rede voraneilen, sind selbst wieder Sprache. „Eine Melodie können wir in Gedanken nicht in schnellerem Tempo durchlaufen, als in welchem wir imstande sein würden, sie zu singen",*) sagt Lotze. Die Fähigkeit des Denkens ist, physiologisch betrachtet, durch die des Sprechens bedingt. „So wird dem, dessen Sprachorgane gewandter sind, auch eine raschere Entwicklung seiner Gedanken möglich sein".**)

### 5. Gedanken und Worte.

Es gibt Worte an sich und Worte für uns. Jene, die Namen, sind nichts weiter als Merkmale für das Gedächtnis und tragen nichts zur Erweiterung des positiven Wissens bei. Worte an sich erhalten ihre Bedeutung erst im Gebrauche, wenn sie zu Worten für uns werden. Ein Wort, das wirken soll, muss leben. Es muss beseelt sein mit unserer Seele, durchgeistigt werden mit unserem Geiste. Das gesprochene Wort muss seinem Sinne entsprechend angewandt werden, sonst ist es sinnlos und damit leblos. Fritz Mauthner hat sehr recht, wenn er meint, es könne in der lebendigen Sprache keine einzelnen Worte geben.***) Derselben Meinung ist auch ein Max Müller: „Blosse Worte existieren überhaupt nur in Wörterbüchern, wo sie völlig harmlos sind". †)

*) Lotze, Medizin. Psychologie. Leipzig 1852. S. 480.
**) Ebenda S. 481.
***) Fritz Mauthner, Kritik der Sprache. III. Bd. S. 47.
†) Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. S. 515.

Gedanken sind Elemente des Denkens, haben wir weiter oben gesagt. Wir wissen, dass es im Denken keinen absoluten Stillstand, nur stärkere oder weniger starke Denkhemmungen geben kann. Gedanken an sich kennt die Wirklichkeit nicht. Und dennoch redet man immer von „Gedanken"? wird man uns fragen. Wir reden ja auch von dem Denken des Menschen als etwas Selbstverständlichem. Und trotzdem kennen wir keine Einheit, die Anspruch darauf erheben könnte, als das Denken betrachtet zu werden. Woher wissen wir denn von dem Denken, wenn nicht immer wieder aus jeder seiner einzelnen Aeusserungen? Erst in der geistigen Synthese vereinheitlichen wir die Vielheit und Verschiedenheit der Denkphänomene zu der diesen immanenten Einheit des Denkens. Man kann dem Gedanken die psychologische Daseinsberechtigung nicht abstreiten, ohne dies in gleicher Weise auch dem Denken gegenüber zu tun. Für uns heisst das Element anerkennen zugleich das Ganze in seinen Elementen anerkannt haben. Und umgekehrt. Wenn wir hier von „Gedanken" reden, so tun wir dies nie ohne die reservatio mentalis, dass im Begriffe „Gedanken" implizite schon der des Denkens steckt.

Gedanken und Worte sind die äussersten Pole des Denkens. Dort das kraftgebende, hier das gestaltgebende Prinzip. Rein psychische Elemente stehen rein körperlichen gegenüber, vielmehr strömen in äusserster Schnelligkeit in immer grösser werdende körperliche Widerstände hinein, bis schliesslich die leiseste Gedankenregung zum lautgesprochenen und feststehenden Worte wird. Unwillkürlich drängt sich uns das Bild des Zeugungsvorganges im Menschen auf, wo das in dem so verschwindend kleinen männlichen Spermium verkörperte Prinzip äusserster Lebendigkeit und Lebenskraft sich mit dem im Ovulum festgelegten Prinzip trägster Ruhe zu der Einheit des menschlichen Individuums verbindet. Wie ein Spermium genügt, um neues Leben durch Generationen und Generationen von Menschen hindurch zu bewirken, so genügt ein Gedanke, eine in genialer Konzeption „befruchtend" wirkende Idee, um dem Denken ganzer Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte Gestalt und Richtung zu geben.

Lange vor uns haben andere schon den Parallelis-

nuns des körperlichen und geistigen Zeugungsaktes erkannt und ihn sprachlich fixiert. So reden wir heute mit unserer Sprache von der „Konzeption" einer Idee, der „Befruchtung" eines Gedankens, von einer geistigen „Zeugung", einer „Geistesfrucht", einer „Geistesgeburt", einem „Geisteskinde". Ja sogar die grammatikalische Einteilung der Substantiva in ein „männliches" und ein „weibliches" Geschlecht dürfte ihren Ursprung in dieser Art des Gleichnisdenkens haben.

In dem einen Worte „Befruchtung" haben wir eine dreifache Analogie. Die Erde, den Menschen und den Gedanken nennen wir in gleichem Sinne „fruchtbar". Wir werden noch öfters den triadischen Charakter vieler unserer Worte zu beobachten Gelegenheit haben, die gleichgut für eine Beschreibung des Um-uns, An-uns und In-uns passen. Daher kommt es auch, dass die Termini der Physik, der Physiologie und der Psychologie so oft wechselseitigen Kurswert besitzen.

„Wir können von dem Denken gar nicht reden, ohne von der Sprache geredet zu haben",*) sagt Schleiermacher einmal. So gilt es, um die Elemente des Denkens, die Gedanken, näher zu beleuchten, auch die Worte näher ins Auge zu fassen. Bildet doch das gesprochene Wort die Verkörperung des Gedankens.

Während die Elemente des Denkens, also Empfindungen, Vorstellungen und Wahrnehmungen, die ureigensten Bestandteile menschlichen Bewusstseins sind, verhält es sich ganz anders mit den Worten. Worte sind etwas dem denkenden Menschen von aussen her Aufgezwungenes, Angelerntes. W o r t e sind nicht rein subjektive Güter wie etwa Vorstellungen sondern A l l g e m e i n g u t aller dieselbe Sprache beherrschenden Menschen. Wir unterhalten uns mit den Menschen aller Zeiten, insofern wir nur ihre Schriftsprache verstehen. Die Gedanken eines Buches, das vor Hunderten von Jahren geschrieben worden ist, verstehen wir unter Umständen besser als die Gedanken unseres Tischnachbarn.

Mit jedem neu erlernten Worte erfahren wir nicht nur die Zahl der Buchstaben und lernen nicht bloss die Verbindung der einzelnen Lettern in und zu dem Worte

*) Schleiermacher, Psychologie. Berlin 1862. S. 139.

Dies bedeutet etwas ganz Untergeordnetes, ja ganz ausser acht zu Lassendes. Gibt es doch Millionen von sprechenden Menschen, die keine Ahnung von dem Wesen eines Buchstaben haben und sich doch gegenseitig gut verstehen. Die für uns bedeutsame Tatsache ist, dass wir das Wort mit seinem Sinne — sinngemäss — kennen lernen, in Relation mit den es umgebenden Worten, in Relation ferner mit den Objekten, für welche es Zeichen ist. Mit den Worten lernen wir zugleich ihre logische, psychologische und erkenntnistheoretische Bedeutung, ihren Ordnungsindex, die Weise, sie zu verwenden und ihren Zweck kennen. Die einzelnen Worte lassen sich nicht etwa willkürlich anwenden. Ihrer Tradition gemäss wollen sie „regelrecht" angewandt sein. Mit dem Worte lernen wir zugleich seine Forderung kennen, so und nicht anders angewandt zu werden.

Die Denktätigkeit besteht zu einem grossen Teil darin, Namen dem Gedächtnis einzuverleiben und die objektiv-realen Dinge und Vorgänge mit ihrem richtigen Namen zu benennen. Namen sind Ordnungselemente, die der Menge der in ihnen untergebrachten ähnlichen Erscheinungen Uniformierung geben. Die einzelnen Namen und Worte geben in ihrem Zusammenhange wieder logisch und grammatikalisch geordnete Wortverbindungen. Und über diesen stehen die festen Verhältnisse der Zahlen, die mathematischen Ordnungsprinzipien, die in der logischen Ordnung wieder Ordnung schaffen.

Mit den Namen geht es uns im Sprechen, wie mit den Dingen im täglichen Leben. Das anfängliche Bewusstsein ihrer Fremdartigkeit geht mehr und mehr verloren. Ihr Gebrauch wird immer mechanischer. Nicht nur der gewöhnliche Sprechende, auch der Philosoph, ja sogar der eigentliche Sprachkritiker gebraucht nur eine verschwindend kleine Zahl von Worten bewusst. An ein apperzeptiv erfasstes Schlagwort reihen sich so und so viele andere, wie von selbst herbeigeeilte Worte an sich mit der Pünktlichkeit des gedankenlosen Mechanismus einstellend. Diesen Vorgang nennt man mit einem einseitigen und nicht gerade glücklichen Ausdruck „Ideen-Assoziation". In dem Augenblicke, da wir bewusst sprechen, ist unser Denken und Sprechen von obersten Gesichtspunkten geleitet. Diese Gesichtspunkte können im geistigen oder im sinn-

lichen Gesichtsfelde liegen: im geistigen, wenn wir von einer obersten Idee, im sinnlichen, wenn wir von einem augenblicklichen äusseren Vorgang affiziert sind. Von einem Gegenstande, mag er nun konkreter oder abstrakter Natur sein, „affiziert werden", heisst theoretisch nichts anderes als: in diesem Momente des Affiziertseins die Autonomie des Gegenstandes anerkannt haben, und praktisch: von dem Gegenstande im Denken oder Handeln bestimmt werden. In unserem Denken werden wir stets von Wort und Wirklichkeit beeinflusst, aber so, dass das einemal jenes, das anderemal diese die Führung im Denken übernimmt. Je nach dem geistigen Habitus eines Individuums kann überhaupt in ihm das Wort oder die Wirklichkeit eine mächtigere Sprache reden.

Das Denken bestimmt die Sprache des Denkens, darüber besteht kein Zweifel, wird aber seinerseits wiederum durch die einzelnen Worte in seinem Gange beeinflusst. Jedem Worte, das uns zum Bewusstsein kommt, ist die Tendenz immanent, ähnliche Worte nach sich zu ziehen. Diese Tendenz ist je nach Individuum und Umständen eine verschiedenartige.

Worte sind niemals Zweck des Denkens, nur Mittel für die Gedanken, sich zu äussern. Die ganze Sprache ist Mittel für den denkenden Geist, um sich einem andern mitzuteilen. Sehen wir uns den Charakter des Mittels einmal näher an.

„Mittel" —. Schon rein etymologisch sagt dieser Name aus, dass er eine Zusammenziehung der beiden Worte „mit" und „Teil" bedeute. (Aehnlich wie „Drittel" aus „Drei" und „Teil" zusammengesetzt ist.) Mit dem Worte „Mit—Teil" drängt sich uns die Frage auf: Mit—Teil von was? und mit dem Worte „Mittel" die Frage: Mittel wozu? Grund und Zweck des Mittels gilt es also zu erforschen, seine reale Herkunft und seine ideelle Bestimmung.

Jedes Mittel ist Mit—Teil seines Milieus, bevor es zum Mit—Teil des Menschen wird. Als Mit—Teil seiner realen Umgebung trägt das Mittel dem Menschen gegenüber die Forderung seiner ganzen Art in sich: dieser Art gemäss angewandt zu werden. Hat der Mensch die Forderung der Art in dem bestimmten Mittel anerkannt, so kann er erst mit seiner eigenen Forderung an das

Mittel herantreten und das Mittel wird zu seinem Mittel oder zu seinem Werkzeug. „Mittel sein" heisst: die praktische Mitte sein zwischen der Forderung des Gegenstandes und der des Ichs, zwischen Objekt und Subjekt, zwischen Art und Individuum. Beide Pole verlangen in gleichem Masse Berücksichtigung. Erst die praktische Anerkennung der Objektforderung in der sinngemässen Anwendung des Mittels macht dieses zu einem Organ des menschlichen Organismus und erweitert derart dessen Machtsphäre.

Da Worte Mittel für das Denken sind, so gilt für sie das soeben Gesagte. Das Denken ist seinen Worten gegenüber in gleicher Weise autonom und heteronom. Die Autonomie des denkenden Ich seinen Worten gegenüber zeigt sich darin, dass es seine Worte auswählen und beliebig miteinander verbinden kann. Sollen diese Wortverbindungen oder Sätze jedoch einen Sinn haben — und hier zeigt sich die Heteronomie des Denkens —, so müssen die Worte ihrer Art oder ihrem logisch-allgemeinen Sinne nach aufgefasst und angewandt werden.

Setzen wir Mittel = m; Gegenstand = g; Forderung = f; Ich = i, so gilt für jedes Mittel die mathematische Gleichung:

$$m = \frac{g\,f + i\,f}{2} \quad \text{oder} \quad m = f\,\frac{g + i}{2}.$$

Das heisst: Ein Mittel irgendwelcher Art erfüllt seinen Zweck nur dann, wenn die Forderung des Ich der Forderung des Gegenstands zugleich gerecht wird; wenn also ein praktischer Kompromiss zwischen Gegenstands- und Ichforderung zustande kommt.

Worte fordern vom Lernenden vor allem Verständnis, wenn dieser als Lehrender durch sie wiederum Verständnis bei anderen erwecken will. Worte fordern Glauben an sie, wenn man durch sie glauben machen will. Und Worte fordern schliesslich, ihrem innersten Wesen nach erkannt zu werden, wenn sie den sie Sprechenden und Denkenden zur Erkenntnis führen sollen.

Die Sprache will nicht nur gebraucht, sie will auch verstanden und ihrem Eigenwerte nach beurteilt werden, denn „in der Sprache liegen die Dinge so wie im

Leben[1]. Die Worte vertreten die Stelle der Gegenstände. Gut sprechen heisst die Fähigkeit besitzen, die Dinge in den Worten gut zu zeigen. Klares Denken ist die in die Tat umgesetzte Möglichkeit, adäquate Sachen und Sachnamen zur bestmöglichen Denkung zu bringen.

### 6. Wort und Sinn.

Nicht nur sich selbst schreibt der Mensch Sinne und ein Sinnen zu, auch seinen Worten. Er tut dies einer Denknotwendigkeit zufolge, die ihm befiehlt, alles, womit er denkend sich befasst, in diesem Augenblicke als ihm gleichwertig anzusehen und den ihm im Denkakte gegenübertretenden Gegenstand zu anthropomorphisieren, zu vermenschlichen. Indem der Mensch den Worten einen Sinn beilegt, betrachtet er sie als „sinnvoll", als sinnig. Er beugt zwar oft den Sinn des Wortes, aber nicht ohne sich vorher vor diesem gebeugt zu haben.

Das Wort der Sprache ist ein Zeuge für das Denken vergangener Menschengeschlechter; es ist ein Produkt jenes Denkens. Als solches ist es tot, nur ein Wahrzeichen für entschwundenes Geistesleben, ein Denkmal für die Denkweise der Menschen vor uns. Aber das gesprochene Wort lässt das in ihm seither erstarrte Denken der Vorzeiten in und aus dem es wieder Sprechenden von neuem jung, lebendig und aktuell werden. In dem gesprochenen Worte mischt sich in unsagbarer Weise Altes mit Neuem, Gattung mit Persönlichkeit, Starres mit Flüchtigem, Körper mit Geist, Sein mit Werden.

Ein Wort, ein Satz ist „sinnvoll", resp. „sinnlos", was bedeutet dies?

Soll ein Wort Sinn haben, so muss dieser einmal in das Wort hineingelegt worden sein denn aus nichts in der Welt ist etwas herauszuholen, das nicht schon hineingetragen worden ist. Wer hat also, fragen wir jetzt, Sinn in das Wort hineingetragen? Die Antwort muss lauten: Derjenige, welcher das Wort kreïert hat; dann jene, welche [illegible] nunmehrige Bedeutung wieder andern überlieferten. Von

[1] Dr. Walter Nausester: Denken, Sprechen und Lernen. Berlin [illegible]

Geschlecht zu Geschlecht, von Mensch zu Mensch, ja in demselben Menschen von Zeit zu Zeit, wechselt die Bedeutung der einzelnen Worte. Welchen Bedeutungswandel hat in uns zum Beispiel das Wort „Prinz" durchmachen müssen. Von dem zauberhaft schönen Prinzen, der in unserer Kindheit die Phantasie beschäftigte, schwand mehr und mehr vom Zauber. Heute wissen wir alle, dass „Prinz" ein Titel ist, angetan einem neugeborenen Kinde, das ebensolche Tugenden und Untugenden hat wie jedes andere Neugeborene auch. Mag sich die Bedeutung eines Wortes in und mit uns ändern, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass noch in uns erwachsenen Menschen die Initialerklärungen der aufgenommenen Worte allen anderen, später hinzugetretenen Wortdefinitionen gegenüber sich als die prägnantesten erwiesen haben. Psychologisch ist dies daraus zu erklären, dass von einer Reihe von Erscheinungen in Zeit und Raum die zuerst wahrgenommenen und begrifflich erfassten das meiste Interesse für sich in Anspruch zu nehmen pflegen und sich uns deshalb am tiefsten einprägen. So ist auch die Erklärung, die mit dem Worte zum erstenmale dem staunenden Kinde sich einprägt, unter allen später nachfolgenden meist diejenige, welche höchsten Autoritätswert besitzt.

Um das Verhältnis von Wort und Sinn, von Sprache und Sinnestätigkeit anschaulicher zu gestalten, gilt es zunächst einen Blick auf das Gebiet menschlicher Tätigkeit überhaupt zu tun. Da dürfte sich manches nicht ganz wertlose Ergebnis einfinden.

Das Streben des Menschen geht darauf hinaus, die Machtsphäre seiner Sinne nach Möglichkeit zu erweitern. Mehr und mehr wurden die verschiedensten Betätigungsweisen den Maschinen übertragen, jenen Schöpfungen des menschlichen Geistes und der menschlichen Hand, welche in ihrer stofflichen Beschaffenheit den Charakter der toten Materie, in ihrem formalen und funktionellen Wesen jedoch eine bewusste, meist aber eine unbewusste Kopie menschlicher Organe und physiologischer Organfunktionen darstellen. Von der einfachsten Bewegung der Ortsveränderung bis zur kompliziertesten der Gedankenübertragung hat fast jedes dynamische Zwischenglied seinen spezifischen Apparat gefunden. Der menschliche Erfindungsgeist hatte rasch die Strecke von der einfachen

Walze auf höherer Ebene bis zur drahtlosen Telegraphie zurückgelegt. Und wozu dies alles? Jede Tätigkeit hat doch einen Zweck, wenn dieser auch noch so versteckt in derselben ruht.

Wir lassen die Tatsachen selbst sprechen, und die Antwort auf unsere Frage wird sich ohne weiteres einstellen.

Ein Blick in die Vergangenheit menschlichen Schaffens zeigt uns, wie die einfachen Tätigkeiten des Stossens, Zerreissens, Hackens, Schlagens, Hebens, Bohrens, dann die der Fortbewegung auf festem Boden, im flüssigen Wasser und in der noch dünneren Luft allmählich von Maschinen besorgt werden. Damit nicht genug, baut sich der Mensch Werkzeuge, welche ihn seine eigentlichen Sinnesfunktionen und Verstandesoperationen, wenn auch nicht ganz und gar ersetzen, so doch erleichtern helfen sollen. Als Sehmaschine arbeitet das Teleskop, das Mikroskop, die Brille; als Hörmaschine der Phonograph; als Temperaturempfindungsmaschine das Thermometer; als Druckempfindungsmaschine das Barometer; als feinste Tastmaschine das Seïsmometer; als Schmeckapparat das Lackmuspapier. (Riechapparate wird es sicherlich auch in nicht zu ferner Zeit geben.) Im Photographenapparate besteht eine Abbildungsmaschine, die im Kinematographen, der die Bilder lebend zeigt, ihre bis jetzt höchste Vollendung besitzt. Ueber Schreib- und Zählmaschinen geht sodann der Weg bis zur Gedankenübertragungsmaschine des Telephons und Telegraphen. Jenes überträgt Wortlaute, dieser Schriftzeichen in die Ferne. Was zuerst durch den Draht, geschah später drahtlos. Neben der drahtlosen Telegraphie besitzen wir heute eine ebensolche Telephonie.

Was wir mit Hilfe der Technik da draussen in der verschiedensten Weise objektiviert haben, das ist, in seiner Gesamtheit gesehen, der „homme machine" eines De La Mettrie, die mechanische Seite des Menschen. Die Formel l'homme machine gilt ebensogut in ihrer Umkehr: la machine — l'homme. Der Mensch ist Maschine: in seinem materiellen Sein. Jede Maschine ist die Kopie eines Teils des menschlichen Organismus: nach ihrer formalen und funktionellen Seite hin. Jeder Prozess [illegible] lehrten Schelling und Hegel

Der Mensch, indem er seine Apparate und Maschinen konstruierte, hatte keine Ahnung davon, dass diese schon ihre mustergültigen Vorbilder in ihm selbst besassen. Und heute noch weiss er dies nur unvollständig. Wie jeder Mensch über ein gewisses Mass von Einbildungskraft verfügt, die Bilder der Dinge in sich aufzunehmen, so besitzt er auch den immanenten Drang, die in ihm verkörperten Naturgesetze in der Aussenwelt zu materialisieren. Diesen Drang nennen wir: Ausbildungskraft. Die ganze Technik, ebenso die Kunst im weitesten Sinne des Wortes ist ein Produkt dieser Ausbildungskraft. Wenn der Mensch einen Apparat, eine Maschine baut, so konstruiert er unbewusst eine mechanische Einrichtung in seinem eigenen Körper nach. Entdeckt andererseits der Anatom eine gewisse Gesetzmässigkeit in der Struktur eines Knochens z. B. oder der Physiologe eine Regel in der Funktionsweise irgend eines Organs, so können sie fast mit Bestimmtheit darauf zählen, dieses Prinzip irgendwo in der Technik schon verwertet zu finden. Daher studiere, wer den menschlichen Organismus genau kennen lernen will, den Organismus der Natur und der Maschine Es gibt nur eine Art von Gesetz, das der Menschen-Natur. Von einem Pole aus gesehen zeigt es die Eigenschaften des Menschen, vom Gegenpole aus die der Natur besonders ausgeprägt. Die Gesetze der Physik, der Physiologie und der Psychologie müssen kategorisch ein jedes auch für die andern beiden Geltung besitzen. So will es — nicht etwa die Physik, sondern die Logik, die Gesetzmässigkeit des Denkens selbst.

Später werden wir, auf dem Gebiete des Gefühls, die dem Menschen eigentümliche Anthropomorphisierungstendenz noch näher kennen lernen. Auf dem Gebiete der Sinnesfunktion haben wir dasselbe Phänomen, denn alle Maschinen sind physiologische Uebertragungen in die physikalische Welt der Dinge, Materialisationen der eigenen Körpertätigkeit in fremdem Material. Mit seinen Apparaten gelingt es dem Menschen, den Gang der Natur auf ihren geheimsten Pfaden zu belauschen, wie es mit unbewaffneten Sinnen nie möglich wäre.

Die Frage: Wozu die aufsteigende Verfeinerung der technischen Apparate? lässt sich dahin beantworten: Die

Ueberwindung der physischen Widerstände wird immer mehr den Maschinen übertragen, damit die dadurch frei werdende Kraft für höhere Formen des menschlichen Lebens, für psychische und moralische Probleme frei wird.

Das Verhältnis des Menschen zu seinen Werkzeugen haben wir, vom Niederen zum Höheren aufsteigend, gezeigt, um darin den einheitlichen Zug der Vergeistigung rohen körperlichen Geschehens zu demonstrieren, und um auf einen Apparat besonders hinzudeuten, den allerfeinsten, welcher von Menschenwitz und Menschenkunst konstruiert worden ist. Wir meinen den der Sprache, mit seinem vornehmsten Zwecke der Gedankenübertragung von Mensch zu Mensch und von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Haben die vorhin aufgezählten Apparate nur spezifische Bedeutung, und ist demnach ihre Wirkungssphäre eine eng begrenzte, so sehen wir im Gegensatze dazu in dem Werkzeuge der Sprache ein Hilfsmittel von universaler Bedeutung, von Menschen für Menschen erschaffen.

Die Sprache hat Bilder für alles, was sich durch die Sinne des Menschen hindurch wahrnehmen lässt. Sie hat Laute für jeden hörbaren Laut von aussen. Was das Auge des menschlichen Individuums auch erfassen mag, die Sprache hat schon ihre Fassung dafür. Die Sprache können wir den Sinn des Menschen nennen. Durch sie hindurch lernt er erst richtig sehen; durch sie hindurch sieht er auch seine ganze Welt. Alles Denken manifestiert sich für den Menschen im Lichte der Sprache, seine Gedanken und die der anderen. Mit dem Sinn der Sprache orientiert sich der Mensch erst in der Welt der Wirklichkeit. Aus dem von der Laune des Augenblicks geschüttelten und gerüttelten Tiere wird durch die Sprache der den Augenblick von sich abschüttelnde und den Blick in die Ferne richtende Mensch. Die Sprache macht den nur Sehenden zum Vorsehenden, weil sie an sich zeitlos ist und für Vergangenheit und Zukunft gleiche Werte, nur mit entgegengesetzten Vorzeichen hat. Die Sprache ist geworden wie jeder Sinn und wird, sich verfeinernd, immer von neuem.

Die Sprache ist der [illegible] des Menschen. Sie ist kein spezifischer Sinn wie etwa Gesicht und Gehör, sondern der Allgemeinsinn, vielmehr dessen Erweiterung. Sie gibt die Klarheit und Form der Dingbilder in

ihrer „Erklärung“ und „Formulierung“ ebenso wieder, wie die Laute, Stimmen und Töne der Natur in deren anschaulichen „Verlautung“, „Bestimmung“ und „Betonung“. Die Sprache gibt Wärme und Kälte, Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit der Dinge wieder. Sie wirkt verletzend und heilend, als Gift und Arznei. Die Macht des Wortes ist in Wahrheit die Macht der Natur auf das menschliche Naturell, durch das Denken hindurch sich äussernd und wiederum vom Standpunkte des reflektierenden Denkens aus betrachtet.

Wie ein Ton zugleich das Gefühl der Wärme und eine Farbe die Empfindung eines Tones in uns hervorrufen kann, so vermittelt auch die Sprache die gleichzeitige Erregung verschiedener Sinnesgebiete und Gefühlsseiten. Worte lassen uns Vorgänge sehen, hören, empfinden und fühlen. A priori muss die Sprache selbst Notiz von diesem gleichzeitigen Mitschwingen disparater psychischer Seiten in uns genommen haben. Und wirklich spricht auch die Sprache von einer „Wärme des Tones“, einer „Wärme der Farbe“, einem „farbigen Klange“, einer „Klangfarbe“, einer „Höhe des Tones“, einem „Ton des Gefühls“ („gefühlsbetont“), einem „klaren Begriffe“, einem „akustischen Bilde“, „Tastbilde“ u. a. m.

Den Apparat der Sprache treibt nicht die Lebendigkeit des Feuers, nicht die Kraft des Wassers, nicht der Druck der Hand. Menschengeist, Menschenblut und menschliche Stimme sind es, die ihn in Tätigkeit setzen. Durch die Sprache erst wurde die Erfindung aller anderen Apparate ermöglicht, denn keinen Vorgang der Natur bildet man künstlich nach, der nicht zuerst in der Sprache des Menschengeistes oder im Geiste der menschlichen Sprache nachkonstruiert wurde. Die logische Folge in der Sprache entspricht, wie wir oben betont haben, genau der wirklichen Folge der Dinge. In der Sprache erst zeigt sich die Tätigkeit der menschlichen Ausbildungs- oder Gestaltungskraft im vollen Umfange, die in Wissenschaft und Kunst ihre höchste Form erreicht. Wer in der Sprache zu lesen versteht, der entziffert die Geheimschrift des Lebens überhaupt, mag dieses Natur- oder Menschen- oder Seelenleben heissen. Aber Sprache kann ihrem Wesen nach nicht aus Wörterbüchern gelernt werden.

An der Hand des Lebens, wie es sich in der lebendigen Volkssprache, in der wissenschaftlichen und in der Kunstsprache kundtut, muss sie studiert werden.

Wie die anderen Apparate, ist auch die Sprache aus den Bedürfnissen des Augenblicks herausgewachsen. Die Sprache kennt man erst seit der relativ kurzen Zeit, da die Sophisten sich mit eingehendem Sprachstudium beschäftigt haben. Aus der Sprache hat man die Verstandesregeln abgeleitet. Die logischen Gesetze wurden letzten Endes aus den grammatischen Regeln gewonnen. Wenn wir das Leben in der Sprache und das der Natur und des Menschen miteinander zur Deckung zu bringen verstehen, dann erst begreifen wir, was Sprache ist, und was sie will. Die Natur der menschlichen Sprache ist die Sprache der menschlichen Natur. Denkgesetz und Naturgesetz sind Sprachgesetz.

Im Gegensatze zu den angeborenen Sinnen ist die Sprache der anerzogene Sinn des Menschen. Sie ist jedoch, einmal erworben, mit dem innersten Wesen des Menschen ebenso innig verbunden wie die übrigen Sinne. Bedeutung erhält die Sprache, die an sich nur ein leeres Abstraktum darstellt, erst im Akte des Sprechens, in ihrer Vertonung durch die Stimme. Sprache, die nicht Laut oder Stimme ist, kommt nicht zu Bewusstsein, ist keine Sprache. Kein Gedanke ohne Stimme. Die Stimme aber ist der angeborene Sprachsinn, so wie das Auge der Gesichtsinn und das Ohr der Gehörsinn. Sprechen lernen heisst: seine Stimme beherrschen lernen, stimmlich „gestalten", „formulieren". Man betrachte die Menschen näher, die sich durch die Macht ihrer gesprochenen Worte auszeichnen. Und man findet in ihnen stets die Kunst, die Stimme dem Bilde möglichst adäquat anzupassen.

Vor der Sprache war die Stimme, wie vor dem apperzipierenden Sehen des Erwachsenen das Starren des Kindes war. Sowohl Auge als auch Stimme müssen erst durch Uebung zu ihrer vollen Funktionsweise herangebildet werden. Sind auch die Worte für das sprechenlernende Kind Fremdzeichen: um sie nachzusprechen, musste das Kind sie aussprechen, d. h. ihnen Laut und Stimme geben. Die Stimme aber war dem Kinde vom ersten Schrei an [illegible] wie der ganze Körper. Der eigentliche Sprach[illegible] die Stimme, ist dem Menschen angeboren. Die

Sprachzeichen, die Worte, sind das Erworbene. Die Sprache ist also ebensowohl φύσει, d. h. in der Natur des Menschen begründet, als auch θέσει, d. h. ein konventionelles Gebilde. Die Sprache ist eine psychologische Verbindung von Sinn und Logos. Die wesentliche Eigenschaft der Sprache ist es ja gerade, dass sie vage Gedanken zu ganz „bestimmten" macht. Sprachsinn und Gesichtsinn, Stimme und Auge sind die am meisten entwickelten Sinne des Menschen.

Das menschliche Individuum sieht nichts, was nicht schon Menschen vor ihm gesehen und in der Sprache niedergelegt haben. Wenn wir die Sprache den Sinn des Menschen, der Menschheit nennen, so wiederholen wir nur schon längtst Ausgesprochenes und sprachlich Dokumentiertes. Ausdrücke wie „Sinn des Wortes", „Sinn der Rede", „Sinnspruch" deuten darauf hin, dass man der Sprache ein Sinnen zuschrieb. Weil die Sprache im Akte des Sprechens zur Vermittlerin zwischen dem Denken des menschlichen Individuums einerseits und der Beziehung der objektiven Gegenstände untereinander andrerseits wird, so muss sie als Mittel dem Ich ebenso gerecht werden als den Objekten, was auch der Fall ist. Einerseits die Tatsache des Anthropomorphisierens im Sprechen, andrerseits wieder die Objektivität der einzelnen Sprachteile tragen dem Denken und der Wirklichkeit in gleichem Masse Rechnung.

Die Sprache ist sowohl ein Produkt der Sinnestätigkeit des Menschen als auch wiederum „Erzieher der Sinne", um einen Ausdruck des bekannten Münchener Anthropologen Johannes Ranke zu gebrauchen. Selten ist ein Sinn für sich allein tätig. Meist sind es mehrere, die fast zugleich zusammenwirken. Und da ist es gewöhnlich ein Sinn, welcher die Tätigkeit der andern herausfordert oder veranlasst. Wir hören z. B. ein Geräusch, und wir sehen nach, was dessen reale Ursache ist. Wir sehen etwas und betasten es, um uns über die Gestalt und den Härtegrad des Objektes zu unterrichten. So verhält es sich mit der Sprache als dem Allgemeinsinne des Menschen den übrigen Sinnen gegenüber. Das gehörte Wort wird zum geschauten Bild, das gesehene Wort wird (beim Lesen) zum gehörten Laut und beides, je nach der Empfindlichkeit eines Individuums, zur mehr oder weniger

deutlich empfundenen Wirklichkeit. Umgekehrt wird in einem Menschen, der auf gewisser geistiger Höhe steht, die Tendenz eine starke sein, wirklichen Empfindungen und Gefühlen sprachliche Deutlichkeit im wörtlichen Ausdruck zu verleihen. So haben wir uns in einem Individuum den Uebergang von Wort in Wirklichkeit und vice versa zu erklären.

Wir sind dem Denken des Menschen wieder um einen Schritt näher gekommen und können es jetzt, nachdem wir die Sprache als den allgemeinsten Sinn des Menschen kennen gelernt haben, von diesem Standpunkte aus ganz allgemein die Umprägung der Sinneseindrücke nennen. Die Meinung Lockes teilen auch wir, dass alle Erkenntnis auf der Erfahrung basiert. Erfahrung bedeutet Summation aller bewussten Sinneseindrücke. Diese sind in den Wortprägungen der Sprache lautlich und bildlich fixiert und werden durch sie wiederum in die Aussenwelt hinausprojiziert. Was sich dem Gedächtnisse am intensivsten einprägen soll, muss sich an mehrere Sinne zugleich wenden. Ob für den Webstuhl der Gedanken das Gesicht oder das Gehör das meiste und beste Material liefert, kann höchstens von Fall zu Fall entschieden werden. Beim Blinden z. B. spielt vermutlich der Tastsinn die Hauptrolle. Nur was auf uns Eindruck macht, wird uns bewusst. Und die Stärke des Bewusstseins wächst proportional mit der Tiefe des Eindrucks.

Gesichtsdaten sind Bilder, Gehörsdaten Laute. In Bildern und Lauten, im „Bezeichnen" und „Bestimmen" geht ein grosser Teil unserer ganzen Denkarbeit vor sich. „Bezeichnung" heisst Zeichnung, Grenze, z. B. im sichtbaren Schriftzeichen geben. „Bestimmen" bedeutet „Stimme geben". Worte, die wir hören, werden in uns zu Bildern; Bilder, die wir sehen, suchen Worte in uns. Dieses Umprägen der Sinneseindrücke in uns ist das, was wir gewöhnlich Phantasietätigkeit nennen. Jedem einzelnen Denkakte liegt eine solche zu Grunde. Es denkt in mir, bevor ich denke. Wir sehen unsere subjektiven Bilder und hören unsere subjektiven Laute oft in ebensolcher Klarheit und Wahrheit, ob sie von aussen oder von innen uns zukamen.

Denken und Sprechen, so sagten wir, sind voneinan-

der unzertrennlich. Sprechen ist sich äusserndes Denken: Denken ist innerlichste Ichtätigkeit. Wir fügen, nach Vorangegangenem, noch eine weitere Definition des Denkens bei. Denken ist, so sagen wir jetzt, Sinnen. Der Sprachgebrauch selbst setzt unseren Gedankengang fort und behauptet: Nachsinnen und Nachdenken sind miteinander identisch.

Wir sprechen zwar stets von den fünf Sinnen des Menschen. Diese Fünfzahl ist jedoch ganz willkürlich und „wissenschaftlich nicht mehr streng haltbar", wie Immanuel Munk in seiner „Physiologie des Menschen und der Säugetiere" (S. 533) zugibt. Die Natur hält sich nicht an Zahlen. Nicht wir haben fünf Sinne, sondern wir kennen an uns oder haben an uns lange Zeit nur fünf Sinne gekannt, müsste es heissen. Demokrit meinte, es gebe nur einen wirklichen Sinn, den Tastsinn; alle andern Sinnestätigkeiten, die wir kennen, seien nur Modifikationen des Tastsinnes. Wir gestehen, wir sind derselben Meinung. Unser Sehen ist ein Abtasten der optischen Objekte mit dem Auge; unser Schmecken ein Tasten mit der Zunge etc.

Denken ist Sinnen, sagten wir; es ist ein Sehen durch Begriffe. Und Begriffe, wie wir später sehen werden, sind die Fernbilder der Dinge. Sie zeigen diese klein, verschwommen, schnell. Das Sehen in Begriffen ersetzt das sinnliche Sehen. So sagt Demokrit: „Wenn der Gegenstand der Wahrnehmung zu klein wird als dass ihm die unechte Erkenntnis vermittelst des Gesichts, Gehörs, Geruchs, Geschmacks und Gefühls noch erfassen könnte, und man daher feinere Untersuchungen anstellen muss, dann tritt die echte Erkenntnis ein, die im Denken ein feineres Organ besitzt. Aus dieser Regel sollte der Mensch erkennen, dass er der Wirklichkeit ferne steht."*)

Denken ist Sinnen. Sprechen ist Sinnen. Denken ist Sprechen. Sprechen ohne Denken ist gedankenloses Sprechen. Sprechen ohne Sinnen ist sinnloses Sprechen.

---

*) Die Vorsokratiker. In Auswahl übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Nestle. Jena 1908.

## 7. Sprache und Bild.

In dem ungemein gedankenreichen Werke Fritz Mauthners „Kritik der Sprache" kehrt in den verschiedensten Variationen das Leitmotiv immer wieder: Die Sprache ist ein Bild. Auch uns ist, so wenig und oberflächlich wir uns auch seither mit sprachkritischen Studien beschäftigen konnten, diese Tatsache immer von neuem aufgefallen. Wir können gar nicht anders als in Bildern reden, weil die Sprache aus dem Stofflichen heraus entstanden ist und darum dessen Charakter in sich trägt. An Bildern lernten und lernen wir noch immer sehen. Dem Kinde ist anfangs alles Bild. Nur ganz allmählich lernt es mit dem Bilde das verkürzte Bildzeichen zugleich apperzipieren. Die Sprache der Völker auf niederer Kulturstufe ist ganz Bild. Aber auch die Sprache der grössten Denker, die der Griechen besonders, ja die Sprache unserer grossen Dichter und Philosophen ist Bild. Wir wissen nicht den Grund dafür, warum man diese offene Tatsache sich nicht zugestehen will. Zeigt doch der Denker, wenn er das Bild in seinen Gleichnissen gut beherrscht, dass er auch Künstler ist. Und die wahre Kunst steht mindestens auf derselben Rangstufe wie die Wissenschaft. Die Scheu vor dem Geständnis, dass die eine Seite des Denkens nur Bild und „Bildung" ist, dürfte noch ein Ueberbleibsel von der mittelalterlichen Scholastik her sein, wo man überhaupt dem Bilde so abhold war.

Für uns bleibt das Denken in Bildern eine ausgemachte Sache, denn die Worte selbst sind weiter nichts als Fernbilder von konkreten Nahbildern, durch die verschiedenartigsten Objektivgläser des Geistes hindurch gesehen. Jedes Fernbild ist an sich schon sozusagen das Gesetz des Nahbildes. Es zeigt dieses von ferne, verkürzt, geregelt und einheitlich. Fernblick oder Ueberblick, Uebersicht ist das Wesen jeder Abstraktion. Das diskursive Denken unterscheidet sich vom intuitiven besonders dadurch, dass es alles eben nur in kleinen Bildern oder Bildzeichen von ferne aufzeigt. Es ist ein geordnetes Denken mit begrifflichen Wahrzeichen für konkretbildliche Wirklichkeit.

Die Sprache ist Abbild des wirklichen Geschehens. Sie ist aber auch, setzen wir hier schon hinzu, in demselben Masse Mathematik oder Logik der Wirklichkeit, d. h. die Wirklichkeit, durch Ordnungskategorien hindurch gesehen. Was an synthetischen Urteilen im Denken zustande kommt, ist das Produkt der Gegenüberstellung, oder besser der Gleichsetzung je zweier Tatsachen. Diese Tätigkeit der Gleichsetzung heisst einmal mathematische Gleichung, das anderemal psychologisches Gleichnis, schliesslich logischer Analogieschluss. Derselbe Inhalt in verschiedenen Formen. Konkrete Bilder werden in die abstrakte Welt der Begriffe übertragen. Die Bilder erhalten hier nur geometrisch geregelte Grenzen und logisch mathematischen Einheitscharakter.

An gewissen Tatsachen, die uns wieder und wieder durch ihre Selbstevidenz imponieren, dürfen wir nicht vorübergehen, ohne ihnen Gehör zu schenken. Wir meinen die etymologischen Fingerzeige, die uns die Sprache gibt.

Die Sprache und mit ihr der Sprechende reden von einer „Bildung" des Menschen, worunter die systematische Ansammlung von Kenntnissen verstanden wird. Wissen ist Bildung; ohne Einbildungskraft kein Wissen. Alle unsere positiven Kenntnisse haben wir dieser Kraft zu verdanken, die in uns „bildet", „einbildet", „umbildet" und „ausbildet".

Was heisst denn im Grunde: „sich etwas einbilden" oder „etwas ausbilden"? Nichts anderes, als dass der Mensch immer „Bildner" ist, der sich das eine Mal äussere Bilder einbildet oder einprägt, das andere Mal seine subjektiven Bilder an der objektiven Materie ausbildet. Und „ein eingebildeter Mensch" im landläufigen Sinne des Wortes ist derjenige, der sich an seinem eigenen inneren Bilde berauscht. Es ist ganz und gar kein Zufall, dass die wahren Künstlernaturen, die eigentlichen Bildner, auch die vergleichsweise eingebildetsten Menschen sind. Sie sehen immer nur ihr eigenes Bild, ihre eigenen Ideen, ihr Selbst verkörpert und bekümmern sich darum — meist berechtigterweise — nicht um das Urteil des „on dit".

Etymologie ist latente Philosophie und speziell Psy-

chologie. Haben wir soeben die etymologisch psychologische Bedeutung des Wortes „Bild“ gestreift, so gilt es auch, einen flüchtigen Blick auf die Tätigkeit des Bilderfassens zu werfen. Diese Tätigkeit nennt die Sprache kurz „s e h e n“.

Es ist eine Lust, mitanzuschauen, wie die „abstrakte“ Wissenschaft die konkreten Bilder der Wirklichkeitswelt für sich in Anspruch nimmt. So wimmelt es in der psychologischen Terminologie geradezu von Metaphern, welche dem Gebiete des Gesichtssinnes angehören. Ausdrücke wie „oberster Gesichtspunkt“, Blickpunkt des geistigen Auges“, „geistiges Gesichtsfeld“, „Absehen“ von etwas, tragen doch nach unserer Ansicht den Stempel des Bildlichen, Materiellen ebenso deutlich an sich als etwa „Hinsicht“, „Rücksicht“, „Absicht“, „Einsicht“, „Uebersicht“ usw. Mit der Aufzeigung des konkreten Charakters dieser Abstrakta soll ganz und gar nicht etwa ein Misstrauensvotum gegen den Gebrauch dieser bildlichen Begriffe abgegeben werden. Uns ist es im Gegenteil darum zu tun, dass man das Bild in der Sprache allgemein anerkennen und schätzen möge, denn ohne Bild keine Kunst. Mehr Kunst, weniger nüchterne und trockene Prosa, das ist die Forderung, die man an den die deutsche Sprache Sprechenden stellen müsste. Die Kunst des Sprechens liegt in der Sprache selbst schon implizite vor. Die materielle Sprache hat allen anderen Arten von Materie das Eminente voraus, dass sie in sich selbst schon künstlerisch gegliedert ist: nach Bild und Ordnung, nach psychologischer Farbe und nach logischer Linie, denn die Sprache selbst ist ein Produkt der feinsten logischen und psychologischen Köpfe aller Zeiten.

In der französischen Sprache spielt das Verbum „voir“ dieselbe Rolle wie im Deutschen das „Sehen“. Unter der Menge seiner Variationen seien nur zwei herausgegriffen: „avoir“ und „devoir“.

Avoir heisst bekanntlich: haben, besitzen. Wir besitzen nur, was wir als unseren Besitz ansehen und in dem Augenblicke nur, da wir unseren Besitz körperlich oder geistig vor Augen haben, sehen. Das avoir tritt immer ein: à voir, das wirkliche H a b e n eines Gegenstandes beim S e h e n desselben.

Noch interessanter verhält sich die Sache mit devoir, müssen, pflichten, Pflicht. Devoir = de voir. Diese etymologisch-mathematische Gleichung besagt ganz allgemein, dass die Pflicht aus der Einsicht resultiert. Man muss gesehen, eingesehen haben, um das Müssen zu begreifen. Devoir = de voir ist auch die sokratische Lehre, wonach erst durch die Einsicht die Tugend, das Pflichtbewusstsein zustandekommt.

In jedem sprachlichen Element, heisse dieses auch nur Buchstabe, muss sich die Elternschaft von Natur und Mensch nachweisen lassen. Unsere besten Naturschilderer, die Dichter, geben in ihrer phonetischen Sprache am treffendsten die Laute in der Natur wieder. So hat es ein Richard Wagner z. B. meisterhaft verstanden, die musikalisch-poetische Synthese der Naturlaute und der menschlichen Stimme herzustellen. Die Qualität eines Künstlers überhaupt zeigt sich in dem Masse, als er fähig ist, den Vermittler zwischen Natur und Mensch zu spielen.

Sprache ist das Naturleben, durch menschliche Stimme lautlich bestimmt und durch menschliche Zeichen bildlich bezeichnet. Die Einheit des Sprechens befasst in sich die Zweiheit: Stimme der Naturlaute und Zeichnung der Naturbilder. Es gibt keine Sprache, welche sich normalerweise nicht an Gesicht und Gehör zugleich wenden würde. Gegenstände, die auf uns sichtbaren Eindruck machen, reden auch zu uns.

Wir lesen nichts bewusst, ohne dass wir zugleich das Gelesene sehen und hören. Das gesprochene Wort wiederum übt nur dann eine Wirkung auf uns aus, wenn wir uns ein Bild davon machen. Wortklang und Wortbild zusammen machen die volle Wirkung des Wortes aus. Das Wort „Pferd" z. B. löst nicht nur die nahezu gleichen Sinnesbilder in verschiedenen Menschen aus, es innerviert auch in diesen die gleichartigen Sprachmuskeln. Die Sprache ist materialistisch, muss es sein. Auch in der höchsten Sphäre psychischen Lebens ist der Geist an das Bild gebunden. Das Urmaterial alles unseres Wissens und Denkens besteht aus Bildern. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn in unserer ganzen Sprache das bildliche Moment das vorherrschende ist. Mit Fritz Mauthner behaupten wir, dass „alle Sprache ihrem Wesen nach

bildlich, metaphorisch sein muss".*) In jedem Worte haben wir einen kleinen Teil des Naturgeschehens festgehalten. Sache des vereinheitlichenden Geistes in uns ist es, die Menge der auf ihn einstürmenden Bilder in mathematisch-geometrischer Ordnung zu sichten und zu richten. Das flüchtige Geschehen wird in Worten festgebannt. Zwischen den Worten selbst werden feste, logische Beziehungen hergestellt, denen man ihrerseits wieder ideelle Beweglichkeit in der logischen Begriffsfolge gibt. Die festen Satzungen des menschlichen Verstandes, Worte, Begriffe, Ordnungsprinzipien überhaupt, entsprechen den ruhenden Objekten der Aussenwelt. Die Sinne des Menschen, sein Auge vor allem, nehmen in der Aussenwelt neben Ruhe auch Bewegung wahr. Diese überträgt der Mensch, unbewusst oder bewusst, auf seine Verstandeselemente. Die starren Zeichen erhalten Leben in der Ichtätigkeit des Bezeichnens, die Grenzen im Begrenzen, die Masse im Messen, die Merkmale im Merken, die Sachen im Sagen und die Dinge im Denken.

Wenn, wie wir behaupteten, unsere Sprache in ihren Grundelementen aus Metaphern, aus Symbolen besteht, so muss a priori die Sprache selbst ausdrücklichste Notiz von dieser, ihrer hervorstechendsten Eigenschaft genommen haben. Durch die Gewohnheit und die Dauer des Gebrauchs der Abstrakta hat allerdings das Bild darin mehr und mehr an Deutlichkeit eingebüsst. Aber auch die plastischen Prägungen der Münzen verlieren allmählich ihre Prägnanz.

Im folgenden wollen wir an einigen Beispielen den sinnlichen und metaphorischen Charakter der Abstraktionen aufzeigen.

Ausdrücke wie „Beschreibung", „Bezeichnung", „Bestimmung", „Bildung", „Erläuterung", „Formulierung", „Gestaltung" bedeuten in Wirklichkeit nichts anderes, als etwas in Schrift, Zeichen, Stimme, Bild, Laut, Form, Gestalt wiedergeben.

Die Bezeichnungen für die abstraktesten Tätigkeiten des Geistes sind einfach symbolisierte Körpertätigkeiten. In der folgenden Rubrik stehen links die Benennungen

*) Prof. Max Theser, Kritik der Sprache, II. Bd. S. 31.

der Körperfunktionen, rechts die davon abgeleiteten Worte für die Verstandestätigkeiten.

Stehen . . . . . Verstehen, Verstand.
Setzen . . . . . Setzung, Uebersetzung, Gesetz, Satz, Gegensatz.
Legen . . . . . Ueberlegen, Grundlage.
Stellen . . . . . Vorstellen, Vorstellung, Darstellung.
Fallen . . . . . Fall, Einfall, Auffallen, hinfällig.
Fassen . . . . . Erfassen, Fassung, Auffassung, Abfassung.
Greifen . . . . Ergreifen, Begriff, ergreifend.
Heben . . . . . Aufhebung, Abhebung, beheben, erhebend.
Stossen . . . . Verstoss.
Drücken . . . . Eindruck, Ausdruck.
Treiben . . . . Trieb, Antrieb, Uebertreibung.
Ziehen . . . . . Beziehen, Beziehung, Entziehung.
Halten . . . . . Verhalten, Verhältnis, Aufrechterhaltung.
Laufen . . . . . Ablauf, Verlauf, Geläufigkeit.
Suchen . . . . . Gesuch, Versuch.

Fast ins Endlose liesse sich diese Rubrik verlängern. Die angeführten Beispiele dürften genügen, um unsere Behauptung vom bildlichen Ursprunge der Abstraktionen zu erhärten. Den Ausdrücken links oben für die verschiedensten K ö r p e r tätigkeiten des Menschen begegnen wir auch in der Benennung der physikalischen Bewegungsweisen der O b j e k t e.

Die Termini des physikalischen wie des psychologischen und des physiologischen Geschehens sind darum gleich oder ähnlich, weil der Mensch nicht anders kann, als das Geschehen in der objektiven Körperwelt, in seinem Körper und im Bereiche seiner Begriffe als e i n Gleiches aufzufassen. Das Denken ist ein Gleichnisdenken, ein Gleichsetzen von Bildern, Bild- und Ordnungszeichen.

Der Mensch ist Mensch vor allem. Was er tut und was er denkt, trägt deshalb den allzumenschlichen Zug an sich. Er kann nicht anders als anthropomorphisieren. Wenn er auch eine Tätigkeit wie die physikalische eine rein objektive n e n n t und die polare, die psychologische, eine rein subjektive: im Grunde sieht er doch beide Tätigkeiten als e i n e einheitliche an. Ob man sagt, „der Baum ‚s t e h t' im Garten" oder „das grammatikalische Subjekt ‚s t e h t' vor dem Objekt", oder „das Bild ‚s t e h t'

lebendig vor meinem Auge" stets dieselbe Vermenschlichung.

Die Augenscheinlichkeit der Anthropomorphisierungstendenz des Menschen wird an folgenden Beispielen noch klarer. Man spricht von einer „einschneidenden" Frage, einer „kühnen" Behauptung, einer „verletzenden" oder einer „treffenden" Antwort, einer „brennenden" Frage, einem „schlagenden" Beweise, einer „tödlichen" Sicherheit, einer „vernichtenden" Kritik. Dies alles zugleich ein Beweis, welche Rolle die Autorität des Tastsinnes in der Sprache spielt.

Den Anthropomorphismus in den Begriffsetzungen zeigen stehende Ausdrücke wie: es „geht" die Sage; ein Gerücht „läuft umher"; ein Fall „springt" in die Augen; eine Tatsache „steht fest"; die Verhältnisse „liegen" etc.

Wortbilder für manuelle Tätigkeiten werden in die intellektuelle Sphäre herübergenommen. Das Bild der Wage und des konkreten W ä g e n s finden wir in den abstrakten Termini des „Erwägens", „Wagens", „Ueberwiegens". Etwas „in Erwägung ziehen" bedeutet: zwei Ansichten gegeneinander abwägen, bis die eine schliesslich die „Ueberwiegende", die „Uebergewichtige", die „wichtige" wird, indem auf sie ein „besonderes Gewicht" gelegt wird. Die für uns „wichtige" Ansicht ist zugleich auch die für uns „ausschlaggebende". Das ganze Denken könnte man ein geistiges „Erwägen" nennen. Und eigentümlich, und unseren Gedanken rechtfertigend: das französische „p e n s e r" (denken) kommt von „p e s e r" (wägen). (Nach Larousse, Französ. Gramm.) Analog verhält es sich im Lateinischen (pensare = wägen und denken).

Mit der Tätigkeit des M e s s e n s verhält es sich analog wie mit der des Wägens. Auch sie wurde in das Bereich der Geistestätigkeit übertragen. Wir „ermessen" eine Sachlage an einem schon bestehenden Masse, er greifen geistig „Massnahmen". Wenn das Mass voll ist, haben wir das „Massvolle". Was darüber, ist das „Uebermässige". Haben wir einen neuen Massstab an die Stelle eines alten gesetzt, so ist dieser nun in unserem Handeln ebensowohl als auch in unserem Denken für uns „massgebend". Nikolaus von Kues meinte, das Erkennen sei überhaupt nur ein geistiges Messen.

Die angeführten etymologischen Beispiele dürften ge-

nügen, um die Wichtigkeit des Bildes in der Sprache und Philosophie zu demonstrieren. Das ganze Begriffsmaterial, über das wir verfügen, musste einmal zuerst vom Auge des Menschen als Bild wahrgenommen werden, bevor es zum Material der Sprache und des Denkens wurde.

Es gibt kein Denken ohne Sprechen. Es gibt keine Sprache ohne Bilder und kein Wort in der Sprache, dem nicht ein Bild zugrunde liegen würde. Kurz, wir denken in Bildern. (Aber wir denken nicht nur in Bildern.) Unsere innerste Tätigkeit ist ein Bilden und Umbilden, die wir Phantasie oder Einbildungskraft nennen. Neben dieser betätigt sich in uns noch ein ihr gleichwertiges, korrelatives Prinzip, das der Einordnung. Hier Arbeit, dort Spiel. Dort buntes Durcheinander, hier strenge Ordnung und Richtung. Bedeutet Phantasie die Quelle, aus welcher alle Begriffe und Begriffsreihen entspringen, so heisst Einordnung die Fassung, Richtung- und Zielgebung des Quelleninhaltes.

## 8. Sprache und Ordnung.

Mit dem Wortgebrauche im Sprechen lernte das Kind zugleich jene Tätigkeit, die wir mit dem Ausdruck „ordnen" oder „klassifizieren" bezeichnen. Worte sind die ersten Ordnungsprinzipien, unter welche der Mensch Teile des Naturgeschehens einzureihen lernte. Mit den ersten Worten war der Grundstein gelegt zu den logischen Denkinstitutionen der Regel und des Gesetzes.

Unsere Phantasie braucht feste Grenzen, um Zeichnung, Linie und Richtung, um Gesetzmässigkeit zu erlangen. Denkinhalte gibt es nur, wo es Denkformen gibt, deren Inhalte jene eben sind. Diese Denkformen sind Setzungen des menschlichen Verstandes, mit der Aufgabe betraut, das an sich formlose, weil ewig lebende Naturgeschehen, in Formen festzuhalten, deren Hauptcharakter Konstanz und logische Bestimmtheit ausmacht.

Wir unterscheiden höhere Denkformen und niedere. Jene nennt man auch Kategorien. Wenn ein Aristoteles die Zahl der obersten Denkformen auf zehn festsetzte, Kant deren zwölf, Lotze vier aufstellte, so haben gewiss alle drei recht. Wir nennen diese Kategorien zwar Kategorien des Denkens, setzen jedoch als Einschränkung

hinzu „aristotelische" oder „kantsche" oder „lotzesche" Kategorien des Denkens. Die Zahl der Kategorien des Denkens ist eine unbeschränkte. Man kann sie auf eine einzige Kategorie beschränken — hier sei nur an den eleatischen Seinsbegriff erinnert — oder sie zur beliebigen Vielheit werden lassen. In diesem Falle wäre jedes Wort eine Denkkategorie zu nennen.

Wie die Natur nicht nur fünf Sinne des Menschen kennt, so kennt auch das Denken nicht eine bestimmte Anzahl von Kategorien. Je höher die Spirale des Denkens steigt, desto mehr bewegt sie sich von der Vielheit der Denkformen weg zur alles vereinheitlichenden kategorialen Einheit des reinsten Bewusstseins, zum Superlativ aller Superlative: zum einheitlichen Sein, zur einheitlichen Substanz, zur einheitlichen Ichheit, zur einheitlichen Gottheit hin.

Alles Denken trägt die Tendenz der Einmündung in oberste Gesichtspunkte in sich. Die Wortbegriffe geben ihre Quantitätsautorität zu Gunsten ihrer Qualität im einheitlichen Satze auf. Aus den zahlreichen Ordnungselementen werden die weniger zahlreichen Ordnungsreihen der logischen Sätze. Sätze ordnen sich ihrerseits in höhere Regeln ein. Diese werden zu wenigen, aber allgemeiner gültigen Gesetzen. So verdichten sich die einfachsten Wortabstraktionen, um den Weg zur Regel und von hier zum alles beherrschenden Gesetz zurückzulegen. Jede Vielheit von Tatsachen trägt die Möglichkeit und die Tendenz in sich, zur Einheit im Bewusstsein zu werden. Einheit i s t schon gewissermassen oberstes Gesetz.

Alles um uns ist aber doch in stetigem Wechsel begriffen? Ja, wir selbst ändern uns in jedem Augenblicke, wie kann es da für uns etwas wie eine höchste Ordnung, ein unbedingtes Gesetz geben? fragen wir uns. Gesetze existieren, das wird kein vernünftiger Mensch zu bestreiten wagen. Sie existieren mitten im bunten Wechsel der Tatsachen. Also muss dem Chaos selbst der Charakter einer kosmischen Gesetzmässigkeit immanent sein. Sache des denkenden Menschen war und ist es, einen Massstab ausfindig zu machen, den er an die Dinge und ihre Verhältnisse untereinander anlegen könne, so dass dieser in gleichem Masse dem Menschen und den Dingen Rech[illegible] ist einleuchtend, dass nicht jeder Mass-

stab dazu geeignet ist. Eine Geruchsempfindung z. B. lässt sich nicht — wenigstens bis heute — durch die Farbenskala bestimmen, ebensowenig durch Gewichte. Gleiches kann nur mit Gleichem erreicht und durch Entgegengesetzt = Gleiches zum Stillstand gebracht und fixiert werden. Der Natur konnte man nur mit Natur beikommen, zu fassen war sie nur mit dem menschlichen Verstande. Der Masstab, der an die Dinge der Natur anzulegen war, ist ein zwar von Menschengeist erdachter, aber von Natur aus gegebener, heisse dieser Fuss, Elle im kleinen oder Einheit, Zweiheit, Gesetz, Mensch, Natur im grossen.

In allem Denken und Sein, in der Welt der Dinge, wie in der der Begriffe, lassen sich diese grossen Ordnungsmasstäbe nachweisen. Alles ist Einheit, alles ist Zweiheit, alles ist Gesetz, alles Vermenschlichung, alles Natur und natürlich.

Gesetzmässigkeit ist Ordnung im höchsten Sinne. Sie kommt zustande auf Grund induktiver Verallgemeinerungen. „Verallgemeinerung" bedeutet: an den Dingen, die man miteinander vergleicht, das „allen Gemeine", das Allgemeine apperzipieren und zur selbständigen Begriffseinheit machen. Jedes Wort bedeutet gegenüber der Vielheit von realen Dingen, deren Aehnlichkeit es festhält, eine Verallgemeinerung, eine Abstraktion, Ordnung, Gesetz. Das Wort ist die verkörperte mathematische Einzahl für die Vielzahl der Dinge, die es in sich schliesst. Es ist sowohl die Grundeinheit der Logik, als auch Grundeinheit der Mathematik.

Das Denken des Menschen ist ein ständiges Umdenken, das von den beiden antagonistischen Funktionen des Umbildens und des Umordnens bedingt wird. Die Sprache ist einerseits Abbild des wirklichen Geschehens, anderseits Ordnung, Mathematik, Vereinheitlichung desselben. Sie ist, um mit Hamann zu reden, „eine versinnlichte Logik und Mathematik".*)

*) Weisheitssprüche und Witzreden aus Joh. Georg Hamanns sämmtl. Schriften. Amberg 1828. S. 117.

## 9. Verschiedene Arten von Sprache.

### a) Gattungssprache, individuelle Sprache und Augenblickssprache.

Jede Sprache ist vor allem Zeichensprache, eine Sprache der Symbole, der Metaphern. Wortsprache ist Sprache im engern Sinne. Sprache im weitesten Sinne ist Zeichensprache überhaupt, wie sie die Natur durch ihre Dinge — die Menschen mit eingeschlossen — in so unendlich vielartiger Weise zu uns redet. Erst, wenn es dem Menschen gelungen ist, die Geheimnisse des Natur- und Menschengeistes zu entziffern, dann hat er das Recht zu sagen: Ich verstehe! Verstehen heisst die Kunst, Symbole zu deuten, ihre feste Beziehung zu den Dingen, welche sie darstellen, aufzudecken und andrerseits ihr Verhältnis zum Ichwert des Menschen klarzulegen.

Die Elemente der Sprache sind verschiedenster Natur: Schriftzeichen, Laute, Gesten, Bilder, Punkte und Zahlen.

Unterziehen wir die Wortsprache einer genaueren Prüfung, so finden wir sie als Synthese von drei qualitativ voneinander verschiedenen Sprachen. Wie der Mensch mit seinem ganzen physischen Sein das Erbteil seiner Ahnenreihe darstellt, so repräsentiert auch seine Sprache vor allem die Sprache seiner Vergangenheit, durch Individuum und Gegenwart modifiziert. Die Worte, die wir sprechen, geben Zeugnis von dem Denken der Menschen vor uns bis zu jenem Punkte hinauf, wo überhaupt ein Denken begann. Wenn ein Heraklit sagte, er habe nichts von seinen Lehrern gelernt, so hätte er dies doch von seiner Lehrerin nicht behaupten können. Und diese hiess: Sprache. In ihr hatten schon die Vordenker Heraklits ihre Gedanken niedergelegt, die dieser wieder der Sprache entnahm. Heraklit hatte es allerdings noch nicht verstanden, die Sprache als ein Ding für sich zu betrachten.

Im einzelnen Menschen wiederholt sich nur der Denk- und Sprechprozess, welchen schon seine Gattung durchgemacht hatte. Jeder spricht vor allem seine Gattungssprache.

In die Gattungssprache als Materie prägt die Individualität ihre Form, die Persönlichkeit ihren Charakter ein. Innerhalb der Gattungssprache existiert, für jedes Individuum in mehr oder weniger prägnanter Weise, eine

ganz typische Individualsprache, bedingt durch die psychischen Faktoren Charakter, Temperament und geistiger Habitus der Person.

Die Individualsprache differenziert sich ihrerseits in die verschiedenartigsten Augenblicksprachen, von den augenblicklichen innern Zuständen des Menschen und seiner momentanen gegenständlichen Umgebung gefordert. Um so leichter ist diese Veränderung der Augenblickssprache wahrzunehmen, je enger das sprechende Individuum mit der Natur zusammenhängt und damit von ihr abhängig ist. Verschiedene Zeiten, ein anderes Milieu, andere körperliche Zustände, verursachen auch eine Verschiedenheit der sprachlichen Aeusserung. Ein Trauriger spricht langsam, ein Mensch, der freudig gestimmt ist, schnell. Den anerkannten Autoritäten gegenüber treten Denkhemmungen ein, welche ein schüchternes, leiseres Sprechen verursachen. Dem Untergebenen gegenüber wird dagegen die Sprache laut und erhoben.

In der Tätigkeit des Sprechens unterstützen und befehden sich wechselseitig Gattungssprache, Individualsprache und Augenblickssprache. Der Durchschnitt durch einen gesprochenen Satz zeigt alle drei Arten auf.

### b) Gebärdensprache.

Unter „Gestikulation" oder „Gebärdensprache" verstehen wir, wie schon der Name sagt, jede Art von Mitteilung zwischen Menschen, die sich durch das Mittel der Geste oder Gebärde vollzieht.

Nach unserer Ansicht steht die Gebärdensprache in ihrer Bedeutung für die Verständigung kaum hinter der Wortsprache zurück. Gesten sind die ursprünglichsten Zeichen, durch welche Menschen sich einander mitteilten. Sie geben Kenntnis von den seelischen Zuständen des Menschen, vom Gefühlten, während Worte im allgemeinen vom Verstandenen berichten. Mit dem ersten Schrei des neugeborenen Kindes beginnt die Gebärdensprache. Mit dem letzten Seufzer des sterbenden Menschen erstirbt sie erst.

Spricht man in Worten zu uns, so gilt es zuerst den einheitlichen Zusammenhang derselben in uns herzustellen. Zugleich haben wir das Gehörte, das, wenn auch in unse-

ren eigenen Worten, so doch nie in unserer ureigenen Sprache zu uns gesprochen wird, in diese zu übersetzen, mit unserem Gedächtnisse in Einklang zu bringen, mit schon Gewusstem zu vergleichen, daran zu beurteilen, zu bemessen. Der Prozess bei dieser Art Gedankenübertragung durch Worte ist also ziemlich komplizierter Natur. Worte fordern nicht nur verstanden, sondern auch gewürdigt und gewertet zu werden.

Ganz anders verhält es sich bei der Gefühlssprache. Eine Geste wirkt, im Gegensatze zum Wort, unmittelbar auf unser Gefühl ein. Hier haben wir nicht erst künstlich einen Zusammenhang herzustellen. Die Gebärde hat schon auf uns seelisch eingewirkt, wenn wir uns ihrer Einwirkung bewusst werden. Die „Einfühlung" in eine uns affizierende Gebärde können wir erst nachträglich bemerken. Die Sympathie, das Mitfühlen oder seelische Mitschwingen ist das Prius, das Denken dieses erst das Posterius.

Worte vermögen kaum so gewaltige Eindrücke in uns hervorzurufen wie Gesten. „Unser Schrei des Schmerzes, der Furcht, des Zornes, vereint mit den entsprechenden Bewegungen, das Murmeln der Mutter ihrem geliebten Kinde gegenüber, sind ausdrucksvoller als irgendwelche Worte", meint Darwin.*) Wie kläglich wäre die Leichenrede des Antonius an der Bahre Cäsars ausgefallen, wenn sie nicht von Geste und Betonung getragen worden wäre. Nur diese sprechen eine wahrhaft grosse Sprache, weil ihr Sinn unzweideutig und ihre Kraft eine ursprüngliche, persönliche ist. Betonung ist auch Geste, und zwar Geste der Stimme. Wir alle wissen, dass manche Stimme an sich schon etwas „Bezwingendes" besitzt.

Worte überzeugen nicht wie Gebärde und Miene durch sich selbst. Ihr Sinn wird oft dann erst verständlich, wenn die Gebärde das Wort unterstützt. Wir sprechen von „ernsten" und „heiteren" Worten. Der Ernst oder die Heiterkeit liegt nicht in dem Worte, sondern in der unmittelbar wahrgenommenen Geste des Sprechenden. Jedes Wort verlangt seine adäquate Geste, die Gebärde das ihr entsprechende Wort. Die Nichtanerkennung dieser For

*) Charles Darwin, Die Abstammung des Menschen. Reclam: S. 127.

derung des Wortes und der Geste erzeugt die Lüge. Unter „Lüge" verstehen wir hier ganz allgemein den Gegensatz von Denken und Fühlen, wie er sich bis zum Phänomen der Worte und der Gesten fortpflanzt. Wir sagen von einem Worte ebenso berechtigterweise wie von einem Gesichte — es lügt. Das heisst eben, die augenblickliche Geste stimmt nicht mit dem gedachten Worte überein. Die „Lüge" kann die Form des Scherzes, des Witzes, der Satire, der Ironie annehmen. Wenn wir mit ernster Miene und grosser Geste kleine Dinge vortragen hören, muss in uns ein Gefühl der Komik entstehen. Mit heiterem Gesicht des Lebens Ernst anhören und predigen, das macht den Lebenshumor aus.

Die Gebärdensprache ist die Sprache des Augenblicks, während die Wortsprache über dem Augenblick und der augenblicklichen Einwirkung der Gegenstände auf den Menschen steht. Werden wir gegenständlich sehr stark beeinflusst, so geben wir unserer inneren Spannung nur durch die Gebärde, nicht durch das Wort Ausdruck. Wird jemand erschreckt, so sehen wir ihn zusammenfahren; wird er plötzlich erfreut, so springt er auf. Lust, Schmerz, Angst, Trauer, kurz, alle gemütlichen Stimmungen und Verstimmungen eines Individuums erfahren wir zuerst aus dessen Gesten und dann erst aus seinen Worten.

An welchen Menschen und unter welchen psychologischen Bedingungen zeigt sich das Phänomen der Gestikulation besonders deutlich?

## 10. Gestikulation und individuelle Differenzen.

Die Gebärdensprache ist ein ganz und gar psychologisches Phänomen, da sie Kunde gibt einmal von der augenblicklichen Disposition, zum anderen von der Eigenart eines Menschen, auf Einflüsse von aussen her zu reagieren. So viele menschliche Differenzierungen, so viele Differenzierungen gibt es in der Gebärdensprache.

Der Mensch ist psychologisch bestimmt durch Geschlecht, Alter, Temperament, Klima, Gesundheit, Gemütszustand, geistige Disposition, Umgebung usw. Durch

alle diese Eigenschaften hindurch lassen sich zwei Begriffsreihen — und dementsprechend zwei natürliche Reihen — verfolgen, die durchweg einander parallel laufen und gegenseitig Polaritätscharakter tragen. Das Geschlecht zerfällt in seine polaren Grenzen Mann und Weib, das Alter in Unreife und Reife, oder Jugend und Alter (im engeren Sinne), das Temperament in ein sanguinisches und ein phlegmatisches, das Klima in Süden und Norden.

Die beiden absolut gegensätzlichen Kategorien, in welche die Menschen sich teilen, nennen wir kurz: Kategorie I und Kategorie II. Während jene mit der Natur aufs engste zusammenhängt, sieht diese die Natur sozusagen nur von ferne, durch abstrakte Begriffe und ideelle Zwecke hindurch. Man kann das Wesen des Menschen nur schwer verstehen, wenn man nicht von dieser prinzipiellen Zweiteilung des Menschengeschlechts ausgeht.

Zur Kategorie I gehören die Naturen mit einem leichtflüssigen Blute: in den Altern ist es das Kind, die Jugend, in den Geschlechtern das Weib, in den Temperamenten der Sanguiniker, in den Klimaten endlich der Süden. Dann gehören naturgemäss zur Kategorie II: das Alter, der Mann, der Phlegmatiker, der Norden.

Die Unterscheidung in zwei Grundtypen von Menschen lässt sich weiter ausdehnen auf menschliche Eigenschaften und Eigenarten. Das Uebermenschliche im Genie ist vom Untermenschlichen im Idioten ebenso prinzipiell und kategorisch getrennt wie etwa Lust von Unlust, Anteilnahme von Teilnahmslosigkeit, Freude von Trauer, Gesundheit von Krankheit u. s. f.

Ganz besonders müssen wir hier betonen, dass die beiden polaren Kategorien von Menschen und menschlichen Zuständen prinzipieller Natur, d. h. logische Setzungen sind. Allerdings solche Setzungen, die schon mit den Satzungen der Natur implizite gegeben sind. Es gibt wohl prinzipiell einen reinen Norden und Süden, die Jugend und das Alter, die Liebe und den Hass. In Wirklichkeit jedoch trägt alles den Charakter seiner beiden polaren Grenzen in sich. Es gibt keinen Norden, der nicht von einem nördlicheren Standpunkte aus als Süden aufgefasst werden könnte, und der nicht als Norden das

Gegenteil von Süden wäre. Es gibt kein bestimmtes Alter, das nicht Jugend und Alter in sich vermischen würde. Es gibt keinen Hass, der nicht als solcher schon die Liebe enthalten würde. In der Welt der Wirklichkeit gibt es nur Vermischtes, die Gegensätze fliessen ineinander; in der Welt der Begriffe nur Getrenntes, die Gegensätze sind feststehend. Da, wo die konkrete Mischung mehr das Gepräge der einen oder anderen polaren Grenze zeigt, setzen wir abrundend den festen Begriff.

### 11. Gestikulation und innere Spannung.

Wie verhalten sich die beiden Kategorien zur Gestikulation? lautet jetzt in etwas modifizierter Form die oben aufgeworfene Frage.

Es ist ohne weiteres ersichtlich, dass diejenigen Naturen, die ein lebhafteres Naturell besitzen — Kategorie I also —, in höherem Masse zur Gebärdensprache hintendieren als die anderen. In höherem Masse, sagen wir mit gutem Grunde, denn auch die abstraktesten Menschen können in der sprachlichen Mitteilung die Gebärde nicht ganz entbehren.

Jede Art von Aeusserung steht mit dem Innern des Menschen in engster kausaler Beziehung. Eine Aeusserung an sich gibt es nicht. Stets ist etwas vorhanden, das sich äussert. Nach aussen drängen kann sich nur etwas von innen Kommendes, also Gedanken oder Gefühle. Gedanken müssen ausgesprochen, Gefühle ausgedrückt werden. Dort ist das Wort, hier die Gebärde das Ausdrucksmittel. Gestikulation und Gefühl sind Korrelativbegriffe wie Sprechen und Denken. Gestikulieren ist sich äusserndes Fühlen. Lebhafte Gefühle haben die immanente Tendenz zu explodieren, weil jedes intensive Gefühl eine intensive innere Spannung bedeutet.

Die psychische Spannung kann eine so starke sein, oder die Widerstände für dieselbe sind so schwache, dass sie in dem Augenblicke, da sie entsteht, auch schon zur realen Explosion gelangt. Diese Explosion wird sich vor allem in gestikulatorischen Aeusserungen entladen, die bei starken Affekten eine grosse Intensität besitzen. Bei leidenschaftlichen, impulsiven Naturen, wie sie Kategorie I

aufweist, treffen wir diese psychologischen Merkmale besonders gut ausgeprägt.

Die psychische Spannung äussert sich nicht augenblicklich: — Bei Kategorie II kommt es nicht wie bei Kategorie I zu so plötzlichen Aufwallungen. Hier tritt eine langsame Stauung der sich nach Veräusserung drängenden inneren Spannung ein. Die Spannungsakkumulatoren, Begriffe genannt, nehmen in sich einen grossen Teil der psychischen Kraft auf. Die Worte sind hier inhaltsreicher als bei Kategorie I, wo sich die innere Kraft weniger den Worten als den realen Tatsachen zuwendet. Kategorie II legt auf die Wortsprache, Kategorie I auf die Gebärdensprache die grössere Betonung. Hier tritt der Augenblicks-, dort der Ewigkeitskult in den Vordergrund. Tatsachen und Probleme stehen in den beiden Kategorien einander gegenüber.

Eine innere Spannung drängt, je länger sie zurückgehalten wird, um so lebhafter zur Aeusserung. Dieser Drang kann so mächtig werden, dass er sich explosivartig in heftigen Gestikulationen äussert. Von Richard Wagner wissen wir, dass, wenn ihm etwas über Erwarten geglückt war, er sich durch Purzelbäume Luft machen musste. Eine sehr intelligente Dame meinte einmal: „Ich weine öfters und längere Zeit. Würden Sie mich um den Grund dafür fragen, ich wüsste keinen stichhaltigen anzugeben. Aber wenn ich mich ausgeweint habe, merke ich, wie leicht es mir wieder ist, und wie schwer es mir vordem zumute war". Dieses „Ausweinen" besagt eben, dass etwas sich von innen zur Aeusserung, zur Entladung drängte. Das eine Individuum, wenn seine innere Spannung über das gewöhnliche Mass hinausgeht, spricht sich aus, ein anderes weint sich aus, ein drittes tollt sich aus, ein viertes schafft sich aus. Und alle diese verschiedenen Individuen sind zu gewissen Zeiten in einem und demselben Menschen.

Das ganze Geheimnis des „Geheimnisses" beruht auf der Tatsache der innern Spannung. Sensible Naturen können ein Geheimnis nicht in dem Masse für sich behalten wie kältere. Kategorie I ist ihrem innersten Wesen nach nicht fähig, ein Geheimnis strikte aufzubewahren. Kind, Weib, Südländer, Sanguiniker verraten es, indem sie es [illegible] ausplaudern, durch Miene oder Geste

oder Tat preisgeben. Das Genie spricht, bildet und dichtet seine innersten Geheimnisse in seine Gestaltungen hinein, sie so vor der Welt aufdeckend, allerdings nur vor der dem Genie kongenialen Welt. Allgemein bekannt ist, dass wir in der Erregung gesprächig werden, sei diese durch innere Umstände, wie Freude, Hass auf natürlichem Wege, durch konkrete Mittel wie Alkohol oder ein sonstiges Narkotikum auf künstlichem herbeigeführt. Das Wort: in vino veritas sagt, dass der feurige Wein auch das Gemüt lebhafter reagieren lässt, so dass es sich gibt, wie es in Wahrheit ist. Dieser künstlichen Anregung bedarf die Kategorie I nicht, da sie von Natur aus schon sehr anregbar ist. Also müssten Kind und Weib ständig oder viel mehr die Wahrheit sagen als die abstrakten Naturen? Dies ist auch tatsächlich der Fall: Beide haben ihre Wahrheiten, die Wahrheit des Augenblicks, die allerdings mit einem anderen Augenblick zur anderen Wahrheit werden kann. Wenn man den Augenblick versteht, versteht man das Weib. Mit der „Lüge" des Weibes verhält es sich trotz Weininger und trotz Strindberg wie mit manchem anderen, das man als Trug findet, und das nur Unkenntnis des Suchenden verrät. Kategorie I zeichnet sich vor Kategorie II weniger durch die Qualität ihrer Wahrheiten, als durch den vergleichsweisen schnellen Wechsel derselben aus.

Eine aktuelle innere Spannung kann sich auf ein Gedächtnisbild oder auf ein Wort auf lange Zeit übertragen. In und mit dem Heraustreten des Bildes oder des Wortes aus der Latenz des Gedächtnisses zur Aktion der Erinnerung wird auch die frühere Spannung wieder aktuell. Auf dieser Eigentümlichkeit der psychologischen Spannungsübertragung beruht unter anderem die Tatsache der Vergeltung, im guten und bösen Sinne. Ein Beispiel dafür:

Ein A habe einen B beleidigt. B war es nicht möglich, die Beleidigung sofort zu vergelten. Jedesmal nun, wenn das Bild des A vor ihm auftaucht, vor ihm lebendig wird, wird auch die Beleidigung wieder lebendig. Und B empfindet mit dem Bilde des A auch die Beleidigung stets aufs neue wieder, vielleicht nicht so intensiv wie das erstemal, jedoch stark genug, um das Gefühl des Hasses und der Rache gegen A und den Willen wieder aktuell werden zu lassen, um jeden Preis die innere Spannung der

empfundenen Beleidigung in der Vergeltung zur Entladung zu bringen. Wurde die Beleidigung durch eine Verbalinjurie provoziert, so kann in B schon dieses blosse beleidigende Wort, und vielleicht in ganz anderem Zusammenhange, als es von A gebraucht wurde, die Erinnerung an die Demütigung und damit den Willen zu deren Vergeltung wecken. Mit dem Phänomen der Dankbarkeit verhält es sich vollständig analog.

Was man in der Psychologie „lustbetont", resp. „unlustbetont" nennt, hängt mit dem soeben Gesagten aufs innigste zusammen. „Etwas ist lustbetont", heisst: mit dem Objektbilde, das jetzt in uns ein Gefühl des Behagens auslöst, wird zugleich die Erinnerung an die früher mit dem Bilde erlebte Lust oder Unlust wieder wach. Jede frühere Erinnerung ist die Fortsetzung einer noch früheren. Und da zeigt es sich, dass unter der Menge von ähnlichen Erinnerungen die Initialerinnerungen die prägnantesten bleiben. Eine Kindheit gibt es nicht nur in unserem physischen Leben; jeder der von uns beherrschten Begriffe hatte seine Kindheit, seine Anfangszeit, und die Erinnerung an diese bleibt das Ursprünglichste und Konstanteste in uns. Wenn das normale Geistesleben sich im Irresein, in der höchsten Gefahr und in der Sterbestunde seinem negativen Pole zuneigt, so tritt mit elementarer Macht der Gegenpol wieder hervor und die früheren Erinnerungen treten wieder in Kraft.

Für Kategorie I hat alles seine Geste, sinnliche Deutung, für Kategorie II alles seinen Sinn, verstandesgemässe Bedeutung. Für Gefühlsmenschen, wie sie Kategorie I umfasst, kann die Wortsprache allein nicht ausreichend sein, um einer mächtigen inneren Spannung adäquaten Ausdruck zu verleihen. Die seelische Erregung überwiegt hier die geistige. Die Begriffe haben darum nicht die schwerwiegende Bedeutung wie bei den abstrakten Naturen der Kategorie II. Die innere Bewegung lässt sich nicht in die enge Bahn des Sprechens in Worten allein drängen. Sie sucht und findet ihren Ausgang und Ausdruck in allen Körperorganen. Der ganze Körper spricht in einer grossen Geste.

Ist es Aufgabe der Sprache, die Gedanken in den Worten festzuhalten, so hat die Kunst die Gefühle in den Gesten zu fixieren. Die Fernwirkung des Wortes

mit der Nahwirkung der lebendigen Gebärde vereinigt, lässt das lebendige Wort, das zu Herz und Verstand gleichmächtig redende, entstehen. Wissenschaft und Kunst ergänzen sich, indem jene den grossen Gedanken, diese den grossen Ausdruck pflegt. So entsteht klare Ordnung und lebendige Gestaltung in Einem. In der gewöhnlichen Sprache und in der Sprache der Wissenschaft steckt schon ein Stück Kunst. Es kommt immer auf das einzelne Individuum an, ob es die Philosophie der Sprache der Kunst in der Sprache unter- oder überordnen will. Das erste macht der Dichter und Künstler überhaupt. Der Gedanke steht hier im Dienste des Bildes, das Wort im Dienste der Geste. Das zweite tut die Philosophie. Die Wissenschaft ist hier Herrin der Kunst. Die künstlerische Gestaltung beugt sich der wissenschaftlichen Ordnung

An einer früheren Stelle hatten wir den Dualismus von Bild und Wort (als Bildelement und Ordnungselement) aufgezeigt. Hieran reiht sich nun der Dualismus von Geste und Wort oder von Gefühls- und Verstandesausdruck.

Die Gestikulation ist das Primäre, die Artikulation das Sekundäre des phänomenalen psychischen Lebens. Der Wille ist vor dem Bewusstsein, das Fühlen vor dem Denken da. Dies gilt sowohl für das menschliche Individuum als auch für die menschliche Gattung. „Ehe die Urmenschen sich durch die artikulierte Sprache miteinander verständigten", sagt Preyer in seinem Buche „Die Seele des Kindes", „müssen sie mittelst sehr mannigfaltiger Gebärden und Mienen sich verständigt haben, so wie es jetzt Menschen, die ihre Sprache gegenseitig nicht im mindesten verstehen, ebenfalls zu tun pflegen." Die Geste ist etwas mit uns Geborenes, das Wort dagegen etwas Angelerntes. Ein Europäer versteht die Gebärdensprache des unzivilisiertesten Volkes ziemlich gut. Ein Norddeutscher dagegen hat grösste Mühe, sich einem Niederbayern, der doch auch „deutsch" redet, durch Worte verständlich zu machen.

Zum geistigen Erfassen ist Verstand nötig. Dieser wird erst im Laufe einer langen Zeit erworben. Die Geste dagegen wird im Bereiche des Seelischen schon erfasst. Der Verstand sinkt und wächst; das Gefühl bleibt jedoch konstant.

Wie das Gesicht, kennt auch das Gehör Gesten. So bedeutet für dasselbe der Stimmfall sozusagen die Geste der Stimme. Am Stimmfalle hören wir sehr wohl, ob ein Mensch heiter oder traurig, musikalisch oder unmusikalisch, intelligent oder dumm ist. Das Gesprochene hat neben einem inneren Werte auch einen Lautwert. Es gibt eine gewisse Sprachmelodie. Jeder von uns weiss dies, denn er hat sicherlich schon manchmal die Gelegenheit und das Bewusstsein gehabt, an Menschen eine mehr oder minder melodische Sprache zu beobachten. An der Sprachmelodie, gleichviel welche Worte sie dahinträgt, lässt sich der Charakter ihres Trägers erkennen: ob er ein gross oder kleinlich denkender und fühlender Mensch ist, ob er eine innerlich zerrissene oder positivistisch-einheitliche Natur darstellt. Le style c'est l'homme. Dieses Wort eines Buffon gewinnt in unseren Augen neue Bedeutung, wenn wir nur statt „style" — „voix" setzen. Die Stimme lässt den Menschen erraten. Stimme und Gesicht lügen nie.

Bei jeder Art sprachlicher Aeusserung gilt es ein inneres Gleichgewicht wiederherzustellen, das durch äussere oder innere Einflüsse vorübergehend gestört worden war. Das ganze Wesen der sprachlichen Mitteilung beruht schliesslich in jenem unabwendbaren Bedürfnis der sozialen Menschen, sich durch gegenseitige Aussprache „Luft zu machen", wie die populäre Sprache treffend sagt. Dieses Bedürfnis ist um so mächtiger, je reicher das Innenleben eines Menschen, und je anregbarer dieser ist. So hat Kategorie I ein ungemein grösseres Mitteilungsbedürfnis als Kategorie II.

Es gibt gewisse Menschen, die in eigentümlicher Weise die Charaktere der beiden gegensätzlichen Kategorien in sich vereinigen. Sie besitzen die Natürlichkeit der einen in ebenso hohem Masse wie die Abstraktionsfähigkeit der anderen. Von ihrer realen Umgebung und von ideellen, grossen Zielen werden sie gleich stark beeinflusst. Es sind die genialen Naturen, die wir hier im Auge haben, die Herren zweier Welten. Gefühl und Verstand sind da in gleich hoher Weise ausgebildet. Die Gegenstände des Denkens werden zu lebendigen gefühlvollen Einheiten, das Geschaute wiederum wird zum klar Begriffenen. Das Genie bedeutet die lebendige Synthese

der grössten Gegensätze, und das Genie kann es darum wieder nur sein, das aus sich heraus diese zu den grössten Einheiten verarbeitet. Die mächtige innere Spannung drängt nach mächtigem Ausdruck, das weit Empfundene nach weiten Grenzen und das Erhebende nach erhabener Gestaltung. Das Genie braucht Gestalten, Einheiten, in die es seine Leiden, seine Freuden, sein Wollen, sein Können, sein Denken, seine Sprache, kurz sein Wesen, sein Ich hineinlegen kann. Es hat den Drang, sich in seinen Kunstwerken wiederzusehen. Da lebt es sich ein, und darin lebt es sich aus. Da denkt es sich hinein, und darin spricht es sich aus.

Ganz unbewusst versehen wir auch Namen mit Gesten, und wir apperzipieren ebenso unbewusst im Worte schon die ihm immanente Geste. Verschiedene Namen tragen schon an sich einen ehrenvollen oder ehrlosen Charakter, eine wegwerfende oder ehrende Geste. Den Namen „Schuft" werden wir niemals mit einem ehrenwerten Menschen in Beziehung bringen, da er auf einen niederträchtigen Menschen hindeutet. Das Wort „futsch" dagegen, das aus denselben Buchstaben wie „Schuft" besteht, hat weder eine ehrenvolle noch eine unehrenvolle Bedeutung. Es zeigt nur einen Tatbestand und keine Persönlichkeitswertung. „Futsch" deutet auf ein Objekt, und zwar auf ein verschwundenes hin. Das Wort „Schuft" dagegen deutet auf den Menschen und seine Handlung, auf das, was sich der Mensch durch seine Handlungsweise hat zu Schulden kommen lassen; es deutet auf seine Schuld hin.

An sich gibt es weder Ehren- noch Schimpfnamen. Erst der gestikulatorische Index, mit welchem zusammen ein Name eingeprägt und im Gedächtnisse behalten worden ist, gibt ihm durch diese Hindeutung Deutlichkeitswert.

## 12. Sprache und Einfühlung.

Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale, auch Worte haben sie. Jahrhunderte lang kann ein Wort seinen Dornröschenschlaf ruhen, bis auf einmal ein Fürst der Wissenschaft erscheint, der jenes Wort mit der Kraft seiner Persönlichkeit belebt. Das Wort, um das es sich hier handelt, heisst „Einfühlung".

Dass es so etwas wie eine „Einfühlung" gibt, haben viele Denker schon erkannt. Man nannte diese, nur dem Menschen eigentümliche Gewohnheit: Vermenschlichung, Anthropomorphisierung, „Introjektion" (Avenarius). Dass man in allem nur sein Selbst wiedersah, haben einzelne philosophische Grössen, besonders Sokrates, aufs klarste erkannt. Aber wieso der Mensch dazu kommt, sein Ich in die Welt hinaus zu verlegen, und dieses wieder als Ich der Gegenstände hereinzuholen, das dürfte besonders klar Theodor Lipps mit seiner Einfühlungstheorie gezeigt haben.

„Einfühlung" ist nach Lipps jedes „innere Mitmachen".*) Sich im andern, sei dieser Mensch oder allgemein Gegenstand, erleiden und betätigen, erleben, das heisst „Einfühlung". Das Bewusstsein von einem Andern und von einem Aussen ist auf dem Wege der Einfühlung uns zuteil geworden.

In diesem Zusammenhange gilt es darzutun, wie sich das hervorragendste Ausdrucksmittel des Menschen, seine Sprache, zu jener inneren Tätigkeit der „Einfühlung" verhält, wobei wir „Sprache" im allgemeinsten Sinn nicht nur als Wortsprache, sondern als Zeichensprache überhaupt verstanden wissen wollen. „Kein Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren ist einer so mannigfachen Einfühlung zugänglich als die Sprache, da die Sprache das spezifische Mittel der seelischen Lebensäusserung des Menschen ist".*)

Es dürfte doch eine allgemein bekannte Tatsache sein, dass wir die Dinge nicht wahrnehmen, wie sie an sich sind, sondern, wie sie, durch unsere Sinne geschaut, sich uns repräsentieren. Wir wissen unmittelbar nichts von einem Ding-an-sich. Nur Dingzeichen kennen wir. Die Dinge „sprechen" durch die Sinne zu uns, und zwar in unserer Wortsprache, wenn wir uns ihrer bewusst geworden sind; in ihrer eigenen Zeichensprache, wenn sie unbewusst auf uns einwirken. Die Gegenstände können also einmal, von uns ungewollt, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wir werden dann von den Dingen

*) Theodor Lipps, Aesthetik. I. Bd. Hamburg und Leipzig 1903 S. 111

**) Ebenda S. 481.

affiziert. Das unbewusste Affiziertwerden kann jederzeit, wenn die Bedingung hiefür gegeben ist, in ein bewusstes Apperzipieren umschlagen. Wir fassen dann das Objekt, welches unsere Aufmerksamkeit erregt hatte, geistig ins Auge und damit zugleich in seinen Begriff. Aus dem Ergriffensein ist ein Begreifen, aus der Einfühlung ist eine bewusste Einordnung geworden. Beide Tätigkeiten gehen als eigentliche Seelen- und Geistestätigkeit ständig ineinander über, nehmen aber nie zur selben Zeit Besitz vom Ich. Fühlend sind wir sprachlos. Sprechend haben wir schon gefühlt.

Wenn wir von einem Gegenstande, vielmehr von seinem optischen oder akustischen Bilde affiziert werden, „spricht er uns an", zuerst durch die spezifischen Sinnesorgane des Gesichts, resp. des Gehörs und unmittelbar darauf durch das allgemeine Sinnesorgan der Sprache. Wir sehen von einem Gegenstande nur dessen Form oder Geste; wir hören von ihm nur seine Laute oder seine Stimme, und wir sagen schliesslich von einem Gegenstande nur das aus, was er in unserer Wortsprache zu uns gesprochen hat. Der Gegenstand spricht aber nur das zu uns, was wir zuvor ganz unwillkürlich und unbewusst ihm sozusagen in den Mund gelegt haben. Der Gegenstand erzählt uns, was wir ihm im Akte der „Einfühlung" angedichtet haben. Das Gleiche am Gegenstande wird von dem Gleichen in uns angezogen, reflektiert und nun von dem Gegenstande in unseren Worten durch uns selbst wieder abgelesen.

„Ich kann und soll im Zusammenleben mit andern, in der „Zwiesprache", mich gesteigert und bereichert wiedergewinnen. Dies geschieht aber jederzeit auf dem Wege der Einfühlung. Alle Wechselbeziehung eines Individuums mit einem andern vollzieht sich in beständiger Einfühlung. Und diese Einfühlung ist der gleichen Art, wie die Einfühlung in ein Naturobjekt. Umgekehrt gesagt: Diese letztere ist eine „Zwiesprache zwischen mir und dem Objekt".*)

Alle Gegenstände sprechen zuerst durch die Sinne zu uns, bevor sie sich an unseren Verstand wenden, d. h.

---

*) Theodor Lipps, Aesthetik. I. Bd. Hamburg und Leipzig 1903. S. 191.

wir haben schon auf die Gegenstände reagiert, wenn wir anfangen, auf diese Reaktion aufmerksam zu werden. Wir übersetzen nachträglich die Einwirkungsweise der Objekte auf unsere Sinne in unsere Sprache. Wir sagen, die Gegenstände sprechen mit uns, stellen an uns ihre „Forderungen". In der Tat tun dies die Gegenstände dem Menschen gegenüber. Sie sprechen mit uns, weil wir unbewusst mit ihnen schon gesprochen haben.

Je reicher und differenzierter das Innenleben eines Individuums, je reaktionsfähiger also Seele und Geist desselben sind, um so reicher wird sich für dieses auch das Leben um es herum gestalten. Dinge, die für den Alltagsmenschen gar keine Bedeutung haben, affizieren einen sensiblen Menschen vielleicht in hohem Grade. Für ihn ist alles beseelt, zu ihm spricht alles. Was den geistig hervorragenden Menschen auszeichnet, ist die Eigentümlichkeit, dass das ihm Begegnende sofort in ein Persönlichkeitsverhältnis zu ihm eintritt. Sein Ich wächst in dem Masse, als die Ichrelationen an Zahl und Bedeutung zunehmen.

Durch auswendig gelernte Worte und Meinungen anderer wird nur das Gedächtnis, nicht aber die eigene Persönlichkeit bereichert. Die Individualität kann nur durch Individualitäten, das Ich nur wiederum durch ein gleichwertiges Ich befruchtet und bereichert werden, wie Blut nur durch Blut, Ehre nur um Ehre vermehrt werden kann. Nur das, was durch die Bücher, Worte und Meinungen zu uns spricht, das Ich hinter der Sprache, kann auf unser Ich einwirken. So redet aus jedem Ding heraus das Ding-an-sich, d. h. das Ich des Dings zu unserem Ich.

Von einem konkreten Gegenstande erhalten wir nicht nur etwa ein Bild, wie man meinen sollte. Jede Eigenschaft seines „Ichs" oder des „Ding-an-sich" wendet sich an die adäquate in uns. Das optische Bild des Gegenstandes nehmen wir nur mit unserem Auge, das akustische nur mit unserem Ohr wahr. Und den Gegenstand schliesslich, den es für unsere Sinne niemals geben kann, weil jeder Sinn von objektiv demselben Gegenstande einen anderen Eindruck gewinnt, nehmen wir nur mit unserem Vereinheitlichungsvermögen, oder mit unserem logischen Sinn für Vereinheitlichung, mit unserem Verstande, wahr. Das, was wir mit unserer Sprache den Ge-

genstand nennen, ist de facto schon das Kantsche Ding-an-sich, die logische Abstraktion von den empirischen Bestimmtheiten des Gegenstandes oder: das Ich des Gegenstandes.

Die Sprache der Gegenstände ist zwar unsere Sprache, aber in dieser Sprache und durch dieselbe manifestiert sich für uns etwas Neues, das dem Gegenstande eigen ist. Das Beleben von Gegenständen und das Sprechen mit diesen lässt sich am besten bei den mit der Natur eng verbundenen Individuen der Kategorie I nachweisen.

Das Kind spielt und spricht mit einem Stücke Holz gerade so, als ob dieses ein Mensch, eine wirkliche, verkörperte und beseelte Puppe wäre. Das Kind fragt seine Puppe und gibt sich durch den Mund des Holzstückes selbst Antwort. Der Stuhl, an dem das Kind sich gestossen hat, wird zu einem „bösen" Stuhl. Das Kind lebt in einem so innigen Zusammenhang mit seiner Umgebung, dass es sich in alles einfühlt, und dass so alles zu ihm spricht.

Warum ist die Frau eine so brillante Erzählerin, eine so hervorragende Schilderin ihrer Umgebung? Weil ihr Milieu ständig zu ihr spricht und sie, wenn auch unwillkürlich, mit den Gegenständen ihrer Umgebung sich unterhält, während der abstraktere Mann durch seine Begriffe vom Konkreten abgelenkt wird und darum für dasselbe nicht den feinen Sinn und damit das intime Verständnis besitzt wie das Weib.

Der Dichter bildet sich Gestalten, lässt sie reden und handeln. Die italienischen Helden eines Shakespeare sprechen englisch, die Spanier im „Don Carlos" Schillers deutsch. Die Tiere in den Fabeln eines Lafontaine sprechen französisch. Die Gestaltungen des Dichters, ob sie Gott, Mensch, Tier oder Naturobjekt heissen, reden doch alle zuletzt des Dichters Sprache, weil sie, aus seinem Innern heraus entstanden, sein Denken und Fühlen, nur in einem zweiten Gesichte, zeigen.

Auf dem Gebiete des abnormen Seelenlebens, besonders bei paralytischen Depressionszuständen bei Dementia praecox und Melancholie begegnen wir häufig dem Phänomen des Verfolgungswahns. Die Patienten hören da, wie man ihnen Schimpfworte und Drohungen zuruft. Jeder, der an ihnen vorbeigeht oder sie anblickt, sagt ihnen

etwas Unangenehmes. Die Erklärung für diese abnormen Bewusstseinserscheinungen ergibt sich aus dem Vorangegangenen. Was der Dichter mehr oder weniger bewusst tut, tun diese Geisteskranken unbewusst und unfreiwillig. Jenen könnte man in den Augenblicken seiner Inspiration, wenn er Gestalten schafft und an sie glaubt, den freiwilligen Irrsinnigen nennen, diese Geisteskranken umgekehrt die unfreiwilligen Dichter. Diese dichten wie jener den Gegenständen ihre subjektiven Phantasie-Bilder und den Menschen i h r e eigenen Worte an. Ein Paralytiker glaubt z. B., man lese ihm seine eigenen Gedanken von der Stirn ab. Ein anderer Geisteskranker meint: „Was ich gedacht habe, das haben die andern gesagt".*) In Wirklichkeit holen diese Patienten nur ihre eigenen Gedanken, die sie unbewusst in andere Menschen hineinlokalisiert haben, aus diesen wieder, mit dem Charakter der Objektivität behaftet, heraus. Befürchtungen oder Wünsche, kaum gedacht, werden in demselben Augenblicke auch schon unwillkürlich andern Menschen zugeschrieben.

Besonders evident lässt sich dies aus unseren T r ä u m e n ersehen. Im Traum leben bekanntlich die Gestalten, die wir sehen, ebenso naturgetreu wie im wachen Zustande. Die Tendenz des Menschen, alles zu beleben, tritt nie deutlicher hervor als im Wahnsinn und im Traum, den ja manche Dichter auch Wahnsinn genannt haben. Im Traume spielen wir im gewissen Sinne die Rolle des reproduktiv tätigen Phonographen und Kinematographen: die den Tag über aufgenommenen Bilder und Töne werden reproduziert. Die Menschen des Traumes sprechen mit uns und wir mit ihnen. Sie haben für den Träumenden dieselbe Realität, wie die konkreten Menschen diese für den Wachenden besitzen. Traumbilder sind also nicht etwa, wie gewisse Spiritisten und Okkultisten annehmen, Erscheinungen, die aus irgend einer andern Welt vor uns auftauchen, sondern Gestalten, die wir oder vielmehr das Etwas in uns, Phantasie genannt, uns gegenüberstellen.

Alle diese Beispiele, vom Kinde bis zum Greise, vom normalen Geisteszustande bis zum anormalen, vom Stumpfsinnigen bis zum genialen Menschen, zeigen ein und das

*) Emil Kraepelin, Einführung in die psychiatrische Klinik. 2. Aufl. S. 172.

selbe Verhalten des Menschen den Gegenständen gegenüber. Es besteht ein Drang im Menschen, seine Umgebung zu beleben, sie als beseelt, durchgeistigt, als mit ihm sprechend anzunehmen. Dieser Drang ist um so mächtiger, je natürlicher der Mensch ist.

Dem psychologischen Triebe, die ganze Natur zu beleben, ist immanent der gleichmächtige Trieb des Menschen, sich im Belebten zu erleben. Die aktuelle Betätigung dieser beiden antagonistischen Triebe zusammen gibt, wenn wir Lipps richtig verstehen, die volle einheitliche Tätigkeit der „Einfühlung".

„Einfühlung" wäre also sowohl das unmittelbare Erleben, als auch das unmittelbare Beleben des sinnlich Wahrgenommenen. Wir verstehen nur, was zu uns spricht, und zwar in unseren Bildern, Tönen und Worten zu uns spricht. In die Sprache der Menschen und der Dinge haben wir uns einzufühlen, um sie zu begreifen. So beruht schliesslich der ganze intime Verkehr des Menschen mit der Natur auf dem Prinzip der Einfühlung.

## 13. Die Sprache und die Dinge.

Der Vermenschlichung der Dinge und der gegenständlichen Beziehungen steht gleichwertig eine andere menschliche Betätigungsweise gegenüber: Die Verdinglichung menschlicher Tätigkeit. Aus beiden zusammen konstituiert sich das Denken.

Dichter und Rechner zusammen machen erst den Denker aus. Dort Einfühlung, hier Einordnung. Der Dichter im Menschen anthropomorphisiert die Dinge, indem er ihnen menschliche Eigenschaften andic' tet. Der Rechner objektiviert und „vergegenständlicht" die Ichtätigkeit. Er macht grenzenlose Tätigkeiten zu Gegenständen, indem er ihnen Formen, Zahlen und Begriffe gibt. Er ist es, der zum Beispiel aus der Tätigkeit des Gehens — das Gehen, den Gang macht. Für den Rechner im Menschen gibt es nur Abgegrenztes. Mit der geometrischen Grenze verleiht er seinen Objekten Zeichnung. Der mathematische Rhythmus gibt ihnen Mass in Zeit und Ort, der logische Einheitsbegriff ermöglicht ihre Fassung in Verstandesformen. Der Dichter beseelt die Aussenwelt, der Rechner entseelt und verkörpert sie. Wir können

nicht mit Hobbes und Bardili den einseitigen Standpunkt vertreten, wonach alles Denken nur ein Rechnen ist. Denken ist Rechnen, gewiss, aber nur zur einen Hälfte; zur andern ist es Dichten.

Ebenso können wir nicht den Standpunkt eines Protagoras vollkommen teilen, wonach der Mensch das Mass aller Dinge ist. Für alle menschliche Tätigkeit ist schon das Ding Mass. Also auch Pythagoras hat recht: Die Zahl ist das Wesen und das Mass aller Dinge. Fassen wir die Lehren des Protagoras und des Pythagoras zusammen, so haben wir das Richtige: Der Mensch und die Zahl, die Ichheit und die Einheit sind das Mass aller Dinge.

Die Sprache ist einerseits Gegenstandssprache, andererseits Ichsprache, denn sie repräsentiert als Ganzes die verkörperte Meinung, die objektivierten Gedanken, den vergegenständlichten Willen des sprechenden Menschen schlechtweg.

Die Sprache ist Gegenstandssprache, weil ihre Zeichen und das von ihr Bezeichnete für sie gegenständlicher Natur sind; sie ist Ichsprache, weil allen ihren Gegenstandszeichen die einheitliche Beziehung zum Ich inhäriert. Auf denselben Gedanken, nur auf anderem Wege, sind wir schon früher gekommen, als wir die Sprache als „Mittel" zur Mitteilung zwischen Mensch und Objekt betrachteten.

Alle Dinge um uns reden eine Sprache: ihre spezifische Sprache und unsere eigene. Ihre Sprache ist uns als Geste „beredter Ausdruck". In diesem machen wir die Tätigkeit des Objektes innerlich mit. Wir erleben sie, sie mitfühlend. Erkennen oder begreifen können wir ein Objekt oder ein Objektiv nur in unserer eigenen Sprache. Die Bilder des Gegenstandes stellen sich von selbst in die adäquaten Sinnessphären in uns ein, wenn wir anschauend tätig sind; das visuelle Bild des Gegenstandes sucht ebensolche Bilder in uns, dessen sprachliches Bild (Wort) zieht andere Worte nach sich. Es denkt in uns, wir sind anschauend tätig und haben noch kein Bewusstsein von dieser innerlichen Tätigkeit. In der Tätigkeit der Einordnung dagegen sind wir es, die den Gegenstand bewusst apperzipieren, ihn mit ähnlichem vergleichen und von unähnlichem sich abheben lassen. Wir denken hier,

indem wir selbständig den Gegenstand durch begriffliche Koordinaten logisch und grammatikalisch bestimmen. Er hat nun Sinn und Sprache.

Wir tun noch einmal einen Blick auf die technischen Errungenschaften des modernen Menschen zurück. Den Techniker, soweit er Erfinder ist, können wir den praktischen Dichter unter den Menschen nennen. Was der wirkliche Dichter seinen ideellen Gebilden andichtet, das konstruiert ganz analog der pragmatische Dichter in die materiellen Gestaltungen hinein. Jener braucht die Kraft des Blutes und des Geistes, um seinen Gestalten Leben zu verleihen, dieser die Kraft des Wassers und des Feuers. Dort und hier sind es die Gegensätze, die das positive Werk zustande bringen.

Die Technik steht mit der Sprache in enger Verbindung. Mit der Erweiterung der Sinnensphäre des Menschen gestaltet sie auch den Sprachsinn nach seiner rein physikalischen Seite hin aus. Für die visuelle Zeichensprache sowohl als auch für die Klang- und Lautsprache hat die Technik je ein objektives Gedächtnis geschaffen: dort in der Erfindung der Schrift, des Buchdruckes, der Photographie; hier im Blas- und Saiteninstrument*) und im Phonographen. Die Aufbewahrungsmöglichkeit des Gesprochenen wurde gefördert, indem man vermittelst geeigneter Materie auf mechanischem Wege ein Gedächtnis für Gedachtes schuf. Die subjektive Behaltbarkeit der Gedanken wurde zur objektiven Haltbarkeit der materiellen Sprachformen. Die Gedankenübertragung von Mensch zu Mensch ist durch die Technik so sehr gefördert worden, dass sich Jahrtausende mit Jahrtausenden und Welten mit Welten verständigen können.

Will man zwischen der Schriftsprache und der Lautsprache selbst eine feste logische Beziehung herstellen und fixieren, so muss diese lauten: Die Schriftsprache ist das Gedächtnis der Lautsprache. Solange eine Schrift intakt bleibt, solange bildet sie an sich schon das Gedächtnis für die in ihr enthaltenen tonalen Wortzeichen oder gesprochenen Worte. Die Schriftsprache ist das Grammophon der Lautsprache. Sie kann jederzeit in Aktion treten. Voraussetzung ist nur dass eine motorische

*) Die Saiten an den Musikinstrumenten sind nur Modifikationen des Stimmbandes.

Kraft die Möglichkeit der Wirkung in aktuelle Wirkung umsetzt. Diese motorische Kraft liegt beim maschinellen Grammophon in der gespannten Feder, beim Menschen in seinem zur Aktualität gewordenen Willen zum Lesen, d. h. den starren Zeichen der Schriftsprache intellektuelle Bewegung, den Gedächtniszeichen Gedankenwert, den Dingen Denken, Gedanken zu geben.

## 14. Sprache und Prophezeiung.

Was den Menschen so hoch über jedes andere Lebewesen erhebt, das ist sein Wissen von einem Zukünftigen und sein Glauben daran. Die Menschen, die es am besten verstanden, die grosse Menge in die Karten der Zukunft schauen zu lassen, hatten zu allen Zeiten die grösste Macht und damit die eigentliche Autorität besessen. Denn, was der Mensch zugleich am meisten fürchtet und am meisten erstrebt, das ist das jenseits des Augenblicklichen Gelegene. Für dieses lebt er, für dieses stirbt er auch, wenn es sein muss. Das grosse: Wozu? zieht wie ein Magnet den Geist des Menschen an.

Philosophie und Religion waren die ersten, die sich mit dem Probleme der Prophezeiung praktisch beschäftigten. Die philosophische Lehre vom Zukünftigen wurde vom religiösen Kultus des Zukünftigen begleitet. Bei den Griechen galten die Sprüche der Weisen und des Orakels als höchste Offenbarungen eines zukünftigen Daseins. Mit Pythagoras fing in Griechenland die Philosophie an, mit Hilfe der Mathematik eine Methode anzuwenden, wonach es möglich war, die Antizipation eines Teiles der Zukunft systematisch zu betreiben. Man begnügte sich nicht mehr mit dem religiösen Voraussetzen und Vorausahnen oder mehr mit dem philosophischen, allgemeinen Voraussagen. Man wollte die Zukunft mathematisch vorausberechnen.

Damit haben wir schon den mathematischen Charakter der Prophezeiung gestreift. Die ganze Mathematik baut sich auf dem Grundrhythmus Eins-Zwei auf. Alles was in irgend welcher Weise mit der Mathematik zusammenhängt, gehorcht diesem Zweitakt. Da unsere ganze Logik eine mathematische Logik ist, so muss unser logisches Denken auch von dem Eins-Zwei-Dualismus durchzogen sein.

„Prophezeiung" heisst Vorhersagung, Voraussagung. Sollte es möglich sein, ohne weiteres etwas vorauszusagen? Diese Frage ist mit aller Bestimmtheit zu verneinen. Zu einem Schlusse irgendwelcher Art kommt man nur auf Grund einer Erwägung. Und Erwägung bedeutet Abwägung des Für und Gegen. Nichts lässt sich in die Zukunft hineintragen, sei es durch Wort oder Tat, was nicht aus der Vergangenheit geschöpft worden wäre. Die Grundbedingung für das „Es wird sein" ist und bleibt das „Es war". Darnach müsste die Gabe der Voraussagung aus der Fähigkeit des Nachdenkens resultieren? —

So verhält es sich in Wirklichkeit.

Wir führen im Sprechen und Denken dieselbe Plus-Minus-Operation aus, die der Logiker in der Begriffskonstruktion, der Geometer in der Konstruktion seiner Figuren und der Mathematiker im Konstruieren mittelst seiner Zahlen ausübt. Sprechen ist Erzählen. Er-zählen ist zählen, aufzählen von Tatsachen. Wir sehen, auch etymologisch ist der mathematische Charakter der Sprache angedeutet.

Was in Zukunft gelten soll, muss schon gegolten haben. Was wirken soll, muss gewirkt haben. Was eintreffen soll, muss schon einmal eingetroffen sein. So lautet die Formel der Prophezeiung. Sehen wir zu, ob sie stimmt.

Auguste Comte, der Begründer der positivistischen Philosophie in Frankreich, hat den Ausspruch getan: Voir pour prévoir. Sehen, und dann Voraussehen. Es gibt kein avoir, devoir und savoir, wenn nicht vorher ein voir stattgefunden hat. Die französische Sprache, der wir so manche erkenntnistheoretische Fingerzeige verdanken, weist uns aber ganz besonders auf etwas hin, was das oben Gesagte voll bestätigt. Bekanntlich heisst „Zukunft" auf französisch „avenir". Für die Tätigkeit, welche sich von der Gegenwart nach der Zukunft hin bewegt, und die wir Deutsche „werden" nennen, hat die französische Sprache den sinnvollen Terminus „devenir". Zukunft werden heisst also devenir avenir, oder eigentlich de venir à venir. Das heisst: Man kommt zu etwas hin nur dann, wenn man schon von etwas herkommt.

Die Frage: Wozu? wird durch ihre Gegenfrage: Woher? praktisch gelöst. Was die französische Sprache

im Prinzip hier andeutet, das haben die modernen Wissenschaften, allen voran die Biologie, in praxi befolgt. Der Gang von der Gegenwart zur Zukunft ist genau derselbe gesetzmässige, wie der von der Vergangenheit zur Gegenwart. Ob dieser Gang die Bewegung der anatomischen Elemente im Menschenkörper, ob er die Bewegung der astronomischen Elemente im Himmelskörper aufzeigt, das ist an sich ganz gleichgültig. Die Astronomie kann zwar den Lauf der Gestirne auf Jahrtausende mit mathematischer Präzision vorausberechnen. Nach allem seither Gesagten musste sie aber auch schon jahrtausendelange Beobachtungen angestellt haben, um diese Rechnung zu ermöglichen. Sie ist neben der Philosophie die am weitesten vorausschauende Wissenschaft, jedoch auch die am weitesten nach rückwärts verfolgbare. Schon bei Babyloniern und Aegyptern stand die Astronomie in vergleichsweise hoher Blüte.

Nietzsche lehrt die „Wiederkunft alles Gleichen". Schon 2500 Jahre vor ihm tut Pythagoras den Ausspruch: Alles kehrt wieder, und: Alles schon dagewesen", sagt ein Rabbi Akkiba.

Die Prophezeiung ist gar nicht das mysteriöse Ding, für das sie gewöhnlich gehalten wird. Das dahinter sich betätigende Prinzip ist ein so alltägliches, dass es ein Staunen über das eigene Staunen hervorrufen könnte. Wir alle sind Propheten. Nur sagen wir nicht den Lauf der Dinge auf Jahrtausende, sondern von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, von Rückblick zu Rückblick voraus. Wir ziehen die Bilanz aus dem Vergangenen und schliessen daraus auf das Zukünftige, d. h. wir sagen damit das Kommende voraus. Unsere Rechnung ist keine unbedingt gültige, sondern eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, weil die Faktoren, mit denen wir rechnen, nur annäherungsweise Konstanz besitzen. Wir operieren in unserer Rechnung nicht mit den polaren Begriffen: Vergangenheit und Zukunft, sondern mit deren vulgären Modifikationen: gestern — morgen, vorhin — nachher, unlängst — bald, schon — wieder, nicht mehr — noch nicht. Wenn wir voraussagen: Die Sonne wird morgen bestimmt im Osten aufgehen so steckt in dieser Aussage implizite das Wissen davon, dass schon an einem Gestern die Sonne für uns im Osten aufgegangen ist. Wir prophezeien aus den drücken

den Schwüle eines Sommernachmittags ein Gewitter für den Abend. Weil wir erfahrungsgemäss oder der Erinnerung nach schon wissen, dass „gewöhnlich" auf grosse Schwüle ein Gewitter folgt. Savoir pour prévoir.

15. Vorhersagung und Universalienproblem.

Prophezeien ist gesetzmässiges Voraussagen. Jedes Gesetz hat zur Mutter die Gewohnheit und zum Vater das Erkennen. Erkannte Gewohnheit ist Gesetz. Und Gesetz ist kodifizierte und reglementierte Vorhersagung. Ob wir allgemeingültige Gesetzmässigkeit der Folge von Zeitpunkten oder der von Gesichtspunkten (Raumpunkten) nachsagen, beide sind realiter eins. Zeit ist Gesetzmässigkeit, regelmässige Wiederholung oder regelmässige Wiederkehr von Raumpunkten. Zeit ist für uns potentielles Raumgeschehen.

Analog der mathematischen Zeit fassen wir auch die logischen Allgemeinbegriffe oder Universalia als potenzielles Raumgeschehen auf. Ein Allgemeinbegriff bedeutet letzten Endes für uns die Möglichkeit der Wiederkehr bestimmter einzelner Raumelemente in der Einheit ihrer logischen Zusammenfassung. Unter den Begriff „Hund" fassen wir nicht etwa alle die konkreten Elemente zusammen, die sich auf dem Boden bewegen und vier Füsse besitzen. Ein „Hund" muss ausserdem bellen, kleiner sein als z. B. ein Ochse, grösser sein als ein Maulwurf u. s. f. An diesem verschiedenartigsten „zum Beispiel" lernen wir erst durch vergleichende Erfahrung, was ein „Hund" ist — die Wiederkehr des spezifisch Gleichen in verschiedener Umgebung. Der Hund ist das Gesetz der Hunde ebensowohl, wie das Newtonsche Gravitationsgesetz das Gesetz für jede Art von Anziehung der Körper untereinander bedeutet. Unsere allgemeinen Aussagen sind logische Gesetze. Alle Menschen sind sterblich, heisst: Alle lebenden Menschen werden sterben, weil bis jetzt, erfahrungsgemäss, alle lebenden Menschen gestorben sind. Ein gewisses Ding da vor uns nennen wir „Baum" — jetzt und später ebenso —, weil wir früher schon dieses Ding im Zusammenhange mit einer darauf hindeutenden Geste und dem Worte „Baum" benennen hörten. Hier bildet der Allgemeinbegriff

„Baum" sozusagen das Gesetz für alle ähnlich beschaffenen Dinge, die auch für alle Zukunft „Baum" genannt werden.

In der Logik, als der Lehre vom blossen Sein, ist die Frage berechtigt: Gibt es universalia ante rem und universalia post rem und universalia in re? Für die Logik gibt es natürlich alle diese Arten von Universalien. Die ganze stillschweigende Voraussetzung der Logik lautet ja dahin, wie es Hegel demonstriert hat, dass jedem Begriffe auch ein Stück Wirklichkeit korrespondieren müsse.

Falsch ist die Frage der Logik gestellt: Gibt es universalia ante rem, o d e r universalia post rem, o d e r universalia in re?

Was seinen B e g r i f f hat, hat auch implizite schon seine W i r k l i c h k e i t gehabt. Denn alle Begriffe sind aus dem Boden der Wirklichkeit hervorgewachsen. Wir, die wir hier von der psychologischen, erkenntnistheoretischen und sprachkritischen Seite aus an das Universalienproblem herantreten, haben die vorhin aufgestellte Frage dahin zu modifizieren: Gibt es für das denkende Ich die drei Arten von Universalien, oder nur eine davon? Und unter welchen Bedingungen gibt es diese?

Die erste Frage sei gleich beantwortet: Das Denken des Menschen kennt alle drei Arten von Allgemeinbegriffen. Alles Erkennen ist ein Begreifen. Begriffe aber sind nicht von allem Anfang da, sondern müssen erst langsam im Denken heranreifen. Es gibt keine angeborenen Ideen sagen wir mit Locke. Im Anfange des kindlichen und natürlichen Denkens gibt es gar nicht so etwas wie Allgemeinbegriffe. Zum Zustandekommen eines Begriffs genügt weder das leere, auswendig gelernte Wort, noch das sinnlich Wahrgenommene. Beide Wort und „volle" Wirklichkeit zusammen, ermöglichen erst die konkrete Erfüllung des Wortes oder die ideelle Wertung und Verwertung der Wirklichkeit und ergeben den einheitlichen B e g r i f f. Mit der Gewohnheit der Anwendung des Wortes auf die Realität wächst dessen Allgemeingültigkeit f ü r d a s I n d i v i d u u m. Das Wort nähert sich immer mehr dem Allgemeinbegriffe, der Gesetzmässigkeit der in ihm enthaltenen Einzeltatsachen.

Absolute Allgemeinbegriffe kennt nur die Logik. Für sie ist überhaupt alles absolut. Der Psychologe kennt

seinerseits nur Relationen. Das, was die Logik „Universalia" nennt, das ist für ihn stets nur in Relation mit einem bestimmten Individuum und unter bestimmten Umständen denkbar. Die „Allgemeinbegriffe" sind im Denken des Kindes zuerst nur leere, nachgeplapperte Namen. In der ersten Anwendung des Wortes auf die Wirklichkeit ist der Begriff noch nichts weiter als das sinnlich Wahrgenommene einzelne und einzige Bild des Augenblicks. Mit der Zahl der einzelnen Begriffsanwendungen wächst auch zugleich die Einheit des Begriffs in seine Allgemeingültigkeit hinein. Das heisst, anders ausgedrückt: Die empirische Gewohnheit steigt zum Gesetz hinan, das zwar logisch Allgemeingültigkeit, psychologisch jedoch nur relativen Wert besitzt.

1. Die aristotelischen universalia in re sind das, was wir lebendige Begriffe nennen. Begriffe sind verstandene Worte. Sie existieren nicht an sich, nur in unserem Denken. Sie sind die eigentlichen Gedanken des Menschen, die positiven Befruchtungsvorgänge zwischen Worten und Dingen.

2. Universalia ante rem, das sind die Begriffe vor den Tatsachen. Nach Vorausgegangenem gibt es Begriffe nur in den Realien. Was vor diesen besteht, das sind allerdings ihre Abstraktionen und ihre Gesetze, aber nur in hohlen Worten, in Namen verkörpert. Universalia ante rem sind Schalen der Realien. Aus Früherem entstanden, für Späteres da. Diese Art von Universalien nimmt im Denken einen ersten Platz ein, dies soll nicht bestritten werden. Fast täglich begegnet es uns, dass der Sinn mancher Worte, die wir nur mehr oder minder mechanisch anwandten, auf einmal erst so recht klar wird. Dies bedeutet, dass wir seither von einem Begriffe mehr Wort als Wirklichkeit besassen und das Verhältnis sich nun diametral verschoben hat. Dingbegriffe vor den Dingen sind in des Wortes wahrster Bedeutung Undinge, oder noch „Undinge".

3. Universalia post rem, nach den Dingen, sind endlich die sinnvollen Worte. Hier besitzt das Wort schon seinen immanenten Deutungs- und Bedeutungswert. Universalia post rem sind nach den Begriffen oder besser nach der Tätigkeit des Begreifens. Sie existieren wie die universalia ante rem nur im latenten Gedächtnis, im Ge-

gensatz zu den universalia in re, die im aktuellen Gedächtnisse oder in der Erinnerung Dasein besitzen.

Alle drei Arten von Universalien zusammen machen das Denken erst möglich und bestehen neben- und nacheinander im Bewusstsein des Menschen. Jede ist so wichtig wie die andere. Das Fehlen einer Art macht ein Denken unmöglich. Wären die universalia ante rem nicht vorhanden, so hatten wir kein Wortgedächtnis oder keine Sprache, um das Wahrgenommene darein zu fixieren. Fehlten die universalia in re, so besässen wir zwar Namen, es käme jedoch nie zum Akte des Begreifens, der Erinnerung. Die Abwesenheit der dritten Art, der universalia post rem, würde ein Behalten des Begriffenen unmöglich machen. Wir besässen keine Spur von Gedächtnis.

Es ist uns leider hier nicht möglich, von dem soeben theoretisch Entwickelten eine Anwendung auf das abnorme Geistesleben zu machen. Mancherlei wertvolle Aufschlüsse über Sprache, Gedächtnis und Erinnerungstätigkeit verschiedener Geisteskranker würden da zutage gefördert werden. Wir behalten uns jedoch diese Aufgabe für eine spätere Zeit vor.

Mit dem Universalienproblem steht und fällt der Begriff des A priori. Eine absolute Erkenntnis a priori gibt es nach unserer Meinung nicht, nur eine relativ apriorische. Ganz derselben Meinung ist Mauthner: „Für uns ist die Apriorität etwas Relatives: Das Gedächtnis des Menschengeschlechtes oder die Sprache ist für uns das relative Apriori geworden".*)

A priori sollte statt „vor aller Erfahrung" — vor allem Begreifen, oder: vor dem jeweiligen Akte des Begreifens heissen. Aehnlich bedeutet dann a posteriori: nach dem Begreifen. Der Akt des Begreifens selbst ist der Durchgangspunkt vom A priori zum A posteriori, genau so, wie er dies von den universalia ante rem zu den universalia post rem ist. Wir haben, nachdem wir die Probleme der Vorhersagung, der Universalien und des A priori psychologisch miteinander verglichen haben, drei mathematisch-logische Gleichungen, die sich in die beiden Gleichungen zusammenbringen lassen:

Universalia ante rem : Akte des Begreifens = universalia post rem

*) Fritz Mauthner, Kritik der Sprache, 2. Aufl. I. Bd. S. 337.

= A priori: Akte der Erfahrung: A posteriori
= Voraussagung: Akte der Erinnerung: Rückschauung.

Die drei Mittelglieder: Begreifen, Erfahren und Erinnern sind (als Tätigkeiten gedacht) im Grunde miteinander identisch. Also sind die Begriffe vor dem Begreifen, die universalia ante rem, die eigentlichen Namen das A priori des Sprechens und Denkens, die Voraussagungen, die aber noch keinen positiven erkenntnistheoretischen Wert besitzen. Dieser ist erst da mit den universalia post rem, den festen Begriffen, mit dem A posteriori des Denkens, dem eigentlichen N a c h denken.

Damit dürfte näher begründet sein, was wir über den mathematischen Charakter der Prophezeiung gesagt haben. Jede Tätigkeit ist die lebendige Synthese ihrer Pole. Ein Pol wird stets durch seinen Gegenpol bedingt. Das Vorausgehende ist Produkt des Vorausgegangenen, das Vorausdenken Resultat des Nachdenkens, jede Art von Prognose die Folge einer Diagnose. Die Prophezeiung oder Vorhersagung ist ein Stück angewandter philosophischer Mathematik. Dem Pluswerte entspricht ein Minuswert, der Einheit ihre Gegeneinheit. Der Blick nach vorwärts reicht gerade so weit wie der Blick nach rückwärts.

Es ist die charakteristische Eigentümlichkeit aller grossen Menschen, die in ihrem Denken und Schauen den Gedanken ihrer Zeit weit vorausgeeilt sind, dass sie zugleich auch dem Denken verflossener Zeiten weit in die Vergangenheit hinein nachgefolgt sind. Die Zeiten und Menschen, die sie begriffen, projizierten sie wieder nach vorn. Mehr nicht.

Im Akte des „Vergegenwärtigens" haben Vergangenheit und Zukunft gleiche Vorzeichen. Erst der logisch-geometrische Konstrukteur im Philosophen ordnet die schon polar gegliederten Sprachteile zu Aussagen diesseits und jenseits des Ich.

V o r a u s s e h u n g i s t R ü c k e r i n n e r u n g. Das ist das Fazit unserer Betrachtung. Erinnerung selbst ist bloss der Möglichkeit nach Voraussehung. Die Möglichkeit wird zur Wirklichkeit dann, wenn das Rückwärtsliegende vom denkenden Ich mit einem Beziehungsindex zur Gegenwart versehen worden ist.

Wir haben früher gesehen: S p r a c h e i s t E r i n n e r u n g s v e r m ö g e n. Sie enthält in ihren Wortelementen

das Wissen der Menschheit vor uns im latenten Gedächtnisse fest. Indem wir diese Sprache der Vergangenheit erlernen und sprechen, lassen wir uns in ihr und durch sie von dem Denken der Vergangenheit belehren und besitzen so ein Mittel, das Zukünftige zu bestimmen. In dieser Sprache wird unser jetziges Denken einer Zukunft ebenfalls Vergangenheit und Lehre sein.

Je mehr wir die Spracharten der Zeiten und der Völker studieren, ein desto besseres Bild erhalten wir von den denkenden Menschen. Die Fähigkeit für die Prophezeiung ergibt sich aus dem Wissen von der Vergangenheit und ist im Grunde angewandte Geschichte des Menschen- und des Weltengeistes.

„Niemand kann für die Wissenschaft ein volles Verständnis gewinnen ohne Einsicht in ihre Vergangenheit".*)

---

## II. Kapitel.

# Das Denken und seine Elemente.

### 1. Einteilung.

Alles Denken setzt sich aus Erinnerungen und Aeusserungen zusammen. Es erinnert sich oder äussert sich, je nachdem von aussen her ein Reiz die Erinnerung weckt oder ein Antrieb von innen eine Aeusserung veranlasst.

„Aeusserungen" sind vor allem ein Produkt des Wollens; sie gehen von der Gefühlssphäre aus. „Erinnerungen" dagegen finden nur in der Empfindungssphäre statt. Nicht die Empfindungen, sondern die Gefühle sind es, die zur Aeusserung drängen. Nicht Gefühle, sondern Empfindungen rufen einzig und allein Erinnerungen hervor.

---

*) L. von Winckel, Rektoratsrede. München 1902. S. 28.

In unseren Gefühlen werden wir innerlich, in den Empfindungen von aussen her beeinflusst und bestimmt. Gefühle sind Ich-Gefühle. Empfindungen sind Körper-Empfindungen. So lernen wir denn hier schon die beiden Gebiete kennen, in die wir jeden Denkakt scheiden: Gefühle und Empfindungen.

An die Empfindungen reihen sich die Vorstellungen und Wahrnehmungen, an die Gefühle die Triebe, Wünsche, Willensakte und Strebungen an.

Noch eine Art von Denkelementen gibt es, die in der Psychologie gar nicht oder viel zu wenig berücksichtigt zu werden pflegen, trotzdem ihre Rolle eine ganz ausserordentlich wichtige ist. Wir meinen die Worte. An sie reihen sich die Begriffe an. Worte haben denselben Anspruch als Denkelemente betrachtet zu werden wie die vorhin erwähnten zwei Arten, denn sie sind die eigentlichen wirklichen Elementarformen, in die wir Empfindungen und Gefühle, die Elementartätigkeiten des Denkens, fassen. Was wären Empfindungen, was Vorstellungen, was Gefühle, Wünsche in und für uns, wenn wir nicht in Worten Kenntnis von ihnen erlangen würden?

Die Denkelemente sind nur für den ihnen gegenüberstehenden Verstand voneinander geschieden. Im Denken selbst fliessen sie ständig ineinander ein, sie sind da eins. Die Logik des Denkens fordert, dass wir dem Denken seine Elemente setzen und mit diesen Grössen mathematisch operieren. Nur dem Zwange der Logik folgend reden wir von dem Gedanken, dem Gefühl etc., wohl wissend, dass es in Wirklichkeit nur das Denken, resp. Fühlen gibt.

Im folgenden suchen wir nach Möglichkeit die Elemente des Denkens mit dem Denken und untereinander selbst in lebendige Beziehung zu setzen.

## 2. Empfindungen.

Empfindungen kommen zustande durch sinnliche Reize, die von aussen her sich in uns einfinden, wobei wir unter „aussen" auch den eigenen Körper verstehen. Empfindungen nennen wir also auch solche Eindrücke, die besondere Körperteile in uns zurücklassen, wenn sie nicht gewohnt funktionieren.

Wie wissen wir von Empfindungen? Haben wir in der reinen Empfindung eines Tones z. B. selbst die Empfindung der Tonempfindung? Darauf ist mit einem kategorischen: Nein! zu antworten. Eine Empfindung kann nicht selbst wieder empfunden werden. Sie wird dann nur bewusst, wenn sie Vorstellung war. Für unser Denken spielen die Empfindungen an sich keine Rolle. Denn alle Empfindungen werden nur in ihrer Vorstellung von uns wahrgenommen. Es liegt schon im Begriffe „Wissen", dass das Bewusstsein einer Empfindung schon die Vorstellung eines Empfindungsinhaltes in sich schliesst. Wir sehen eine bestimmte Farbe an einem Vogel; hundertmal können wir uns sprachlich wiederholen: ich empfinde diese Farbe. Und hundertmal haben wir im Augenblicke des Wissens von der Farbe die Vorstellung, aber nicht deren Empfindung in uns. Noch deutlicher wird die Sache, wenn wir den ganzen Vogel apperzipieren, dann haben wir nicht die „Empfindung" des Körner pickenden Vogels, sondern die Wahrnehmung des sich bewegenden Bildes. Und „Wahrnehmung" bedeutet einzig und allein — auch schon rein etymologisch — „Für-wahr-Nehmung". Ein Wahr gibt es aber nicht innerhalb des Bereiches der Empfindungen, sondern nach denselben und nach der Vorstellung. Wahrnehmung ist schon ein Akt der Reflexion, ein Akt des primitiven Denkens über das Vorgestellte. Wahrnehmungen bilden die Quittungen des Bewusstseins über von aussen emfangene Sinneseindrücke. Eine ganze Unzahl von Tönen treffen fortwährend an unser Ohr. Nur sehr wenige davon kommen in uns zum Bewusstsein und zwar erst dann, wenn unsere Aufmerksamkeit sich diesen, unfreiwillig oder freiwillig, perzeptiv oder apperzeptiv zugewandt hat. Es ist für uns eine ausgemachte Sache: Empfindungen werden erst in ihrer Vorstellung wahrgenommen, d. h. bewusstseinsbetont. Hier sei schon auf die Tatsache aufmerksam gemacht, auf die wir später noch einmal zurückkommen werden: Vorstellungen selbst können wieder mit Empfindungscharakter ausgestattet sein und ihrerseits wieder so starke Empfindungen in uns auslösen, dass wir schliesslich unter diesen Vorstellungen, „Zwangsvorstellungen" genannt, leiden.

Von Empfindung und Vorstellung in einem Atemzug

zu reden, darf nur mit grosser Vorsicht geschehen, denn es gilt zu bedenken, dass wir auf verschiedenen Denkstufen stehen, wenn wir von Empfindung oder von Vorstellung dasselbe aussagen. Niemals kann man sagen: Ich habe jetzt eben eine bestimmte Empfindung, z. B. einer roten Farbe, so wenig man mit Recht sagen kann: Ich halluziniere jetzt eben. Was man die Empfindung und Halluzination genannt hat, war Vorstellung.

Empfindung und automatische Reflextätigkeit stehen auf derselben tiefsten Bewusstseinsstufe. Auch noch der geköpfte Frosch „empfindet" es, wenn man seine herabhängende Fussspitze berührt. „Er" zieht als sichtbare Quittung über den empfundenen Reiz seinen Fuss an. Auch das Auge empfindet den starken Lichtreiz von aussen. „Es" quittiert automatisch-reflexiv mit der Verengerung der Pupille.

Mit Empfindungen hat das Ich gar nichts zu tun. Wenn man dennoch den Begriff „Ich" mit dem Begriff „Empfindung" in dem Satze „Ich empfinde" zusammen bringt, so tut man dies eben dem populären Sprachgebrauch zufolge. In dem Stadium des reinen Empfindens hat das Ich noch keinen Bewusstseinsakzent. „Es" empfindet nur in uns, aber „ich" empfinde nicht. Allerdings, das „Es" bekundet ein Ich in mir, ein unpersönliches, unbekanntes Ich oder Etwas. Wenn man das „Ich" im allerweitesten Sinne nimmt, als letzten Punkt in der kleinsten und geringsten für sich von uns anerkannten Bewusstseinsäusserung, so setzt sich jede Icheinheit aus so vielen Ichen zusammen oder geht in so viele Iche auseinander, als wir Bewegungsäusserungen wahrnehmen. Dies ist mit unserer auch die Meinung der Sprache und des philosophischen Geistes in ihr. Die verschiedensten Tätigkeiten lassen sich als Ichäusserungen sprachlich aufzeigen: Ich denke, ich komme, ich werde, ich bin usw. Es ist zwar immer dasselbe logische Ich, welches diese verschiedensten Tätigkeiten ausübt, aber die psychologischen Iche der Tätigkeiten wechseln mit diesen, denn sie sind diese. Wir vermögen nur rein logisch das Ich von der Ichtätigkeit zu trennen. Wenn man schliesslich auch, der logischen Notwendigkeit der Sprache zufolge, das Ich mit der „Empfindung" zusammenbringen darf, so doch unter keinen Umständen, wie schon oben angedeutet,

in der Gegenwartsform. Wir können schlechterdings nur sagen: „Wir hatten die Empfindung“ z. B. der roten Farbe, auch wenn diese vor uns sich ausbreitet. Solange wir noch sagen, „wir haben die Empfindung“, besinnen wir uns schon oder besinnt sich etwas in uns schon in diesem kurzen Augenblicke auf die beiden nächsten Worte: „.... die Empfindung“. Wir tun also in diesem Momente etwas ganz anderes als empfinden. Ein Augenblick lasst sich nicht fassen. Gefasst ist er schon Begriff und als solcher nicht mehr Augenblick oder Empfindung, sondern das Denken dieser.

Nur das Gehabthaben einer Empfindung wird gewusst. Der Schmerz, der mich augenblicklich quält, und der Schmerz, von dem ich weiss, dass er mich augenblicklich quält, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Unter jenem leide ich, über diesen reflektiere ich. Die sinnlichen Eindrücke, von denen wir durch verstandesmässige Rückschlüsse Kenntnis haben, sind schon von des Gedankens Blässe angekränkelt, und mehr Gedanken als Empfindungen. So nehmen wir alles irgendwie auf uns Einwirkende erst nach seiner Umkehrung in uns durch Reflexion, Rückbetrachtung, Rückschlüsse „notwendig“ wahr.

Das Ich, welches die Empfindung des Roten hatte, war in jenem Augenblick des Empfindens kein denkendes. Das Ich, das die bewusste Vorstellung jener Empfindung hat, ist in diesem Augenblicke kein empfindendes. „Empfindung und Bewusstsein der Empfindung sind zwei verschiedene Welten“,*) sagt auch Max Müller.

„Ich habe die bewusste Empfindung“ heisst also nichts anderes, als: ich habe das Bewusstsein der Vorstellung dessen, was mir unbewusst war im Akte des Empfindens.

### 3. Vorstellungen.

Es gibt Vorstellungen als Tatsachen und Vorstellungen als lebendige Tätigkeiten. Als gegenständliche Tatsachen existieren die Vorstellungen für das reflektierende Denken. Hier ist die Vorstellung selbst Gegenstand des Denkens. Vorstellungen an sich sind Betätigungsweisen

*) Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. S. 14.

der Psyche. In zweierlei Weise geht die Vorstellungstätigkeit vor sich. Einmal sind wir es, die wir uns etwas vorstellen, das andere Mal sind es die Vorstellungen selbst, die sich uns aufdrängen. Diese beiden gegensätzlichen Arten von Vorstellungen gehen beständig ineinander über. Die eine Vorstellung ruft die andere hervor und verdrängt sie, bis sie selbst wieder ihren Platz einer dritten zu überlassen gezwungen ist.

Wollten wir die Vorstellungen klassifizieren, so müssten wir sie in Vorstellungen im eigentlichen Sinne des Wortes, in Gegenvorstellungen und Zielvorstellungen einteilen. Aus dem antagonistischen Spiele von Vorstellung und Gegenvorstellung geht die Tätigkeit des Denkens hervor, das seine Richtung und seinen Zweck in der Zielvorstellung erhält. Keine Vorstellung kann ohne Gegenvorstellung sein, denn alles geht, auch im Denken, aus seinem Gegenteil hervor und in sein Gegenteil über.

Tritt die Gegenvorstellung, durch die ganze individuelle Disposition eines Menschen bedingt, gewohnheitsmässig hinter die Vorstellung stark zurück, so haben wir den Typus des suggestiblen Individuums vor uns.

Die Gegenvorstellung kann sich aber auch umgekehrt fast jeder Vorstellung von aussen her fast automatisch entgegenstellen. Dies ist bei Negativisten der Fall. Eine negativistische Tendenz besteht in leichteren Formen schon in jedem normalen Bewusstseinsleben. Nur kommt sie oft nicht klar genug zum Vorschein, um ihr deutliches Erkennen möglich zu machen. Sie besteht schon in dem Vorsichtigen, noch mehr in dem Furchtsamen und im unentschlossenen Menschen. Zu jedem Grunde wird dessen Gegengrund gesucht. Dieser Negativismus tritt auch in der Lust zum Opponieren aktiv auf, einer Ansicht fast automatisch seine Gegenansicht entgegenzustellen.

Wo Zielvorstellungen besonders stark hervortreten, ist auch ein starkes Selbstbewusstsein. Dieses strikte nach vorwärts schauende, zielbewusste Denken wird leicht rücksichtslos. Ein starkes Zielbewusstsein wohnt sehr oft mit dem Ehrgeiz und der Rücksichtslosigkeit gegen fremde Meinungen, Mahnungen und Rechte in einer Stube zusammen. Zielvorstellungen hat jeder gesund denkende Mensch. Bei dem einen sind sie auf allgemeine und weit entfernte Ziele gerichtet, wie bei dem Phi-

sophen; bei anderen befassen sie sich mit materiellen Gegenständen, wie tägliches Auskommen, Sorgen für die eigene Zukunft oder die der Kinder etc.

Zielvorstellungen gibt es von jeder Tragweite. Bei Kategorie I, wo das Denken so innig mit dem Augenblick und der Umgebung verschmilzt, treffen wir natürlicherweise nicht die grosse Tragweite der Zielvorstellungen von Kategorie II. Auch das Denken der abstraktesten Naturen der Kategorie II kennt nicht immer Zielvorstellungen im eigentlichen Sinne, und zwar dann nicht, wenn das körperliche Moment augenblicklich massgebend ist, wie bei der Befriedigung physischer Bedürfnisse oder in krankhaften Zuständen.

Zielvorstellungen könnte man auch Denken nach obersten Gesichtspunkten nennen, die, je mehr sich das Denken verflacht, um so weiter von ihrer ideellen Höhe herabrücken, um zuletzt zu realen, handgreiflich nahen Gesichtspunkten zu werden, welche das Denken in konkreter Weise beeinflussen und bestimmen.

Grundbedingung für alle Vorstellungstätigkeit im Menschen ist erstens die vorangegangene Empfindung; zweitens die Fähigkeit, vorausgegangene Eindrücke zu reproduzieren, wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Die polaren Begriffe von Vorstellung und Empfindung sind als Verstandesdaten die polaren Seiten des Ichbegriffs, wie auch die Tätigkeit des Verstandes selbst nur als eine einheitliche Verbindung zwischen und über Zustand und Gegenstand begriffen wird.

Wer empfindet? — Ich. Wer stellt vor? — Ich. Auf eine oberflächliche Frage reimt sich eine oberflächliche Antwort. Gehen wir mit unserer Frage etwas tiefer: Welche Rolle spiele ich als vorstellendes Ich, welche als empfindendes Ich?

In der Vorstellung bin ich normalerweise aktiv tätig, denn, um mir einen Gegenstand vorzustellen, muss ich in der Vorstellung tätig sein. In der Empfindung dagegen bin ich nicht oder doch nur passiv tätig: also leidend. Aber die Empfindung oder das Empfinden ist doch eine Tätigkeit, und in einer jeden solchen gibt es eine tätige Einheit, wird man uns entgegen halten. Gewiss. Diese ist in der Empfindung der Gegenstand, der „sich mir"

einprägt. Die Empfindung kennt noch nicht wie die Vorstellung ein aktives und apperzeptives „Sich-befassen" mit einem Objekte, nur ein passives, leidendes Fassungsvermögen.

Jede Empfindung trägt die Möglichkeit und die Tendenz in sich, zur bewussten Vorstellung zu werden. Jede Vorstellung dagegen muss schon einmal Empfindung gewesen sein. In den Begriffen „Vorstellung" und „Empfindung" liegt schon a priori ihr Polaritätsverhältnis zum Ich. Das Ich ist zwischen beiden. Das Ich verhält sich zu Empfindung und Vorstellung, wie es sich zu Körper und Geist verhält, denn der Körper ist der Komplex von Empfindungen, während der Geist die komplexive Einheit der Vorstellungen bedeutet.*) „Der Körper ist der Komplex aller Empfindungen", das soll heissen: Empfindungen haben wir genau so, wie Tiere sie haben, rein körperlich. Das Bewusstwerden der Empfindung ist, nach oben Gesagtem, nur in der Vorstellung, nur in der Geistessphäre möglich, wenn also Empfindungen schon keine Empfindungen mehr sind. Empfindungen und Vorstellungen sind je gleichartige Modifikationen von Körperlichem und Geistigem.

Schon früher hatten wir betont: In der Empfindung sind wir konkret-gegenständlich bestimmt. Wir sind passiv tätig. Steigert sich diese unsere Passivität unter dem Druck des Gegenständlichen, so tritt das ein, was wir im vulgären Sprachgebrauch „Leiden" oder „Krankheit" nennen. Unter einer Empfindung über das normale Mass hinaus leiden, bedeutet physisch krank sein. Unter einer Vorstellung übermässig leiden, heisst psychisch krank sein oder „Irresein". Wir erinnern dabei an das, was wir von Vorstellungen betont haben: dass sie selbst wieder Empfindungen auszulösen vermögen. Ein körperlich Kranker ist nicht Herr über seine Empfindungen, ein Geisteskranker nicht Herr über seine

*) Wir sind hier ungewollt und durch den logischen Gang unserer Betrachtung zu dem Mach'schen Resultate gelangt, mit dem wir uns, wir gestehen es, seither nicht befreunden konnten, wonach der Körper ein Komplex von Empfindungen sei. Dieses Resultat müssen wir nun akzeptieren. Dass wir für den Satz Machs eintreten, fordert unsere Definition der „Empfindungen", die nach unserer Ansicht, um es nochmals zu betonen, nichts mit dem Ich zu tun haben.

Vorstellungen. Gesund ist ein Mensch überhaupt und und in dem Augenblicke, wenn er sowohl über seine Empfindungen, als auch über seine Vorstellungen in hohem Masse Herr ist.

Alles Vorstellen ist ein geistiges Reproduzieren, ein Wiederhervorbringen. Ein Blindgeborener kann sich nicht Farbe oder Figur eines Gegenstandes vorstellen, sich kein Bild davon machen, wie wir es tun. Empfindungen sind die unmittelbaren Wirkungen äusserer Gegenstände auf uns. Erst nach ihrem Einwirken auf uns können sie bewusst werden. Während der Einwirkungsweise der Gegenstände auf uns haben wir in der Sphäre, die augenblicklich durch die Reize von aussen in Anspruch genommen ist, kein Bewusstsein. Wir sind dort leidend tätig.

Zur selben Zeit können wir wahrnehmend und vorstellend, anschauend und denkend tätig sein. Es ist dann Etwas in uns, das denkt und zugleich ein anderes Etwas, das anschauend tätig ist. Viele solche Etwase existieren nebeneinander in uns und sind in ihrer Art tätig, doch so, dass stets dasjenige, welches unsere Aufmerksamkeit oder die psychische Kraft in uns am meisten zu affizieren versteht, das Bewussteste ist und die augenblickliche Bewusstseinsdominante bildet. Wir hören in einem Konzertsaale eine Symphonie. Zugleich sehen wir jedoch, dass die Streicher keine einheitliche Bogenführung haben. Unsere Aufmerksamkeit ist zugleich auf die Musik und die Bogenführung des Streichkörpers gewendet. Wir sehen und hören zugleich, jedoch tun wir beides zur selben Zeit nicht mit derselben Energie. Die Streicher lassen wir nicht aus den Augen, die Musik nicht aus den Ohren. Während wir also mit dem Gehör die Melodie apperzipieren, tun wir dies gleichzeitig mit dem Auge dem Rhythmus der Armbewegungen des Streichkörpers gegenüber und merken jeden Fehler. So können zwei und mehr Sinne zugleich tätig sein. So sind in Wirklichkeit alle unsere Sinne zugleich tätig. Der eine besitzt jedoch zeitweise mehr psychische Kraft und daher stärkeren Bewusstseinsakzent als der andere. Dass ein Sinn vollständig seine Tätigkeit einstellen könnte, glauben wir nicht. Sonst müsste er erstorben sein.

Ein Sinn kann in diesem Augenblick noch mit voller

Bewusstseinsstärke funktionieren, im undenkbar schnellen nächsten mag schon ein anderer ihn verdrängt haben. In der Tat findet in uns ständig ein „Wettstreit der Sinneseindrücke" statt, aus den verschiedensten Empfindungen und Wahrnehmungen, wie Töne, Farben, Worte und deren Verbindungen zusammengesetzt.

Wie verschiedene Sinne zur selben Zeit in Tätigkeit sind, so können sich verschiedene Denkoperationen zugleich in ein und demselben Individuum nebeneinander abwickeln, und jede für sich kann zu Ende gedacht werden. Während des Sprechens lassen sich zum Beispiel bei einiger Uebung Kopfrechnungen ausführen. Die Untergrundbahnen des denkenden Bewusstseins werden in den verschiedensten Tempi von den Gedankenzügen befahren. Es gibt da den Gedankenblitz ebensogut als den Gedankenbummel, als die Haltstationen der Gedanken in den Namen.

Unzählige Empfindungen prägen sich beständig in uns ein, ohne dass wir von ihnen ein spezielles Bewusstsein erhalten. Sie alle tragen die Tendenz in sich, zu geeigneter Zeit zu Vorstellungen zu werden. Wie klar und stark diese Empfindungen sich dem Gedächtnis einprägen können, möge folgender Fall darlegen, den Lotze anführt:

„Ein vierzehnjähriger Knabe, der seines Sprachorgans nur sehr unvollkommen mächtig war, hatte mit Mühe lesen gelernt, so dass sein stockendes und stotterndes Vorlesen mehr ein Buchstabieren genannt werden konnte. Gleichwohl besass er eine so erstaunliche Fertigkeit, sich die Folge der Buchstaben und Worte anzueignen und sie dann, wie in eine innere Anschauung versunken, an sich vorübergehen zu lassen, dass, wenn man ihm zwei bis drei Minuten gönnte, um ein gedrucktes Oktavblatt zu durchlaufen, er dann fähig war, aus dem blossen Gedächtnis die einzelnen Worte ebenso herauszubuchstabieren, als ob das Buch aufgeschlagen vor ihm läge. Selbst wenn man einige Zeilen übersprang und ihm die Anfangsworte der neuen Zeile vorsagte, las er dann, sich in seinem innern Bilde bald zurechtfindend, ungestört fort, und das alles ohne sichtbare Anstrengung unter kindischem Lachen. Dass hier durchaus keine Täuschung stattfinden konnte, hatte ich Gelegenheit an einer damals eben in meine

Hände gekommenen neuen lateinischen Dissertation über einen juristischen Gegenstand zu erproben, die er also nie gesehen haben konnte, und wo Gegenstand und Sprache ihm gleich fremd waren."*)

Wir müssen dabei unwillkürlich an einen selbsttätigen Kinematographen im materiellen Gehirn denken, der die konkreten optischen Eindrücke oder Empfindungen in derselben Reihenfolge der Aufnahme wieder abgibt.

Wir wundern uns über manche Gedankengänge, die sich in uns einstellen. Wir sind erstaunt über gewisse Vorstellungsreihen, die sich ohne unser Zutun uns aufdrängen. Was in uns und aus uns spricht, hat schon zu uns gesprochen, wenn wir uns dessen auch nicht bewusst waren. Der Fall mit dem eben erwähnten blödsinnigen Knaben ist nur eine Modifikation der Vorgänge in unserem eigenen Gedächtnis. Unser Auswendigwissen ist immer die Folge jenes mechanisch-automatischen Empfindungslebens, das sich ohne unser Bewusstsein in uns abwickelt.

### 4. Klarheit der Vorstellungen.

Man sagt gewöhnlich, Vorstellungen unterscheiden sich von den Empfindungen durch ihre eigentümliche Verschwommenheit und Nebelhaftigkeit. Im allgemeinen trifft dies zu; bei gewissen Menschen jedoch und bei allen Menschen unter gewissen Umständen ist dies nicht der Fall. Je nach der Veranlagung oder der augenblicklichen Disposition eines Individuums können die Vorstellungen eine ebenso grosse Schärfe und Klarheit besitzen als die Empfindungen. Im Traume ist alles Vorstellung, aber deshalb doch so wahr und deutlich als im Wachen. In der Hypnose haben die suggerierten Vorstellungen ebenfalls volle Klarheit. Bei gewissen Geisteskranken ist das rein Vorgestellte einfach wirklich. Dies sind mehr oder minder abnorme Fälle? — Gewiss, wenn man als „abnorm" den grössten Teil unseres ganzen Geisteslebens betrachtet. Unser halbes Leben, der halbe Mensch ist Traum, Schlaf, Entrücktheit. Etwas in uns träumt stets und schläft stets, wenn wir wachen.

*) Hermann Lotze, Medizinische Psychologie. Leipzig 1852 S. 499. Mitgeteilt aus: Drobisch, Empirische Psychologie S. 25

Wäre dies nicht der Fall, so könnten wir ja nicht einschlafen. Im Schlafe wiederum wacht etwas in uns beständig, sonst wäre ein Aufwachen unmöglich.

Vorstellungen können verschwommen sein, aber sie müssen es nicht sein. Die Schattenhaftigkeit der Vorstellungen wäre kein genügender Grund, sie von den Empfindungen qualitativ zu sondern. Und dennoch sind die Vorstellungen prinzipiell von den Empfindungen zu trennen, wenn man beider Verhältnis zum Ich betrachtet. Während die Empfindungen von aussen in die Seele hereingelangen, ist das Umgekehrte mit den Vorstellungen der Fall. Sie stellen sich vor oder werden „vorgestellt".

Ist die Vorstellungstätigkeit eines Menschen, sei es durch sein Temperament, sei es durch die augenblicklichen Umstände, erhöht, so nehmen gewöhnlich auch die Vorstellungen selbst klarere Konturen an. Für den furchtsamen Menschen wird das Kleine in der Vorstellung zum Grossen, zum deutlicher Gesehenen. Zur Tageszeit oder bei künstlichem Lichte sind die Vorstellungen weitaus nicht so klar wie zur dunklen Nachtzeit. Das beweisen u. a. auch viele Geisteskranke, die bei Lichtschein weniger Zwangsvorstellungen besitzen als im ganz verdunkelten Raum. Wer eine schlaflose Nacht durchgemacht hat, kennt sicherlich auch die Klarheit der sich ihm aufdrängenden Vorstellungen gegenüber denen des Tages. Diese Bestimmtheit der Vorstellungen bei Nacht hat ihren Hauptgrund im Fehlen der äussern Reize, die bei Tag sonst einen Teil der psychischen Kraft vom Gesichtssinn weg zu den andern Sinnen hinlenkt. Zur Nachtzeit, besonders im Traume, nehmen die Vorstellungen deshalb eine grössere Klarheit an, weil sie durch ihre Alleinherrschaft im Geiste grössere Energie besitzen. Aus demselben Grunde dürfte auch ihr Gang im Traum ein beschleunigterer sein.

In einem fremden Milieu, wo viele neue, ungewohnte Sinneseindrücke auf uns einstürmen, wird die Vorstellungstätigkeit eine intensivere. Der Geist ist dann von Vorstellungen eingenommen, deren relativ grosse Klarheit ein abstraktes, das heisst in weiten und darum verschwommenen Begriffen sich bewegendes Denken erschwert, ja zur Unmöglichkeit machen kann. Diesen Zustand der Eingenommenheit sehen wir in verschiedenen Graden

meist dann eintreten, wenn Menschen an fremdem Ort sich einer Autorität gegenüber befinden; sei dies zum Beispiel im Examen, dem Examinator gegenüber, sei es gegenüber der Autorität der öffentlichen Meinung, der Umgebung im Gerichtssaal, dem Arzte gegenüber etc. Das betreffende Individuum sieht dann zu klar, um klar denken zu können.

Wir werden später sehen, dass bei Individuen, deren Sinne sehr reaktionsfähig, die also sehr „empfindlich" für alle Sinneseindrücke sind, das logische Denken weitaus nicht den Umfang und die Bedeutung annimmt wie bei unempfindlicheren Naturen. Was von den individuellen Differenzen gilt, lässt sich auch von den Differenzierungen der Augenblicksstimmung aussagen. Im Traum stellen wir am klarsten vor und denken am unlogischsten. Die Klarheit der einzelnen sich dem Geist aufdrängenden Vorstellungsbilder ist nicht ein Hilfsmittel, sondern ein Hemmnis für das augenblickliche klare Denken. Im allgemeinen dürfte die Regel gelten: Je klarer die Vorstellung, je deutlicher das vorgestellte Bild also, desto schwieriger ist das augenblickliche abstrakte Denken. Und umgekehrt: Je höher das umfassende und weitschauende Denken, desto unklarer und verschwommener sind die einzelnen Vorstellungen. Nur im Genie finden sich beide Arten von Vorstellungstätigkeit vereinigt, aber auch nicht zeitlich neben-, sondern nacheinander. Die Vorstellungen der Kategorie I sind durchweg klarer als die der Kategorie II, deshalb ist die Abstraktionsfähigkeit dort auch keine so grosse wie hier.

Den höchsten Grad der Klarheit erreichen die Vorstellungen da, wo gewöhnlich das kleinste Mass von Denken stattfindet: in den Halluzinationen. Hier ist das Individuum ganz seinen Vorstellungen unterworfen.

Wie verhalten sich die Vorstellungen zum Denken überhaupt? Ist das Vorstellen mit dem Denken identisch? Darauf können wir antworten: Vorstellen ist noch nicht Denken; Denken ist nicht mehr oder mehr als blosses Vorstellen. Ich kann mir einen Gegenstand recht gut vorstellen. Deshalb denke ich ihn aber noch nicht. Denken ist Scheiden, Vergleichen und Urteilen in einem. Dazu gehören mehrere Objekte. Wenn ich mir z. B. einen Wasserfall vorstelle, so habe ich ein Bild von diesem,

aber noch kein Urteil darüber, keinen eigentlichen positiven Denkinhalt. Erst wenn der Wasserfall für mich Eigenschaften besitzt, dann denke ich ihn, d. h. ich ermesse seine Qualitäten an schon bekannten.

Ich kann mir andererseits etwas sehr gut denken, ohne es mir vorstellen zu können, z. B. von einem Staat, oder von der Geschwindigkeit des Lichtes in einer Sekunde, oder von einer gerechten Handlung sehr wohl einen Begriff, eine Idee machen. Der Begriff der gerechten Handlung ist in mir so klar wie die Vorstellung oder das Bild des Wasserfalls. Will ich mir aber von der gerechten Handlung ein Bild und vom Wasserfall einen Begriff machen, so kann weder das Bild von der gerechten Handlung deren Begriff, noch der Begriff allein des Wasserfalls dessen Bild ersetzen.

Die Elemente der Vorstellungstätigkeit sind Bilder, die des Denkens Begriffe. Ein Begriff verhält sich zu einem Bilde etwa wie das gewöhnliche Bild eines Gegenstandes zu dessen mikroskopischem Bilde. Dort der Ueberblick des Ganzen, hier der Einblick in die Teile. Der Begriff zeigt von ferne, übersichtlich, klein, verschwommen, allgemein, was das Bild von der Nähe, klar, gross, deutlich demonstriert. Der Begriff ist das Element des geistigen Auges, das Bild das des sinnlichen. Das Denken ist die Fortsetzung des Vorstellungslebens. Es zeigt in seinen Begriffen alles schneller, übersichtlicher, geordneter. Der Begriff ist, im Gegensatz zum Bilde, ein Ordnungsprinzip. Er hat seinen Zweck, sein Ende, seinen ganz bestimmten Platz im logischen Weltsystem. Das Denken ist zwar undeutlicher, aber weitschauender als das Vorstellen. Ja, das Denken könnte man das eigentliche Fernsehen nennen; sein Instrument, der Verstand, zeigt das Greiflich-Nahe im Begrifflich-Fernen. Die Sinne, deren Wirkungsgebiet durchaus im Endlichen sich befindet, haben ihre Verlängerung im Denken, das nur mit unendlichen Grössen zu tun hat. Gibt es einen endlichen Begriff? Nein. Das „Ein", das „Pferd", das „Gehen", die „Tugend", alle diese disparaten Begriffe haben unendliche Eigenschaften.

Das Bild ist der Endlichkeitsindex oder die Endlichkeitskoordinate für den Begriff, ist die Vorstellung für das Denken. Und umgekehrt bildet der Begriff für die Vor-

stellung das allgemeine Denkzeichen, in welchem sie ihren besonderen Wert verliert. Das Denken ist unklarer, aber tiefer als das Vorstellen. Fehlt es ihm an Klarheit, so zeigt es die Wahrheit, die nur in der Tiefe wohnt. Das Denken ist die Tätigkeit des „Tiefsinnes" des Menschen, könnte man sagen.

Klares Denken bedingt gleichzeitige Unklarheit der Vorstellungen. Klare Vorstellungen ermöglichen kein gleichzeitiges klares Denken.

Weiter oben haben wir betont: von den Empfindungen an sich wissen wir nichts, da diese rein körperliche Reaktionen sind und als solche der reinen Gegenwart angehören. Unser Bewusstsein ist aber niemals ein solches von absolut Gegenwärtigem. Entweder ist es ein Wissen von Vergangenem oder von Zukünftigem. Empfindungen werden nur in ihren Vorstellungen bewusst. Wir wissen nur von Vorstellungen, und wir haben nur Vorstellungen, von denen wir wissen. Dieser Ansicht sind auch Locke und Kant. Dieser meint: „Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewusst zu sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, dass wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewusst sind?" *)

## 5. Der Vorstellende und seine Vorstellungen.

Die Beleuchtung der Vorstellungen von verschiedenen Seiten her dürfte für uns eines der besten psychologischen Mittel sein, um das Denken und damit den Gegenstand des Denkens in ein helleres Licht zu rücken. Im folgenden werden wir den Charakter der Vorstellungen und den der vorstellenden Individuen in wechselseitige Beziehung setzen. Wir werden dabei ersehen, wie die Kategorien der individuellen Differenzen sich zu den Gegenständen und zu jenen grossen universellen Vorstellungseinheiten der Sprache, Kunst, Wissenschaft und Religion verhalten.

Wir könnten diesen Abschnitt auch das Sehen des Menschen nennen, denn unsere Aufgabe wird es hier sein, in grossen Zügen zu zeigen, wie ein jedes menschliche Individuum dazu kommt, die Welt als seine Welt

*) Kant W. W., v. Hartensteinsche Ausgabe. VII. Bd. Leipzig 1868.

zu betrachten. Mit den eigentlichen individuellen Weltansichten haben wir es also hier zu tun.

Im Alltagsleben nehmen wir gewöhnlich an, wir ersehen alles Gewusste aus den Dingen um uns her. Diese Annahme ist nur zum Teile berechtigt. Tatsache ist, dass wir eine Unmenge von vermeintlich in und an den Gegenständen der Aussenwelt Gesehenem in diese zuerst hineinsehen, dann erst herauslesen. Wir objektivieren unsere Gedanken und Vorstellungen, unser geistiges und leibliches Ich in die Aussenwelt und sind uns nur in ganz verschwindend wenigen Ausnahmen dessen bewusst. Der Mensch sieht wohl überall die objektiv-realen Gegenstände um sich her, aber er sieht sie in seiner Eigenart und, je nach augenblicklicher Stimmung, verschieden gefärbt. Der Liebende sieht an dem Objekte seiner Liebe Vorzüge, der Neidische am Gegenstande seines Neides vorwiegend Mängel. Das sind Extreme. Aber die Wirklichkeit verbindet diese Extreme durch stetige Wege, die wir begehen. Mit Vorurteilen und vorgefassten Meinungen betrachten wir unsere Bewusstseinswelt, mit Vorstellungen, die vor allem andern uns angehören, orientieren wir uns in der realen Welt. Unser Sehen ist auf der einen Seite ein Aufnehmen von objektiven Bildern, auf der andern ein Hineintragen von subjektiven Bildern in das Bild dessen, was wir „Aussenwelt" nennen.

Mit dem Bilde seines eigenen Ichs kommt der Mensch an die Erscheinung der Welt heran. Was ist an den empfangenen Eindrücken von den Gegenständen Eigenes, was Fremdes? muss man sich fragen. Die Antwort darauf ist gar keine einfache, denn die Faktoren, die man zu berücksichtigen hat, sind mannigfaltiger Natur. Um die Vorstellungsweise eines Menschen einigermassen objektiv zu beurteilen, hat man die Natur des vorstellenden Individuums, sein Milieu, den Grad der Abhängigkeit von anderen Individuen, den Grad seiner intellektuellen und moralischen Freiheit, seinen augenblicklichen Zustand (Grad der Eingenommenheit), seinen bisherigen Zustand (Grad der Voreingenommenheit), seine Neigungen, Interessen usw. zu berücksichtigen. Alle diese Momente fliessen ständig in einem und demselben Menschen ineinander ein, wirken in stetigem Wettstreit zusammen, bilden Hemmungen und

Auslösungen für die Vorstellungen, bestimmen also Gang und Dasein dieser.

Man glaubt gewöhnlich, was man sieht, aber nicht weniger oft kommt es vor, dass man sieht, was man glaubt. Das Verhältnis des Glaubens zum Sehen wird es sein, das im weiteren unsere Aufmerksamkeit beschäftigen soll.

Wir haben schon oben die Menschen in zwei Kategorien eingeteilt, die sich durchgehend prinzipiell voneinander unterscheiden. Kategorie I — Weib, Kind, Südländer, Sanguiniker — sieht und glaubt ganz anderes als Kategorie II — Mann, Alter, Nordländer, Phlegmatiker. Die menschlichen Zustände teilen sich auch in zwei polare Kategorien, in denen Denken und Vorstellen ein grundsätzlich verschiedenes ist. Freudig oder traurig, gesund oder krank, normal oder abnorm, fähig oder unfähig ist der Mensch jeweils ein ganz anderer. Der Dualismus, der schon in der Elementartätigkeit des Denkens als Spiel von Vorstellung und Gegenvorstellung seinen Anfang nimmt, ist noch derselbe, wenn er in den grossen philosophischen Systemen seine Krönung als „Monismus" und „Dualismus" findet.

## 6. Individuelle und natürliche Differenzen.

### a) Die Geschlechter.

Nicht nur in ihrem äusseren Habitus sind die beiden Geschlechter der Menschen grundsätzlich voneinander unterschieden. Auch die Art, wie die einzelnen Vorstellungen in ihnen sich abwickeln, ablösen, unterstützen, vereinigen, ist eine für jedes Geschlecht äusserst charakteristische. Die Vorstellungen des Mannes sind vorwiegend abstrakter Natur. Sie befassen sich mit dem Morgen, dem Zukünftigen und den von der Zeit überhaupt unabhängigen Begriffen. Sie sind mehr oder minder unklar, weil weit. Der geistige Blick des Mannes ist der mathematisch-geometrische, auf Wiederkehr, Richtung und Fluchtpunkt der ihn umgebenden und zu ihm in nähere Beziehung tretenden Ereignisse gewandt. Der Zweckgedanke ist vorherrschend. Der Mann rechnet und berechnet. Er sieht voraus und denkt voraus. Daher hat er für das Nächste, ihn Umgebende gewöhnlich so wenig Sinn und Gefühl übrig

Das reale Gegenständliche um den Mann hat einen relativ geringen Einfluss auf sein Vorstellungsleben. Dagegen berührt ihn stark das zeitlich und örtlich sich fern von ihm Abspielende. Die Vergangenheit, die Zukunft, die Komplexität, die Perspektive, die Superlativität, der Anfang, das Ende, die Wiederkehr, die Gesetzmässigkeit, das alles übt einen mächtigen Einfluss auf den Mann aus und lässt seinen Sinn auf die Geschichte, die Religion und Philosophie, die Staatskunst, die Wissenschaft, die Mathematik sich wenden. Vom Konkreten weg tendieren die Vorstellungen des Mannes zum Abstrakten. Er ist gegenüber dem Weib die geborene Fernnatur, denn sein Wirken zielt in die Ferne.

Ganz anders beim Weib. Es ist die personifizierte Nahnatur. Sein Wirken gehört der nächsten Umgebung; seine Vorstellungen sind konkreter Natur. Das empfindsame Weib kann seinem ganzen Charakter nach nicht in der begrifflichen Welt sich heimlich fühlen. Nur in der Anschaulichkeit ist es gross; so gross, dass es darin weit über dem Mann steht. Das Weib lebt in und mit der Gegenwart. Von seiner Umgebung wird es so stark in Anspruch genommen, dass es kaum ein mehr als oberflächliches Interesse für das Vor- und Nach-ihm haben kann. Seine Sinne üben einen viel regeren Nachrichtendienst aus als die des Mannes. Deshalb ist das Weib eine so ungemein feine Beobachterin. Es sieht und durchsieht mit einem Blick. Der Mann dagegen übersieht eine Sachlage besser. Da die Sinne, die Geschäftsträger zwischen Aussenwelt und Innenwelt, beim Weib eine so hervorragende Ausprägung erfahren haben, so nehmen sie von vielem Notiz, was dem Mann entgeht oder — wovon er verschont bleibt. Das Weib ist viel feiner empfindend, darum aber auch viel empfindlicher als der Mann. Die Fülle von Kleinigkeiten des Milieus bleiben dem Mann verborgen und erspart, während das Weib sich an ihnen freut oder unter ihnen leidet. Diese Tatsache bildet mit einen Hauptgrund für die starke Beeinflussbarkeit und Dissoziabilität des Weibes, sich leicht lenken und ablenken zu lassen. Diese Tatsache macht es auch verständlicher, dass, was der Mann oft als klein ansieht, das Weib als gross betrachtet: Aufmerksamkeiten und Beleidigungen gewinnen im Weibe grössere Bedeutung als der

Mann gewöhnlich annimmt. Vor denselben konkreten Gegenstand gestellt wie der Mann, sieht das Weib diesen und dessen Teile grösser als der Mann, damit ist auch der Eindruck ein bedeutenderer und nachhaltigerer, immer gleichwertige Individuen vorausgesetzt. Das Weib hat mit allen stark und klar empfindenden Naturen der Kategorie I durch die starke Empfindlichkeit auch die leichte Verletzbarkeit gemeinsam.

Das Weib kostet die ganze Gegenwart, mit ihrem Kitzel und ihrem Stachel. Es reagiert auf jede sinnliche Einwirkung „feinsinniger" als der Mann. Die Sinne des Weibes sind, jedenfalls auch rein physiologisch, für die Nähe viel feiner eingestellt und präzisiert als die des Mannes. Daher eben das klare Empfinden der nahen Umgebung. Es ist charakteristisch, dass gerade in der weiblichen Hand der typische Nahsinn, der Tastsinn, eine so feine Ausprägung von seiten der Natur erhalten hat. Dagegen dürfte durchweg beim Weibe das physiologische Auge für die Ferne nicht so gut funktionieren wie das des Mannes. Das Weib ist kurz- oder nahsichtig in des Wortes weitester Bedeutung. Der Mann macht sich, weil er kein solch feines Empfindungsvermögen für die Nähe besitzt wie das Weib, von seiner Umgebung nicht die klare und richtige Vorstellung wie dieses. Das Weib ist die wahre Gesellschafterin des verkörperten Augenblicks, verkörpert in den Lebewesen um es herum, wie Blumen, Tiere, Menschen, verkörpert aber vor allem in seinem Kinde. Das Weib erlebt sich in den verschiedensten Gestalten seiner Umgebung. Wie es das innerlich Geschaute lebendig beseelt, so muss es, einem Naturdrange folgend, sich im aussen Geschauten in höherem Masse als der Mann erleben.

Für die Ferne ist auch des Weibes geistiger Blick von Natur aus nicht eingestellt. Dieser Fernblick bleibt dem Manne vorbehalten. Die Ereignisse, die sich in der Ferne abspielen, die Zusammenhänge und Richtungen, die in weite Ferne sich verlieren, interessieren das Weib nicht, ebenso nicht die Gesetzmässigkeit. Das Weib liebt Buntheit und Glanz, wo der Mann Strenge und Einfachheit sucht.

Nirgends offenbart sich die verschiedene Auffassung derselben Umgebung bei den Geschlechtern so klar, als

dort, wo es gilt, dieser Umgebung Sprache in Worten oder in Gesten zu geben, wie in der Erzählung oder der künstlerischen Wiedergabe des Gesehenen. Was in der Natur farbig ist, das findet seine vollendetste Wiedergabe durch die Frau. Das Schöne und das Weib sind natürliche Geschwister. Das Weib findet die Schönheiten der Natur, weil es den Sinn für sie schon in sich trägt.

#### b) Die Alter.

Das von der Gegensätzlichkeit der Geschlechter Ausgesagte gilt, mit kleinen Modifikationen, auch von den Altern. Was wir hier von den beiden Kategorien Jugend und Alter Neues hinzusetzen werden, gilt wiederum auch in der Hauptsache dort und allgemein für die Naturen der entsprechenden Kategorien, wie wir sie oben aufgezählt haben.

Die Klarheit der Vorstellungen ist in Kindheit und Alter eine durchaus verschiedene. Die Jugend hat klarere Vorstellungen als das Alter. Sie sieht alles klarer und näher. Die Begriffe haben bei ihr noch nicht jene Vieldeutigkeit und Verschwommenheit, die durch die Erfahrung erst gewonnen wird. Der abstrakte Begriff kann auf die Jugend noch gar nicht den Einfluss haben wie auf das Alter, weil sein Inhalt noch ein relativ beschränkter ist. Die einzelnen Worte haben für das Kind eine verhältnismässig hohe Bedeutung. Die Ursache dafür liegt in deren spärlichem Vorhandensein im kindlichen Geiste. Das Kind nimmt bekanntlich das zu ihm Gesprochene sehr ernst, die Worte der Eltern und später die Meinungen seiner Lehrer. Es ist deshalb ungemein wichtig, die geistige Erziehung eines Kindes in möglichst wenige Hände zu legen, um keine tiefe innere Spaltung im Kinde durch Meinung und Gegenmeinung seiner Lehrer hervorzurufen. Alles tendiert bei der Jugend ebensowohl, wie bei den lebhafteren Naturen der Kategorie I überhaupt, auf U e b e r t r e i b u n g hin. Das Neue erscheint für sich, aus seiner Umgebung herausgerissen, gross und lebendig. Daher die ü b e r g r o s s e B e d e u t u n g, die man in seiner Jugend allen einigermassen interessanten Vorkommnissen oder eigenen Erlebnissen beimisst. Daher das Schwelgen in Träumereien, welche die phantastische Fortsetzung sol-

über Erlebnisse bilden. Daher die Freude der Jugend am Romanhaften, an der Poesie, an Idealen, kurz an allen Uebertreibungen nach der guten und nach der schlechten Seite hin. Der Kultus der Vergrösserung beherrscht die Jugend. Der gewöhnliche Dieb wird zum Räuber, der okkasionelle Gauner wird zum berufsmässigen Betrüger, der Witzige zum Schalk, der gewöhnliche Mensch zum Helden, der Täter zum Attentäter. Jede Art von Tätigkeit wird übertrieben und nur übertrieben als interessant befunden. Die Freude am Grausamen und am Lieblichen ist in der Jugend eine gesteigerte. Lassen wir unser eigenes Jugendleben und Jugendträumen im Geiste vorüberziehen, so finden wir es für eine jugendliche Phantasie ganz selbstverständlich, wenn in einem Märchen ein Prinz seiner Prinzessin in diesem Augenblicke die rührendsten Beweise seiner Liebe gibt, um im nächsten einem Dutzend Wegelagerern die Köpfe abzuschlagen. Wir wollten es so. Die Jugend liebt die konkret-anschaulichen Superlative. Das Grösste, Glänzendste, Lebendigste, Grauenhafteste, Verabscheuungswürdigste ist gerade gut genug für eine lebhafte jugendliche Phantasie, ja für eine solche der Kategorie I überhaupt. Die Romane aller Zeiten wurden nur für die Naturen der Kategorie I geschrieben.

Aus dieser ganzen, nach ihren Polen hin verzerrten, jugendlichen Vorstellungsweise resultiert der Kampf der jugendlichen Phantasie mit der prosaischen Wirklichkeit. Wenn der Mensch auch irrt, solange er strebt, so sind diese Irrungen und Verirrungen in der Jugendzeit doch am häufigsten. Und sie sind bei einem lebhaften Temperament so natürlich wie dessen Jugend selbst.

Vom rein psychiatrischen Standpunkt aus gesehen, birgt eine Ueberlastung der jugendlichen Phantasie eine gewisse Gefahr in sich. Nicht selten kommt es vor, dass sich in der Zeit der Pubertät die intellektuelle Seite im Menschen bis zum Grade eines temporären Irreseins steigert, das bei sonst normaler Konstitution des betreffenden Individuums wieder in normale Bahnen zurückkehren wird, bei hereditär belasteten jugendlichen Naturen jedoch zum Irrsinn führen kann. Nach der normal-aussergewöhnlichen Seite hin sehen wir den jugendlichen Phantasten zum Dichter und Künstler werden. Zeit ihres Lebens ihre

Jugend und ihre Liebe zum Aussergewöhnlichen bewahrend.

Die manchmal ans Halluzinatorische grenzende Klarheit der Jugendvorstellungen macht in erhöhtem Masse glauben, was die eigenen Sinne zeigen. Die Gegenvorstellungen des Alters werden meist darum von der Jugend so wenig „beherzigt", weil sie in ihrer Abstraktheit zu wenig Klarheit und damit zu wenig Wahrheit für die Jugend besitzen und dieser nicht zu Herzen gehen. „Was das Auge sieht, glaubt das Herz", ist der Wahlspruch der Jugend und der Kategorie I ganz allgemein. Daher der ausgesprochene Eigensinn dieser Naturen, dem wiederum in demselben Individuum als Gegenpol die Disposition zum Fremdsinn innewohnen kann nicht nur, sondern muss. Eigensinn ist die normale Seite des Negativismus.

So leicht, wie die Jugend zu führen, ist sie auch zu verführen. Dies alles auf Grund ihrer erhöhten Suggestibilität, das heisst, der Möglichkeit der raschen Einstellung des Ichs unter ein fremdes. Beides, Negativismus und Suggestibilität, als polare Enden des Eigensinns und des Fremdsinns, treffen wir fast durchweg bei den Naturen der Kategorie I; im Kinde, im lebhaften Temperament, im Weib, im Südländer. Schon ins Abnorme hineinragend wohnen jene beiden Eigenschaften dem hysterischen Individuum inne.

Solche eigensinnige Naturen sind gewöhnlich durch keine noch so stichhaltigen logischen Argumentationen zu überzeugen. Was tut man also, sie dennoch zu unserer Ansicht zu bekehren? Statt des logischen Mittels des abstrakten Schlusses wendet man im homöopathischen Sinne das psychologische an, Gleichem mit Gleichem beizukommen. Man wendet sich nicht an den Verstand, sondern an das Anschauungsvermögen der Jugend. Wo man durch den Begriff nichts erreicht, da überredet man mit dem Bild, aber ganz besonders mit dem eigenen guten Beispiel. Ist das Bild nur einigermassen „zwingend", so ist der Eigensinn auch schon bezwungen. Eine Portion Eigensinn steckt in jedem gesunden Menschen. Er glaubt nur das gerne, was er sieht: in Wirklichkeit oder als Vorstellung. Ein guter Lehrer für die Jugend wird sich vor allem an ihr individuelles Vorstellungsvermögen

wenden, um nicht nur an sie *ihn*, sondern in sie hinein zu predigen. *Ueberzeugung* stellt sich immer als ein Resultat der *Ueberredung* dar.

Der Jüngling ist dem Alter gegenüber der Sanguiniker, mit rascherer Zirkulation des Blutes und lebhafterem Temperament ausgestattet. Der Augenblick und das Konkret-Gegenständliche bestimmen vorwiegend seine Gedanken, bis mit der geistigen Reife das Abstrakte mehr und mehr Einfluss auf ihn gewinnt.

### c) Die Klimata.

Der Mensch ist nicht nur ein Produkt seiner Vorzeit und seiner Vorfahren, sondern auch seiner Gegenwart und seines Milieus. Der Boden, auf dem er steht und geht, der Himmelsstrich, unter dem er lebt, üben vielleicht einen grösseren Einfluss auf das Denken des Menschen aus, als man gewöhnlich annimmt. So sagt Pascal in seinen „Gedanken" (Reclam S. 80): „Es gibt fast nichts Rechtes oder Unrechtes, das nicht mit dem Wechsel der Himmelsgegend seine Natur wechselte". Es ist kein etymologischer Zufall, dass das französische humeur zugleich Feuchtigkeit und Gemütsart bedeutet. Das Individuum ist neben anderem auch durch den Feuchtigkeitsgrad des Bodens, auf dem es lebt, bestimmt.

Eine heitere Umgebung stimmt bekanntlich auch des Menschen Inneres heiter. Wir sprechen in einer glücklichen anthropomorphischen Wendung von einer „lachenden Natur", einem „lachenden Himmel". Nicht die Natur ist es, die lacht, auch nicht der Himmel; der Mensch ist es, der die Natur anlacht und sein eigenes Lachen als Echo sozusagen in der Natur vernimmt. Die „lachende Natur", das ist die sonnige Natur, die farbenprächtige, wo alles uns anspricht. Der lachende Himmel ist der blaue Himmel, sein Gegenteil der graue Himmel. Und diese ganze lachende Natur ist die jugendliche, die weibliche, die lebendige, kurz: die *südliche*. *Muss* darum nicht der Südländer schon von vorneherein alle Merkmale und Eigenheiten seiner Umgebung auch in sich selbst besitzen? Er tut dies in vollem Masse. Weib, Kind und Temperament vereinigt er in sich und reiht sich so von selbst in die erste Kategorie von Menschen ein.

Unter heiterem südlichen Himmel, auf üppigem Boden müssen die Menschen a priori ganz anders gedeihen und ihre Vorstellungen in ganz anderer Art sich entwickeln und abwickeln als im Norden, wo die Abwesenheit des vielen Lichts ernster stimmt und die Kargheit des Bodens den Menschen stets an das Morgen erinnert. Das Drückende des grauen Himmels und das Bedrückende der Sorge um das tägliche Brot fällt bei dem Südländer zum grossen Teil weg. Die Kraft, die der Nordländer für seine schwere Arbeit aufzuwenden hat, bleibt dem Südländer zur anderweitigen Verfügung frei. Er macht es dann wie alle Grandseigneurs, die über viele Musse und gute Laune zu verfügen haben: er pflegt die Künste, d. h. er hat Zeit übrig zum künstlerischen Genuss der Naturschönheiten. Wie jeder wahre Künstler, so nennt auch der Südländer eine ganze Dosis von Selbstgefühl und Selbstliebe sein eigen. Die masslose Eitelkeit eines Giordano Bruno sei als ein Beispiel für viele zitiert. In seiner aristokratischen Weise des Nichtstuns, in seiner Körperhaltung, in seiner Gastfreundschaft und in der tätlichen Satisfaktion seiner beleidigten Ehre unterscheidet sich der Südländer ganz wesentlich vom Nordländer.

Um das Verhältnis des Südens zur Religion zu verstehen, muss man notwendig sein Verhältnis zur Kunst im allgemeinen begriffen haben. Der Mensch malt sich in seinen Göttern, hat Ludwig Feuerbach einmal gesagt. Der Südländer verlangt von seiner Kirche Kunst. Dies ist das gewaltige Moment, das seine Religion von der abstrakteren nordischen und evangelischen Religion trennt. Was er in der Natur auf Schritt und Tritt vorfindet: Farbe und Form, will er auch in seinem Religionskult sehen. Die lebendige Ansicht muss die Andacht unterstützen. Der Südländer kennt nicht so wie der Nordländer das intuitive Schauen im Geiste. Er ist zu lebhaft, um sich stark auf eine abstrakte Idee hin konzentrieren zu können. er ist zu nahsichtig, um für das Ferne Sinn zu haben. Er will das sinnliche Bild. Sein Gott muss sichtbar, in seiner Nähe sein. Und seine Heiligenbilder müssen Leben und Farbe haben.

Jede Religion und jede Kunst wachsen aus den Vorstellungen eines Volkes heraus, s i n d ein Teil dieser. Es ist nur zu klar, dass das eigentliche Feld der katholischen

Kirche der Süden ist. Und diese Kirche fordert geradezu Bewunderung darin heraus, wie sie den Herzens- und Sinnesbedürfnissen ihrer Gläubigen Rechnung getragen hat. Hier im Süden findet noch eine Verschmelzung statt von katholischer Kunst und katholischer Religion: die eine ist zum Teil die andere. Die Kunst steht im Dienst der Religion; sie baut Kirchen, malt Bilder, schmückt Altäre. Die Religion steht im Dienste der Kunst; sie gibt das hohe Gefühl und den grossen Vorwurf dem Künstler.

Stellen wir dem Süden den Norden gegenüber, so sehen wir da ganz andere Faktoren ein ganz anderes Resultat erzeugen. Nichts von der heiteren Kunst des Südens ist hier zu verspüren. Ihre Magerkeit wächst mit der des Bodens. So sehen wir einen grossen Unterschied zwischen der italienischen und deutschen Kunst und in dieser letzteren selbst wieder eine Kluft zwischen dem Süden und Norden Deutschlands erstehen. Wenn nordische Meister dennoch Grosses in der Farbenkunst geleistet haben, so hat der Süden zum mindesten ihr Schaffen ausserordentlich beeinflusst.

Der Süden und die Kunst ist ein Begriff; der Norden und die Wissenschaft ebenso nur einer. Der Südländer sucht und findet sich im Schönen, der Nordländer sich im Wahren wieder. Das Verhältnis ist also ähnlich wie bei den Geschlechtern. Die grossen Meisterwerke des Südens sind künstlerischer, die des Nordens mehr philosophischer Natur. Dort die nach konkreten Ausdrucksformen ringende Gestaltungskraft, welche sich in den plastischen und malerischen Personifikationen demonstriert, hier ein Drang, die höchsten, abstrakten Sprach- und Denkformen der Begriffe zu der persönlichen Einheit des philosophischen Systems zu schmieden.

Was wir vom Weib und seinem Vorstellungsvermögen gesagt haben, gilt auch vom Südländer. Seine Natur ist eine impulsive. Die Augenblickseingebung, der augenblickliche Zustand ist für ihn das ausschlaggebende Moment in seinem Denken und Handeln. Augenblick und Umgebung üben daher auf den Südländer eine grosse Macht aus. Der kommenden Gefahr gegenüber zeigt er sich nachlässig, leichtsinnig. In der Gefahr selbst verliert er sogleich den Kopf. Er ist viel empfindlicher, feiner in den Umgangsformen, dissoziabler, eigensinniger als der

Nordländer. Der Südländer glaubt gerne, was man ihm anschaulich vormalt, und malt sich wiederum in seiner Phantasie gerne aus, d. h. stellt sich klar vor, was er glaubt. Er ist leicht zu überrumpeln durch lebensvolle Einzelheiten, schwer zu überzeugen durch logische Gründe. Der Südländer begeistert sich viel schneller für eine Sache als der langsamere Nordländer; dafür nimmt aber auch seine Begeisterung schneller wieder ab und muss für grössere Zwecke immer wieder von neuem angefacht werden.

Was wir von dem Vorstellungsleben des menschlichen Individuums nach Geschlecht, Alter und Klima aufgezeigt haben, dürfte genügen, um zur Evidenz darzutun, dass wir stets die Kategorie I der Kategorie II gegenüberstehend vorfinden. Die beiden Kategorien unterscheiden sich in ihrer Denkungsart nicht nur logisch-prinzipiell, sondern auch psychologisch-natürlich voneinander. Kategorie I besitzt einen ausgesprochen fein abgestimmten Organismus und ist sehr reaktionsfähig. Es genügt daher bei ihr schon ein relativ schwacher Reiz von aussen, um ihr Inneres tief zu bewegen, während langandauernde und langsamere Einwirkungsweisen von aussen auf Kategorie II einen grösseren Einfluss ausüben. Auf die Macht der konkreten Umstände und Gegenstände auf Kategorie I und die Macht der abstrakten Begriffe und Ideale auf Kategorie II haben wir schon hingedeutet. Im folgenden sei auf den Einfluss der universellen menschlichen Aeusserungen, wie Sprache, Musik, Kunst, Religion und Politik auf den individuellen Verstand und das Gefühl hingewiesen. Immer werden wir sehen, dass jede Kategorie sich von dem angezogen fühlt, was sie willkürlich oder unwillkürlich ihrer eigenen Disposition nach sucht oder gesucht hat.

## 7. Allgemeine und künstliche Differenzen.

### a) Sprache.

Die Sprache, die für Kategorie II mehr Mittel zum Zweck ist, wird für Kategorie I zu einer Art Selbstzweck. Schönheit, Klarheit, Präzision, Betonung, Form, Stil, Rhetorik haben in dem Ganzen der Sprache als solcher von den Griechen an über Rom bis auf den heutigen

Süden, vor allem Frankreich, eine ganz gewaltige Rolle gespielt, die der germanische Norden niemals gekannt hat. Die sorgfältige Pflege der Sprache bei den Griechen war der Hauptgrund ihrer klaren und hohen philosophischen Erkenntnis. Ein hoch ausgebildeter Sprachsinn bei den Römern gab eine der psychologischen Ursachen ab für die mustergültige Klarheit und Form ihrer Gesetze und Gesetzgebung. Das liebevolle und tiefe Verständnis endlich der Franzosen für die Schönheiten und philosophischen Wahrheiten in ihrer Sprache macht es, dass ihr Denken so klar und der Gegenstand ihres Denkens in so präziser und klassischer Form zum Ausdruck kommt. Jede Wissenschaft ist, sagt Condillac, vor allem „une langue bien faite". Den Franzosen geistreich zu nennen, ist beinahe ein Pleonasmus. Der Franzose ist geistreich, weil seine Sprache es ist, die er in hohem Grade, durch Einfühlung und Eindenken in sie, zu seinem Eigen, seinem positiven Ichwert gemacht hat und immer macht. Sein Naturell entspricht der Natur seiner Sprache. Er spricht auch, die Bedeutung seiner Sprache anerkennend, von einem „génie de la langue", als dem Genius der Sprache, der sich aus dieser heraus sozusagen dem Sprechenden mitteilt. Bei den Germanen dagegen sind es nur wenige, die Dichter-Denker und die Denker-Dichter, die diesen „génie de la langue" fühlen, bewundern und ihm bewunderungswürdigen Ausdruck verleihen. Auch wenn wir nicht wüssten, dass es Buffon war, der den Ausspruch „Le style c'est l'homme" geprägt hat, so würden wir doch als dieses Satzes Heimat den romanischen Süden erraten. Heute noch, wenn wir einen Blick auf die Vorlesungsverzeichnisse der französischen Universitäten werfen, bemerken wir, mit welcher Sorgfalt man dort gegenüber den nordischen Völkern das Sprachstudium betreibt und dabei seinem besten Lehrer, der Sprache, die Hochachtung erweist, die ihr gebührt. Klarheit der Sprache ist Klarheit im Denken.

Wo der „génie de la langue" sich mit dem génie de l'individu zum gesprochenen Wort vereinigt, da vollzieht sich die lebendige Synthese, welche in ihrer Verwirklichung einen so gewaltigen Einfluss auf die ganze Kategorie I hervorbringt. Man unterschätzt gerne die Macht, die gute [illegible] endlicher Länder in entscheidenden Augen-

blicken auf grosse komplexive Masseneinheiten auszuüben vermögen.

Kategorie I hat einen ausgesprochenen Sinn für die Einzelheiten, deshalb pflegt sie diese auch mit besonderer Sorgfalt. Auf die Sprache angewandt, heisst dies: Kategorie I, vor allem der Süden und speziell die Franzosen, pflegen mehr die Schönheit der Sprache, der Norden dagegen die Wahrheit in derselben. Für die Kategorie I, die Künstler- und Dichternaturen, ist wahr, was schön ist. Hier gibt es vor allem nur die offene Wahrheit des Augenblicks, des Sinnenscheins, für Kategorie II dagegen die tiefen und verborgenen Wahrheiten. So erklärt sich bei Kategorie II, im Gegensatze zu Kategorie I, der Hang zum Suchen der verborgenen mathematischen Wahrheiten, zur Grübelei, zur Wahrheitsforschung, zur Metaphysik, zum Problem.

Die französische Sprache ist schön; vielleicht zu schön, um treu zu sein; die deutsche oft zu treu, um schön zu sein. Aber um beiden Sprachen gerecht zu werden: dort sehen wir die Treue des Augenblicks und der Wirklichkeit, hier die erhabene Grösse des Zeitlosen und nur begrifflich Fassbaren in der Sprache zum Ausdruck gebracht. Bei Kategorie I, soweit sie sich der philosophischen Höhe des Denkens nähert, finden wir mehr einen ästhetischen Genuss an den ebenmässigen Sprachformen, bei Kategorie II dagegen die Befriedigung an den gesetzmässigen Vorgängen und mathematisch-logischen Einrichtungen im Verstande hinter der Sprache. Die Sprache der Kategorie I ist vor allem eine Sprache der Sinne und für die Sinne, besonders für das Gehör. Die Sprache der Jugend, des Weibes, des Südens, des Sanguinikers, des Volkes ist durchweg melodischer als die der konträren Einheiten. Die Sprache der Kategorie I ist, mit der der Kategorie II verglichen, mehr Kunstsprache. Ueberall Musik und Bild. Jene Sprache wird auch durchweg rascher, lauter und in einer höheren Stimmlage gesprochen als diese.

### b) Musik.

Musik ist auch Sprache, aber mehr Sprache des Herzens als des Verstandes. Sie schildert in Tönen das Naturgeschehen und die menschliche Gemütsstimmung, sie

kommt von Natur- und Gemütsmenschen und wendet sich wiederum an solche. Damit ist auch schon das Verhältnis der Kategorien zu der Musik gekennzeichnet. Die Musik ist vor allem Eigentum der ersten Kategorie. Nur der Sänger, Dichter und Künstler, der Gefühlsmensch kennt und pflegt sie. Nicht Eigentum ist sie den abstraktesten Naturen, den Rechnern; denn die Musik berechnet nicht ihre Wirkung, sie zwingt unmittelbar durch diese. Ihre Harmonie ist unmittelbarer „Einklang" mit unserem Gemüt; beide tönen in einem Klang zusammen. Die Musik wendet sich an das Einfühlungsvermögen des Menschen, wendet sich, um es noch einmal zu sagen, vor allem an die Naturen der Kategorie I.

Wie jeder Mensch sein ihm ureigenes Gefühlsleben hat, so besitzt er seine eigene Fähigkeit zur Aufnahme der musikalischen Sprache der Töne. Jeder hört immer nur s e i n e Musik. Wir greifen aus den verschiedenen Repräsentanten unserer beiden Kategorien den Süden und den Norden heraus und versuchen in ganz knappen Zügen ihr Verhältnis zur Tonsprache zu skizzieren. Es wird sich dabei nichts principiell Neues ergeben, schon Gesagtes erhält nur erneute Bestätigung.

Der Südländer ist musikalischer als der Nordländer. Im Süden hat fast ein jeder seine eigenen Weisen, d. h. er singt und spielt das allgemein Bekannte auf ganz individuelle und originelle Art. Musik ist da noch mehr Naturweben als Menschenleben, mehr individuelles Gefühl als mathematische Konstruktion, mehr Mittel zur Lösung seelischer Konflikte als verstandesmässige Kontrapunktion, mehr sinnlich als übersinnlich und entspricht mehr einem psychologischen als einem metaphysischen Bedürfnis. In der Musik des Südens spiegelt sich, wir mögen sie anfassen wo wir wollen, das Individuum, der Augenblick und das konkret Natürliche wieder. Der Norden gibt seiner Musik vorwiegend idealen Gehalt. Die Idee ist hier das Leitmotiv für die Modifikationen der individuellen musikalischen Einfühlung in Natur und Mensch. Daher das Mystische, Getragene, Mathematische, Verstandesmässige in der nordischen Musik. Auch das Singen selbst ist im Süden ein anderes als im Norden. Dort kennt man nicht das Singen nach so festen Regeln wie hier oder gar das typisch nordländische Singen in Vereinen. Dort singt man,

wie der Vogel singt: frei und ungebunden, nach den Regeln, welche die Natur von aussen her und das Naturell von innen her bestimmt. Das „Lied", dieses urdeutsche musikalische Produkt, ist dem Südländer fremd. Er singt seine Arie und mimt sie zugleich in Ton und Gebärde. Er fühlt sich, singend, als der oder jener und in der seelischen Disposition, welche Worte und Musik der Arie oder Arietta ihm vorzeichnen. Was der Südländer in seinem Gesange gibt, das ist eine plastische Gestalt, voll packenden Lebens.

Jener Zug der Musik vom Natürlichen zum Uebernatürlichen, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen lässt sich, von Kategorie I zu Kategorie II hintendierend, vornehmlich gut an der Gegenüberstellung von romanischer (und speziell italienischer) und germanischer Musik demonstrieren. Weder in der Musik der Italiener, noch in der der Franzosen, die für uns als ernste Musik hier nur in Betracht gezogen werden soll, finden wir auch nur annähernd etwas von dem metaphysischen Element, wie es durch einen Richard Wagner, in seinem „Ring des Nibelungen" besonders, zum musikalisch-dramatischen Ausdruck gelangt; auch keine religiös-übersinnliche Parsifal-Musik und keine erotisch-inbrünstige Musik wie in „Tristan und Isolde". In der symphonischen Musik treten die Kontraste noch deutlicher hervor. Das Gewaltige, Titanenhafte, Himmelstürmende, Unzufriedene, wie wir es in manchen Werken eines Bach und Beethoven so rein verkörpert finden, hat in der romanischen Musik nirgends seinesgleichen. Dagegen findet man bei südländischen Komponisten — wir erinnern hier vor allem an Rossini, an die Franzosen Couperin und Rameau — musikalische Naturschilderungen von so ungemein lebendiger künstlerischer Auffassung, wie sie in ihrer Art einzig dastehen, und denen man aus deutschen Werken unseres Wissens nur den 2. Satz aus der „Pastorale" Beethovens und einzelne Teile aus Wagners „Rheingold" und „Siegfried" gleichwertig zur Seite stellen kann.

In neuerer Zeit scheinen manche Komponisten die Musik aufzufassen als musikalische Lösung der mathematischen Differenzial- und Integralrechnung. Alles verträgt nach unserer Meinung eher ein gelehrtes Gesicht als die Musik, die Sprache des Herzens und Gemüts.

### c) Kunst.

Der Zweck der Sprache im engeren Sinne ist Ausdruckgebung durch das Wort. Musik ist Ausdruck durch den Klang. Die Kunst endlich beschäftigt sich mit dem seelischen Ausdruck durch die Geste. Die Elemente der Kunst sind die Ausdrucksformen der Dinge und Menschen. Für den Denker denkt alles in der Natur, spricht ihn an; für den Musiker ist alles Musik; für den Künstler endlich ist alles in der Natur Kunst. Der Mensch findet immer nur sich, sein Ich, seine Eigenheit in der Natur wieder. Der Charakter, den er der Natur andichtet, oder in den Naturdingen zu Werken verdichtet, ist immer sein durch die Objekte objektiv modifizierter Charakter. Der Schaffende und sein Werk oder Nachbild sind eins, nur durch Ort und Material voneinander unterschieden. Der Geniessende und sein Vorbild sind wiederum in dem Augenblick des Geniessens, Beschauens eins. Derart vereinigen sich Schaffender und Geniessender, Nachbild und Vorbild im „Mittel" des Kunstwerks. Kunstobjekt ist jedes Ding, das eine Idee in adäquater Gestaltung zeigt.

Gehen wir wieder zu unseren beiden Kategorien über. Wir sehen da, wie die individuelle Vorstellungsart erst die Gegenstände subjektiv „färbt", bewertet und damit mehr oder weniger angenehm, lustgefärbt, schön findet. Das Individuum findet in der Natur, was seine Vorstellungen, das mehr oder minder unbewusste „Es" in ihm, in die Natur zuvor hineingetragen haben. Von dieser Tatsache ausgehend, können wir von vornherein sagen, wie Kategorie I oder Kategorie II sich zur Kunst verhalten.

Da die Kunst das Gefühlsmässige gegenüber dem Verstandesmässigen, wie es in der Wissenschaft gepflegt wird, kultiviert, und wir Kategorie I von Kategorie II gerade nach dem Vorherrschen des Gefühlsmässigen in Gemütsmenschen und Verstandesmenschen, oder konkrete und abstrakte Naturen einteilten, so muss Kategorie I die wahren Künstlernaturen in sich fassen, während zu Kategorie II die Ordnungsmenschen, die Rechner, die Wissenschaftler gehören. Wir betonen noch einmal ausdrücklich: Es gibt kein menschliches Individuum, das mehr als im rein logischen Sinne ausschliesslich

zu Kategorie I oder zu Kategorie II zu rechnen wäre. In der Welt der Wirklichkeit ist jedes Ding, auch der Mensch, eine Einheit aus zwei Gegenseiten. Je mehr die eine oder die andere Seite überwiegt, benennen wir ein Individuum oder seinen Zustand nach dem Hauptpole.

„Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt", sagt Goethe. Des Weibes Vorstellungen sind künstlerische. Es begehrt und verehrt die Farben an den Dingen, den Tieren, den Menschen. Daher der Trieb und der Wunsch des Weibes, sich und andere zu schmükken. Da aber nichts in seinem Kolorit so natürlich ist, wie die Naturfarben an den Naturdingen, so liebt es das Weib, diese selbst an sich zu tragen. Das Weib ist es, das sich im wahrsten Sinne des Worts „mit fremden Federn schmückt". In Blumen, Gefiedern und glänzenden Edelsteinen hat die Natur ihre schönsten Farben ausgestelit, und wo sollte dieser glänzende Schmuck besser zur Geltung kommen als an dem schönen Geschlechte, wenn er das Schöne verschönert. In der Kunst des Schmückens ist das Weib Künstlerin par excellence. Ebenso in der Kunst, den Schmuck zu tragen.

Das Kind sieht nichts lieber als farbige und helle Gegenstände. Schon als ganz kleines Baby negiert es das Dunkle und besonders das Schwarze, während das Alter gerade die dunklen Farben bevorzugt. Daraus folgt die psychologisch-pädagogische Regel: Am Kinde und um das Kind alles hell und farbig.

Der Süden ist von jeher die Heimat der Kunst und des künstlerischen Geschmacks gewesen. Der Südländer schaut mit ganz anderen Augen seine Natur und diese wiederum ihn an als der Nordländer. Mit ganz anderen Vorstellungen — müssen wir, uns berichtigend, sagen. Wie der Mensch, so hat auch die Natur ihre Vorstellungen. Sie gibt diese in den verschiedenartigsten Bildern dem Menschen. Wir wissen heute aus der Physiologie der Sinnesorgane, dass den Farben in der Natur gleiche Farben in der Netzhaut des menschlichen Auges entsprechen. Diese subjektiven Farben können einen bestimmten Grad von Klarheit oder Unklarheit annehmen, je nach Art und augenblicklicher Disposition des Individuums. Es dürfte manchem schon aufgefallen sein, dass er z. B.

wenn er gut gelaunt ist, alles draussen in heitereren Farben sieht, als wenn er schlechter Laune ist. Es scheint sonach, als ob die Intensität der Blutzirkulation und damit die Bluttemperatur auf das Sehen einen grossen Einfluss ausübe. Die Bluttemperatur bei Kategorie I ist durchweg eine höhere als bei Kategorie II. Die Bilder der Kategorie I sind klarer und weisen reinere Farben auf. Die Lust an diesen ist deshalb auch eine grössere als bei Kategorie II.

Im Süden finden wir ganz besonders die ausgesprochene Freude an der Farbe, am Malerischen, an heller Buntheit; im Norden das Gefallen an der Linienführung, am Zeichnerischen, am Kontrast durch Dunkelheit. Dort das Unbestimmte, Impressionistische der Farbenwirkung; hier das Bestimmte der Form, der Schwarz-Weiss-Kunst. Dort Phantasie und Sinnlichkeit, hier Verstand und bewusster Wille. Mit Recht hat man die Kunst des Südens die katholische, die des Nordens die evangelische genannt. Das Sinnliche, Sinnfällige der Religion ist zugleich Kunstausdruck und das Innerlichste alles künstlerischen Strebens ist Religiosität. Die Gestalt einer Kirche, die Form ihrer Türme oder ihrer Kuppel, der Aufbau ihres Altars, der Bilderschmuck ihres Innern, Messgewänder und Kleinodien: alles ist Kunstprägung. Und das Schaffen des Künstlers wiederum ist ein Aufgehen in seinem Kunstobjekt, ein Sich-Eins-Fühlen mit diesem, kurz eine ständige Liebe, die mit Religiosität identisch ist.

Diese Liebe, diese Sympathie, dieses grosse Einfühlungsvermögen in alles Gegenständliche, insbesondere in den Menschen selbst, treffen wir bei den grossen Sanguinikern aller Zeiten und Länder. Sie sind die Persönlichkeiten, welche Systemen erst Leben, ihr Leben und ihren Eigenwert gaben. Das Ansehen aller Wissenszweige und philosophischen Richtungen wurzelt einzig und allein in der Autorität ihrer Persönlichkeiten, die Wissenschaft und Kunst in gleicher Weise beherrschen. Alles wurde schon einmal, vielemale gedacht, und das Gedachte wurde schon oft ausgesprochen. Aber wie das ewig Alte in neuen Formen dargeboten wird, wie die abgenützten Formen der menschlichen Weisheit im feurigen Flusse des menschlichen Geistes verflüchtigt und durch dessen eigene und individuelle Gestaltungskraft in neue

eigenartige Verstandes- und Kunstformen umgegossen werden, das ist das Geheimnis der Persönlichkeiten, das zu allen Zeiten die bequemen Massen der Geniessenden in den Lichtkreis der Schaffenden gezogen und sie zu Kreaturen dieser gemacht hat. Was die Lehren der grossen Cyniker und Skeptiker später so verächtlich gemacht hat, waren nicht ihre Lehren selbst, diese waren gute. Aber an Persönlichkeiten fehlte es in der Folge, um den schweren Mantel grosser Lehren mit königlichem Anstand zu tragen. Die Epigonen der Cyniker und der Skeptiker hatten wohl einen königlichen Mantel, aber nicht die geistige Figur dazu. Sie seufzten unter seiner drückenden Bürde und man lachte über ihre komische Würde. Und Lächerlichkeit tötet. Grosse Lehren leben mit ihren Persönlichkeiten. Wenn diese ohne gesicherte geistige Nachkommenschaft in das Dunkel der Zeiten abgehen, so ist auch ihren Lehren gewöhnlich dasselbe Schicksal beschieden, bis wieder ein grosser kongenialer Kunstdenker sie zu ihrer wahren Grösse erhebt.

Zwei Arten von Sprache haben von jeher auf die Menschen den grössten und allgemeinsten Einfluss ausgeübt: Die Zahlensprache der Mathematik und die Bildersprache der Kunst. Jene ist für Kategorie II das Erste und Letzte, diese für Kategorie I. Alles Zahl! — Alles Bild! So sagen die philosophischen Vertreter der beiden Kategorien.

Die Kunst, deutlicher: die Kunst im Bilde teilt sich in zwei gegensätzliche Seiten: in die Flächenkunst und die Linienkunst; dort Malerei, hier Zeichnung. Dort bunte Farbe und allmähliches harmonisches Ausklingen der malerischen Gegensätze, hier strenge Linie und dadurch schroffe Gegensätzlichkeit der benachbarten Flächen. Das Weib muss sich seinem ganzen innern Wesen nach als ausübende Künstlerin zur Farbe hingezogen fühlen, der Mann zur Zeichnung allein oder zur Zeichnung in der Farbe. Die Kunst des Weibes muss impressionistisch sein, die des Mannes bewusst zeigend. Und wirklich, wenn wir Umblick halten, so treffen wir unseres Wissens keine Künstlerin, die den Zeichenstift hervorragend gut geführt hätte, wohl aber manche, die mit der Palette meisterhaft umzugehen wusste. Insbesondere denken wir hier an Mme Le Brun. Farbe ist Zartheit, „Ton"; Farbe gibt Rundung,

Weichheit. Sie zeichnet die Uebergänge von einer Fernfläche in die andere nicht so markant an, wie dies besonders die schwarze Linie tut. Farbe und Weib, Bild und weibliches Vorstellen sind je zwei voneinander unzertrennbare Begriffe.

### d) Religion.

Naturgemäss muss die Naturverehrung, der Glaube und der Aberglaube bei Kategorie I eine viel grössere Rolle spielen als bei Kategorie II. Religion ist vor allem das Bedürfnis der Anlehnung an ein höheres Ich. Dieses Ich ist für die Kategorie I wohl ein höheres, aber, wie das Individuum selbst auf den untersten Stufen der religiösen Gottesverehrung, ein mehr konkretes als abstraktes. Das Kind oder der Naturmensch kennt noch keine Gottheit, jenes kennt nur einen persönlichen Gott als Bild; dieser kennt nur Götter in seinen Götzen oder in seinen Götterstatuen. Dem Neger wird alles mögliche zum Gott, aber zum Gott des Augenblicks nur, zum Fetisch, den er durch einen neuen ersetzt, wenn dieser nicht helfen kann. Der naive Gläubige, sei er Kind oder Naturmensch, ist der Abergläubige. Fragen wir uns ernstlich, wo der Glaube aufhöre und der Aberglaube anfange, so sind wir um eine Antwort verlegen. Ob man konkreten Bildern oder abstrakten Zahlen die grösste Macht beimisst, kommt schliesslich aufs gleiche heraus. Es gibt keinen Glauben, der nicht eine Dosis Aberglauben in sich enthalten würde, und keinen Aberglauben, der nicht im Grunde ernster Glaube wäre.

Der Anfang alles religiösen Gefühls ist das Gefühl des Respekts vor der höheren Gewalt, vor der Autorität. Die oftmalige freiwillige Respektierung der als Autorität über sich anerkannten Personen oder Kräfte verdichtet sich allmählich zur gewohnten Respektierung, zur Moral. Ist die Autorität die anerkannte, einheitliche Superlativität alles Seins, die Gottheit, so haben wir die Grundlage für die monotheistischen Religionen.

Der Respekt kann ein von aussen erzwungener sein, wie dies im Staat der Fall ist. Die Beleidigung oder Despektierung der Staatseinheit oder selbst der Staatsdiener wird mehr oder weniger streng bestraft. Aber nicht

nur die konkreten Staatsdiener dürfen nicht beleidigt werden, sondern auch das Vergehen gegen die abstrakten Staatsgebote oder Gesetze wird strenge bestraft. Sie haben erzwungenen Autoritätscharakter, sanktioniert durch den Willen der Gesamtindividualität des Volkes.

Das religiöse sowie das soziale Gefühl wurzeln in dem Respekt vor dem höheren Ich. Als religiöse Einheit heisst dieses oberste Ich Gott, als politische Einheit Monarch. Und die Wirkungsbereiche beider sind Kirche und Staat.

Das wahrhaft ethische Gefühl bekundet sich im Respektieren und im praktischen Gehorchen. Respekt ist von allen Geboten das erste und ursprünglichste, Gehorsam ist von allen Pflichten die oberste. Wer beides übt, ist schon in gewissem Sinne religiös. Das Kind ist im Gehorsam gegen seine Eltern religiös. Der Jüngling ist in der Respektierung des Alters religiös. Die Frau im Gehorsam gegen den Mann. Das Individuum gegen die Individualität der Allgemeinheit, also der Mann etwa gegen den Staat. So fliessen Ethik, Religion und Politik ineinander ein. Bei den Griechen sehen wir noch diese natürliche Vermischung von Kirche und Staat, von Religion und Politik praktisch durchgeführt, ebenso heute noch zum Teil in protestantischen Ländern und in dem griechisch-orthodoxen Russland, wo das Oberhaupt des Staates zugleich Oberhaupt der Landeskirche ist. Im Kirchenstaate war das Oberhaupt der Kirche, der Papst, zugleich in politischem Sinne Beherrscher dieses Landes. Rom ist heute noch neben dem ausgesprochensten religiösen Konzentrationspunkte der zivilisierten Welt das mächtigste politische Zentrum. Alle katholischen Könige huldigen dem Papste.

Seinem ganzen Denken und Fühlen nach, seinem ganzen Hang zur Persönlichkeitsverehrung zufolge will ein Volk seine obersten Einheiten menschlich verkörpert sehen in Papst und Kaiser. Nur die Reiferen des Volkes, die Aristokraten des Geistes, haben dieses Bedürfnis weniger oder gar nicht.

Wissenschaft kann keinem Volke seine Religion ersetzen, ebensowenig der Frau, ebensowenig der ganzen Kategorie I. Wissenschaft und Kunst kann nur dem Re-

ligion sein, der seine Befriedigung darin findet, d. h. der die Gegensätze seines Innern in seinen wissenschaftlichen oder künstlerischen Idealen zur einheitlichen Gestaltung zu bringen vermag, um so die dämonische Zwietracht seines Innern zur grossen Einheit seines Werkes zu zwingen

Je mächtiger das religiöse Gefühl in einem Menschen sich konzentriert, desto mehr tendiert es, wenn es nicht gerade in Schwärmerei ausartet, nach der Darstellung des Empfundenen hin. Die unsterblichen Kinder der Philosophie und der Kunst sind die mit tiefster religiöser Inbrunst, mit reinster Liebe zum Werke gezeugten. So beugt sich, aufsteigend, die Spirale der Religion, um sich in höherer Form und bereichert in ihrem Ausgangspunkte, im reinsten Gefühl wiederzufinden.

Es ist kein Zufall, wenn die grössten Künstler und Philosophen immer wieder erst im wahrhaft Religiösen sich ganz wiederfinden. Sie zeigen praktisch, dass die wahre Religion nicht von aussen her in den Menschen einströmt, sondern dass sie im eigenen Innern erst gefunden werden muss. So sehen wir auf dem Gebiete der Sprachdichtung einen Dante ebensowohl als einen Goethe, jenen in seiner „Divina comedia", diesen in seinem „Faust" ihr ethisch-religiöses Bekenntnis ablegen. So sehen wir auf dem Gebiete der musikalischen Kunst die grössten Meister, wie Bach, Beethoven, Wagner in eine Mathäus-Passion, eine Missa solemnis und eine Parsifal Musik ihre ganze Liebe, ihre ganze Religion hineindichten. Händel, Haydn, Liszt wählten die Oratorienmusik, um ihren religiösen Gefühlen darin würdigen Ausdruck verleihen zu können. Wenn Mozart nicht so früh gestorben wäre, hätte er sicherlich die gewaltige Macht seiner Chöre zu einem religiösen Werke vereinheitlicht. In der Kunst der Malerei sehen wir die grössten Werke der Grossen, sowohl im Süden als im Norden, in den Dienst ihrer Religion gestellt. In der plastischen Kunst verhält es sich nicht anders. Die erhabensten Schöpfungen der Griechen waren die künstlerischen Verkörperungen ihrer Götter, Gottmenschen und Helden in Wort und Bild. Die grossen Renaissancemenschen wählten ebenfalls heilige Motive für ihre gewaltigen künstlerischen Darstellungen. Um Hegel hat seine grössten und schon

sten Gedanken in seiner „Religionsphilosophie" niedergelegt.

Wo etwas Erhabenes zustande gekommen ist, da sehen wir es aus dem tiefsten Herzen heraus entstehen, aus jener innersten Stelle, wo nur die Liebe als Quelle alles wahrhaft Religiösen ihren Platz hat. Was ist Religion, was Kunst, was Wissenschaft im Grunde anderes, als die Liebe zu seinem „Nächsten"? Dem einen ist der Mensch, dem anderen das eigene Ich, wieder einem anderen das Lebenswerk das Nächste. Und alle drei sind wahre Gläubige, ob sie an des andern Güte, an die eigene Kraft oder an die Wahrheit ihres Werkes glauben.

Wir kommen wieder zurück zu dem, wovon wir stillschweigend ausgegangen sind: dass das ganze Vorstellungsleben des Menschen erst begriffen wird, wenn man dessen individuelle Beziehung zu den Universalien der Welt begriffen hat. An alles treten wir mit unseren subjektiven Vorstellungen heran. Wir sehen mit ihnen und durch sie hindurch die Welt als unsere Welt. Vorstellungen sind auf das Ich und das Ding in gleicher Weise bezogen. Die Dinge stellen sich für uns nach unserer Beziehung zu ihnen dar. Die Vorstellungen sind die Fenster, durch die hindurch der Verkehr unseres Inneren mit der äusseren Welt sich abwickelt, durch die hindurch menschliche Gefühle sich mit den Naturkräften verständigen.

## 8. Worte und Begriffe.

### a) Worte.

Da wir im Vorhergehenden schon manches über Worte und Begriffe gesagt haben, können wir uns in diesem Abschnitt kurz fassen.

Worte an sich sind, wir wiederholen es, blosse Denkzeichen, wie dies auch die für uns geometrisch abgegrenzten Bilder der Aussenwelt sind. Beide haben denselben Wert für das Denken. Sind Vorstellungen und Gefühle Elemente unseres Inneren, die mit unserem Ich untrennbar verknüpft sind, so ist dies mit den Worten

nicht der Fall. Worte sind Fremdlinge für unser Gedächtnis, die sich erst nach langer Zeit und vieler Mühe darin zu Einheimischen machen. So gehören sie schliesslich zu unserem Selbst. Abstrahieren wir hier von den rein physiologischen Forderungen, die das Wort an uns stellt, so bleibt die psychologische Forderung, das Wort „sinngemäss" anzuwenden.

Unter diesem „sinngemäss" kann Verschiedenes verstanden werden. Einmal: der Sinn des einzelnen Wortes hat sich in den einheitlichen Sinn der Wortverbindung im logischen Satze organisch einzugliedern. Dies ist immer im gewöhnlichen Denken und Sprechen der Fall. Unter „sinngemäss" verstehen wir aber noch eine höhere Art der Anwendung des Wortes, die nur gewisse Denker kennen: das Wort seiner erkenntnistheoretischen Bedeutung nach mit der stofflichen Wirklichkeit, aus der es hervorgegangen ist, in Beziehung zu setzen und so seinen intimen Wert zu erforschen, um diesen bewusst in das Wort wieder hineinzulegen. Diese Art sinngemässer Anwendung des Wortes bringt erst dessen wahren Wert voll zur Geltung, wie es tatsächlich in der klassischen Sprache einer Dichtung oder einer Philosophie zum Ausdruck gelangt. Klarheit in den Begriffen heisst Klarheit über die Worte, die man gebraucht, besitzen.

Jedes Wort ist mit zwei Pfeilspitzen versehen. Die eine deutet nach unten, nach dem Boden der realen Tatsachen, die andere nach oben, nach dem menschlichen Geiste hin. Diesen senkrechten Doppelpfeil des Wortes kreuzt ein wagrechter, dessen eine Richtung nach der menschlichen Gattung, dessen Gegenrichtung auf das menschliche Individuum zeigt. Als Mitte zwischen vier ausgezeichneten Polen und als Kreuzungspunkt ihrer Verbindungslinien muss jedes Wort die vier Eigenschaften Natur, Mensch, Gattung, Individuum in sich nachweisen lassen oder dementsprechend: Bild, Idee, Allgemeinwert und individuellen Wert. Diesen vier Eigenschaften gemäss fordert jedes Wort sinngemäss angewendet zu werden. Da Worte wiederum unter sich mehr die eine Eigenschaft oder die andere hervorkehren, so fordern sie, jedes seiner Haupteigenschaft entsprechend, gewertet zu werden.

### b) Begriffe.

Auch hier können wir nicht umhin, einiges früher Gesagte vorübergehend zu streifen.

Begriffe existieren nicht für sich wie leere Worte oder Namen, sondern nur im menschlichen Bewusstsein. Die Tätigkeit der Begriffsbildung ist das, was wir „begreifen" nennen. Begriffe sind Resultate des Begreifens oder, wie der Name sagt: Begriffenes. Während des Aktes des Begreifens sind wir uns des Begreifens nicht bewusst, höchstens dessen, was wir begreifen und begrifflich fassen. Jedem Begreifen steht ein Ergriffenwerden durch die Objekte, deren gegenseitige Beziehung wir eben erfassen wollen, voran. Zum Bewusstsein unseres denkenden Begreifens gelangen wir dann, wenn wir, sei es an der Freude oder dem Erstaunen über einen besonderen Gedanken oder Eindruck, oder der Angst vor einer quälenden Vorstellung, kurz, durch einen seelischen Ruck irgendwelcher Art sozusagen aus unserem Denken oder besser, dem Denken in uns erwachen. Im Denken selbst fortschreitend sind wir uns höchstens des uns vorschwebenden Ziels, nicht aber des Weges selbst bewusst. Nur wenn unser Verstand über Hindernisse stolpert, dann weiss er, dass er geht. Wir wissen viel öfter, was wir denken, als dass wir denken.

Man kann nicht zweimal in denselben Fluss hinabsteigen, hat Heraklit gesagt. Man kann nicht zweimal denselben Begriff denken, behaupten wir. Ein Begriff zum zweitenmal angewandt, ist schon ein anderer. Die Worte oder Namen in uns ändern sich zwar nicht, wohl aber stets das, was wir darunter verstehen: ihr Begriff. Wenn wir heute eine Rose sehen und morgen dieselbe wieder, so ist die Rose, das zweite Mal gesehen, für unser Bewusstsein schon nicht mehr dieselbe. Das zweite Mal treten wir mit einem ganz anderen Vorstellungskreis an die Rose heran. In einer anderen Gedankenumgebung wird auch der Gegenstand der Vorstellung ein anderer. Wir entdecken das zweite Mal neue Eigenschaften an der Rose, die uns das erste Mal noch nicht auffielen. Morgen fällt uns aber wiederum auch manches nicht mehr auf, was uns heute aufgefallen ist.

Wir erwarten einen A, den wir zum ersten Male sehen

sollen. Durch die Erwartung ist unser Interesse auf A eingestellt. Aus der Schilderung von dritter Seite haben wir schon ein Bild oder machen wir uns einen lebendigen Begriff von A. A kommt an. Und nun vollzieht sich in uns auf das rascheste eine Unmenge von Urteilen über A. Diese Urteile richten sich in Schärfe und Richtigkeit nach unserer Menschenkenntnis, in ihrer Anzahl nach der Anzahl von Details, die wir uns von A vor dessen Ankunft in uns zurecht legten, in ihrer Intensität der Einprägung in uns nach der Uebereinstimmung oder dem Kontrastverhältnis einzelner Wahrnehmungen an A zu unseren Vorstellungen von A und schliesslich nach dem Grade der seelischen Beziehung des A zu unserem Ich. A entfernt sich nach gewisser Zeit. Bald darauf erwarten wir A wieder. Aber wir haben nun einen ganz anderen Begriff von ihm als ehedem. Wir wissen schon etwa, was er bei seiner Ankunft sagen, wie er sich benehmen wird. Diesmal interessieren uns ganz andere Dinge an A als ehedem, oder besser, interessieren uns Eigenschaften des A ganz anders als das erste Mal. Wir sind vielleicht aus besseren Beobachtern zu besseren Zuhörern geworden. Unser Urteil über A ist nun schon kein so objektives mehr wie ehedem. Das Urteil beim ersten Anblick eines Menschen, der unser Interesse erweckt hat, ist gewöhnlich das treffendste. Beim zweiten Anblick und in höherem Grade bei allen folgenden verliert sich das Bewusstsein der Fremdheit, die allein Aufmerksamkeit und Urteilsschärfe hervorzurufen vermag, immer mehr, bis der gewohnte Anblick eines Menschen uns schliesslich die Meinung aufdrängt, dieser könne gar nicht anders sein, als er augenblicklich ist.

Was wir von der Person A sagten, gilt von jedem Gegenstande G. Treten wir mit Interesse an G heran, so wird sein B e g r i f f in uns sofort ein reicher. Haben wir kein Interesse für G, so „lässt es uns kalt". „Er berührt uns nicht weiter", sagen wir in der vulgären Sprache. Täglich wendet sich unser Blick auf Tausende von Gegenständen. An dem einen haftet er länger, am anderen kürzere Zeit. Von dem einen erhält er einen deutlicheren, vom andern einen weniger deutlichen Begriff. Wir mögen aber, so oft wir wollen, an denselben Gegenstand herantreten, immer hat sich der Begriff von

ihm, wenn auch in minimaler Weise, etwas modifiziert. Wir sehen einen Gegenstand zu den verschiedensten Zeiten, in den verschiedensten Beleuchtungen, unter den mannigfaltigsten Umständen. Wir selbst sind jeden Augenblick andere, und so müssen es auch unsere Beziehungen zu den Dingen sein. Wie unser Körper immerwährend wächst, so wachsen auch die Begriffe in uns organisch empor. Ein ständiges Neulernen und Vergessen, Auffallen und Entfallen spielt sich in uns ab.

Es gibt Begriffe, deren Inhalt ziemlich stabil bleibt. Dies liegt entweder im Charakter des Begriffs selbst oder in dem des damit operierenden Individuums. Durch die Häufigkeit und die Gewohnheit des Gebrauchs wird der Inhalt der meisten Begriffe allmählich ein annähernd konstanter. Je mathematischer, d. h. regelmässiger, gewohnheitsmässiger, gesetzmässiger das Denken eines Individuums ist, desto mehr haben die Begriffe in ihm einen bestimmten Charakter, sinken also mehr oder weniger zu blossen mathemathischen Begriffsgrössen herab, deren Bedeutung sich der der Zahlenbegriffe schon stark nähert. Umgekehrt: Je grösser die geistige Regsamkeit und Aufnahmsfähigkeit eines Individuums ist ,desto energischer kommt der „Bedeutungswandel" — um einen Mauthnerschen Ausdruck zu gebrauchen — der Worte in ihm zu Bewusstsein und desto schwieriger wird es für diese Natur, mit konstanten Begriffen zu operieren oder gar ein Begriffssystem herzustellen.

Nicht die Unfähigkeit ist es, die einem grossen Philosophen die mathematische Systematisierung seiner Gedanken verbietet, nein, die Gewissenhaftigkeit seiner eigenen Natur gegenüber und die Gewissheit, niemals denselben Begriff denken zu können, hindert ihn daran. Der Reichtum in seinen Begriffen, bestehend aus der Fülle des Wahrgenommenen, lässt der künstlerischen und lebendigen Gestaltung den Vortritt vor der mathematisch-toten Architektur. Der Künstler-Philosoph denkt eben in Formen, wo der Mathematiker in Formeln denkt. Dort Lebendigkeit, hier Tragweite des Gedankens. Wir sehen, jede Art gross zu denken und das Gedachte wiederzugeben hat ihre Vorzüge und ihre Nachteile der anderen gegenüber.

Ein Teil des Denkens der Menschen bedeutet nur Nachsprechen fremder Worte und Meinungen, die kritiklos übernommen wurden. Es gibt eine grosse Anzahl von Menschen, im gewöhnlichen Leben und in der Wissenschaft, die einen beträchtlichen Teil ihres Gedächtnismagazins mit fremden Worten und Aussagen angefüllt haben, ohne die tieferen Begriffe dafür zu besitzen. Umgekehrt findet sich wieder eine Menge von selbstdenkenden Naturen, die rasch und gut begreifen, denen aber aus Mangel an einem genügend reichen Wortschatz die nötigen Worte zu den Begriffen fehlen.

Die Welt zeigt sich dem Menschen nicht, wie sie an sich ist, sondern in Beziehung auf die Uebereinstimmung oder die Gegensätzlichkeit zu den Begriffen von ihr. Jedem Urteil ist sein stillschweigendes Vorurteil vorangegangen.

Die Schnelligkeit des Begreifens hängt ab von der Fertigkeit, der schnellen Bereitschaft der einzelnen Vorstellungen und Worte zu einheitlichen Begriffen. Diese Auslösbarkeit der Gedanken wird natürlicherweise noch beschleunigt, wenn von vornherein das Interesse an einem Gegenstand ein starkes ist. Das Sicheinstellen von Erinnerungsbildern zu Worten und umgekehrt kann allmählich so rasch und so mechanisch geschehen, dass man versucht sein kann anzunehmen, Begriffe seien überhaupt nur Bilder oder nur Worte. Wir kommen eben davon, das Gegenteil nachzuweisen.

Wie verhalten sich die Begriffe zu den Dingen der Aussenwelt?

Ein Ding ist weniger als sein Begriff, weil im Begriffe das Wesen, die Art des Dinges gegeben ist. Der Begriff zeigt das Beharrende an dem Dinge, die logische Konstanz, die Idee des Dings.

Ein Ding ist mehr als sein Begriff, weil es allein seinen Begriff anschaulich, fassbar macht. Unter dem Begriffe lässt sich wohl vieles denken, aber nichts anschauen. Der Begriff gibt kein Bild des Dings, dies kann nur die lebendige Vorstellung des Dinges tun.

Einmal, von der Seite des Denkens aus gesehen, ist das Ding weniger, ein andermal, von der Vorstellungsseite aus betrachtet, ist das Ding mehr als sein Begriff. Ziehen wir daraus das Mittel, so heisst dieses: Ding und

Dingbegriff sind eins, oder: Ding ist Begriff. Dieser Ansicht waren auch Aristoteles und Kant.

Ein Ding bemerken, darauf aufmerksam werden, es beobachten, heisst schon, dies aus einem bestimmten Grunde oder zu einem gewissen Zwecke tun. Ein Ding apperzipieren, bedeutet, es als Einheit auffassen gegenüber einer unbestimmten Zweiheit. Grund, Zweck, Einheit, Zweiheit sind Prinzipien der Logik. Also gibt es für uns kein Ding der Aussenwelt, das ausserhalb seines logischen Begriffes existieren würde. Das Ding ist nur in seinem Begriffe. „Die logische Notwendigkeit für ein ein Seiendes besteht darin, in seinem Sein sein Begriff zu sein.*)

Die Uebereinstimmung in den Objekten ist die Uebereinstimmung in ihren Begriffen. Natürlich. Es gibt keine zwei Dinge, die sich vollständig deckten. Aber ihre Begriffe tun dies. Das Denken in Begriffen ist ein abrundendes Verfahren. Das psychologisch nur einander Aehnliche, niemals einander Gleiche, wird im logischen Begriffsdenken zum absolut Gleichen oder Identischen. Feste Begriffe sind vornehmlich dazu da, ein gemeinsames Sehen der Menschen zu ermöglichen, herbeizuführen und zu gewährleisten. Sie sind die Produkte eines logisch fixierten Uebereinkommens der Menschen. Die individuellen Formen des Ansehens werden zu allgemeinen Normen der Ansichten durch die Begriffe.

## 9. Gefühle.

### A. Von den Gefühlen im allgemeinen.

Unsere erste Frage lautet: Was sind Gefühle? Darauf geben wir als Antwort die allgemeine Definition von Lipps, die lautet: „Gefühle sind Bewusstseinssymptome von der Weise, wie sich die Psyche, die Persönlichkeit, das psychische Individuum zu dem, was es erlebt, was ihm zu Teil wird, was in ihm vorgeht, verhält, wie es darin sich betätigt, davon affiziert wird, dagegen reagiert.“ **) Gefühle sind also gewisse Bestimmtheiten

*) Hegel, Phänomenologie des Geistes. Jubiläumsausgabe S. 38.
**) Theodor Lipps, Das Selbstbewusstsein. S. 24.

der ganzen Persönlichkeit, der ganzen Psyche und nicht nur wie die Empfindungen, Bestimmtheiten einzelner Teile des Menschen. Gefühle sind Ichgefühle. Etwas in mir empfindet, aber „ich fühle mich" so und so bestimmt. Mein Auge kann z. B. eine Farbe empfinden, ohne dass ich etwas davon wahrnehme. Nichts in mir hat dagegen ein Gefühl, wenn ich es nicht habe.

Was den Bewusstseinsgrad der Gefühle anbetrifft, so ist von ihm dasselbe zu sagen, was von den Empfindungen. Gefühle an sich sind — Gefühle an sich. Als solche werden sie uns niemals bewusst. Gewissheit haben wir immer nur von schon gehabten Gefühlen, in der Erinnerung an sie, in deren Vorstellung. Ein vorgestelltes Gefühl ist ein verblasstes Gefühl, sozusagen der verstandesmässige Schatten des wahren Gefühls. Dies liegt an dem Charakter des Begriffs. Alles, was ein Begriff umfasst, und wir durch ihn erfassen, begreifen, ist begrenzt und beschränkt. Und der Hauptcharakter des Gefühls äussert sich gerade darin, dass es absolut keine Grenzen und Schranken kennt. Das Gefühl ist einfach. Durch die Kategorien des Verstandes erfasst, ist das Gefühl nicht mehr das Ursprüngliche, sondern das seiner Freiheit und Lebendigkeit beraubte „gefühlsmässige" Verstandeselement.

Wenn wir also von „Gefühlen" sprechen, so tun wir alles eher als die wahren Gefühle aufzeigen. Das Wesen des wahren Gefühls besteht gerade darin, dass es nie in seiner Reinheit zu Bewusstsein kommen kann. Ist das Gefühl Bewusstsein, so ist es reflektiertes Gefühl oder Gefühlsbegriff. Allerdings müssen wir hier betonen, dass jedes Gefühl in sich die Tendenz trägt, zum begrifflich erfassten Gefühle zu werden. Dieser Meinung ist auch Hegel: „Es gibt kein Gefühl, das nicht in sich den Uebergang zur Reflexion enthielte".*)

In Wirklichkeit gibt es kein bestimmtes Gefühl, nur ein Fühlen. Aber in unserer rechnenden und berechnenden Denkweise brauchen wir den Begriff des Gefühls als eine Art arithmetischer Rechengrösse.

*) Hegel, Religionsphilosophie, herausgegeben von Arthur Drews S. 3.

Gefühle können in ihrer Reinheit und Wahrheit nur erlebt, nie begriffen werden. Sie sind das lebendige Streben im Ich und das Selbst im Streben zugleich. Sie sind das ganze, eigenartige Verhalten der Persönlichkeit zur Dinglichkeit, der menschlichen Einheit des Individuums zur Gegeneinheit oder Zweiheit der Umgebung.

Es ist die eigentümliche Tätigkeit des Bewusstseins, dass es die natürliche Seinsweise seinem eigenen Charakter nach bestimmt, einteilt und ihr seine Grenzen aufdrängt. Die natürlichen Gefühle werden in der bewussten Vorstellung ihrer Klarheit beraubt. Unter den logischen Perspektiven werden sie vom Verstande gesammelt und so erst auf einheitliche Ziele gerichtet. Gefühle begleiten die Vorstellungen und tragen sie ihren Fluchtpunkten zu. Gefühle sind die eigentlichen „Träger" des Bewusstseinslebens des Menschen. Man bändigt ein ungestümes Tier, eine starke Kraft, indem man ihnen Lasten aufdrängt oder anhängt. So ist es auch mit den an sich freien Gefühlen der Fall. Man hemmt ihren Lauf durch bewusste Vorstellungen und durch Begriffe. Als das Stärkste im Menschen sind die Gefühle zugleich das Bewusstloseste in ihm. Der Verstand liegt im ständigen Kampfe mit ihnen. Ihre Kraft wird ideellen Zwecken untergeordnet. Die Gefühle stellen ihre kategorischen Forderungen, verlangen die Erfüllung ihrer Rechtsansprüche von seiten des Verstandes und der Sinne. Unterdrückt, wehren sie sich durch starken Druck nach oben, der, stark genug, oder begünstigt durch einen Helfer von aussen, den Verstand aufs heftigste erschüttern, oder gar den Menschen um seinen Verstand bringen kann.

Der ganze innere Konflikt zwischen Wollen und Sollen ist ein Kampf zwischen Gefühlen und Verstand, zwischen körperlichen Forderungen und geistigen. Auf beiden Seiten wechselt je nach Umständen das Kriegsglück. Die freie Betätigung der einen Seite bedeutet immer eine erzwungene der anderen Seite. Die grösste Freiheit der Gefühle ist da zu finden, wo der Verstand noch keinen Einfluss, augenblicklich keinen Einfluss, oder keinen Einfluss mehr über die Gefühle besitzt. Das erste ist besonders bei den noch in Freiheit lebenden Tieren der Fall, ausserdem beim Kinde, das seinen Gefühlen noch

keinen Zwang antut; das zweite tritt ein, wenn durch äussere Umstände das Innere des Menschen zu mächtig erregt ist, um sich noch in den Schranken des Denkens halten zu können. In allen Affekten besonders ist dies der Fall. Das dritte endlich trifft zu, wenn durch zu mächtige, plötzliche oder langsame Veränderungen im körperlichen Befinden das Denken geschwächt und so die Gefühlssphäre sich freier betätigen kann als ehedem. Die Gefühlsäusserungen geschehen dann zum grossen Teil nur mehr reaktiv, als physische Aeusserungen, wie dies bei vielen Geisteskranken der Fall ist. Dass jede bis zu einem gewissen Grade fortgeschrittene Geisteskrankheit neben dem intellektuellen auch einen moralischen Defekt aufweist, rührt daher, weil eben Intellekt und Moral sich schon im normalen Seelenleben gegenseitig stark beeinflussen.

### B. Arten der Gefühlsäusserungen.

Gefühle begleiten unser ganzes Vorstellungsleben. Kein Gedanke, keine Vorstellung ohne Gefühl. Gefühle durchweben unser ganzes physisches Sein und Leben. Auch keine Körpertätigkeit, keine Bewegung in uns ist ohne Gefühl. Das ganze menschliche Leben ist „gefühls-betont", wenn auch nicht alles Gefühl ist, wie manche Gefühlsphilosophen meinten.

In den Gefühlen müssen wir also die Sphäre annehmen, welche sich zwischen den beiden polaren Seiten Geist und Körper, Ich und Gegen-Ich, Bewusstheit und Unbewusstheit ausdehnt. Soll das Materielle zur Vorstellung in uns werden, so muss es sich durch das Gefühl hindurch an unser Bewusstsein wenden. Das Begriffene, so sagten wir schon früher, musste uns zuerst ergriffen haben, für uns zuerst „ergreifend" gewesen sein, bevor es zum Bewusstseinsbegriff wurde. Nicht, dass etwa das Unbewusste in uns nur aus Gefühlen bestände. Wir haben oben gesehen, dass auch alle Empfindungen sich im Unterbewusstsein abspielen. Bewusstsein und Unterbewusstsein dürften den gleichen Anteil am Gefühlsleben haben. Die augenblickliche Wirkung des Gefühls auf das irgendwie geartete körperliche oder geistige Tun des Menschen ist jedoch stets dem Bewusstsein entzogen.

Von den Gefühlen haben wir nicht unmittelbar Kenntnis. Wir erschliessen sie oder schliessen von den Gefühlsäusserungen auf sie zurück. Gefühle an sich bleiben wie jedes Ding-an-sich unserem Bewusstsein verschlossen, da sie eben in jeder Hinsicht dessen Negation bedeuten.

Die Einteilung der Gefühlsäusserungen ergibt sich für uns von selbst nach der Einteilung des Denkinhaltes überhaupt. Jeden Denkakt betrachten wir als Mittel zwischen seinem realen Grund, aus dem er hervorgegangen ist, und seinem ideellen Zweck, zu dem er hinstrebt. Grund — Mittel — Zweck, Subjekt — Mitteilung — Objekt, Zustand — Ich — Gegenstand, das ist die Dreiteilung, die wir den Gedankenäusserungen zu Grunde legen.

Gefühle an sich sind richtungslos. Wenn sie in Aktion treten, sind sie stets mehr oder weniger komplexer Natur, mit Konzentrations- und Direktionsvermögen ausgestattet. Die niederste Ordnung eines solchen Gefühlskomplexes nennen wir den Willen schlechtweg.

„Wille" ist für uns also nicht bloss Gefühl, sondern eine konzentrierte Einheit von Gefühlen, mit Richtungscharakter ausgestattet. Von diesem Willen werden wir im folgenden reden.

Mit Willen ist jedes Lebewesen ausgestattet. Denn „Leben" bedeutet eben in die Tat umgesetzter Wille zum Leben oder Drang zum Leben. Der Wille durchläuft von der untersten Stufe des Bewusstseins bis zur obersten alle Grade desselben.

Drei Formen von Willensäusserungen lassen sich unterscheiden:

1. Der Wille wird rein nur vom Innern des Menschen bestimmt. Er wird auf dieser niedersten Stufe durch ein augenblicklich unbefriedigtes Organ oder einen Zustand im menschlichen Körper veranlasst oder „getrieben", sich auf Gleichartig-Entgegengesetztes in der Aussenwelt einzustellen. Der Wille ist hier noch reiner Trieb.

2. Die Willensrichtung wird durch äussere Gegenstände beeinflusst und geleitet. Das Ich bestimmt hier das Ziel, auf das der Wille sich einzustellen hat. Die bewusste Zielvorstellung, die Idee leitet den Willen. Diese höchste Willensstufe nennen wir den bewussten Willen.

3. Es findet eine Art vermittelnder Tätigkeit zwischen den beiden unter 1. und 2. gekennzeichneten

Willensarten statt. Hier haben wir den Kampf und die Versöhnung zwischen Trieb, d. h. blindem Willen, und dem bewussten sehenden Willen, zwischen den Forderungen der rein körperlichen und denen der rein geistigen Bedürfnisse des Menschen, zwischen dem inneren Drang und dem äusseren Zwang. Diese Willensstufe, wo es nur zu einem theoretischen Ausgleich der Gegenpole kommt, wollen wir ganz allgemein das Wunschstadium nennen.

Trieb, Wunsch und bewusster Wille, das sind die drei ausgezeichneten Einheiten, in denen sich die Gefühlskomplexe äussern. Im folgenden werden wir die drei Willensarten nach ihrer psychogenetischen Reihenfolge behandeln, zuerst die Triebe, dann die Wünsche, dann den bewussten Willen.

### a) Das Triebleben.

Triebe sind die ursprünglichsten komplexiven Formen von Gefühlen und als solche dem Bewusstsein entzogen. Eines Triebes werden wir uns immer nur bewusst, wenn wir ihm unterlegen waren oder ihn besiegt haben. Den Trieb als Treibendes in uns erleben wir im Getriebenwerden. Trieb ist der Wille auf seiner untersten Stufe. „Ich will", sagt die Sprache und wir mit ihr, aber: „ich werde getrieben" oder „es treibt mich" oder „ich fühle mich getrieben".

Trieb ist der **„Es-Wille"** in uns. Getrieben, wollen wir nicht, sondern „Es" will in uns. Und dieses „Es" heisst es befriedigen oder bekämpfen. In der Versöhnung oder Verletzung des „Es" spielt sich unser Leben ab, denn das grosse „Es" ist das Körperliche, das Instinktmässige, das Naturelement in uns und in allen Lebewesen. Es ist der Trieb zum Leben, den alles Lebendige besitzt, der Trieb nach oben, dessen beide Pole Selbsterhaltung und Selbsterhöhung, Leben und Erkennen heissen.

Das Triebleben, wie es bei dem Tiere so klar zutage tritt, ist auch im Menschen noch ein gewaltiger Faktor, der ihn bestimmt, den Wünschen seines Organismus auf Kosten seiner Ich-Freiheit Rechnung zu tragen. Wenn wir innerlich zu etwas getrieben werden, so ist dieser Antrieb vom Ich unabhängig. Gegen die Triebe des Hungers und der Liebe gibt es keine gleichwertige Gegenmacht [illegible]

Ich in seiner Handlungsweise. Alles bewusste Wollen, auf das der Mensch mit Recht so stolz ist, ging aus einem unbewussten Wollen, aus diesem „Es-Willen" hervor.

Der Trieb, als der hungrige Wille, sucht sich um jeden Preis zu befriedigen. Je nachdem er schwächer oder stärker auftritt, wird er anderem weichen müssen oder es zum Weichen bringen. Die Tendenz des Triebes ist, sich zu befriedigen, nichts weiter. Im Menschen gibt es eine Menge von Trieben, die unter sich in ständigem Wettstreit miteinander liegen. Die mächtigsten von der physischen Seite sind Erhaltungs- und Geschlechtstrieb als Hunger und Liebe; die gleichwertigen drüben auf der geistigen Seite sind der Trieb nach Glückseligkeit und der nach Erkenntnis. Dazwischen eine Legion von anderen Trieben. Jeder Trieb, der einmal besteht, sei es im Menschen, im Tiere oder in der Pflanze, strebt nach Befriedigung. Auch der intensivste Trieb nach Wissen wird von dem des Hungers oder dem nach Ruhe unterbrochen. Die realen Bedürfnisse verdrängen die ideellen und werden von diesen verdrängt. Ein unbefriedigter Trieb bringt eine augenblickliche Störung des inneren Gleichgewichtes hervor. Je nach der Stärke dieses Triebes wird die Störung eine für den ganzen Organismus empfindlichere oder weniger empfindliche sein.

Starke Triebe, auf lange Zeit gewaltsam unterdrückt, können im Innern des Menschen eine solche Spannkraft erlangen, dass sie bei irgend einer tieferen Störung des Gemütslebens des Menschen, z. B. durch den Todesfall eines Nächsten, durch eine Krankheit etc. provoziert, das seelische Gleichgewicht für längere Zeit oder dauernd vernichten. Im letzteren Falle bildet sich dann ein krankhafter Wille heran, „krankhaft" in dem Sinne, dass der Trieb als unbewusstes Wollen zur psychischen Dominante werden kann, die Denken und Tun in gleichem Masse beherrscht: jenes durch die Zwangsvorstellung des spezifischen Triebes, dieses durch das schrankenlose Sich-Befriedigenwollen dieses Triebes.

Durch die Triebe, die von dem physischen Organismus ausgehen, ist der Mensch aufs innigste an die Natur gefesselt. Er lebt durch sie und mit ihnen in den Gegenständen der Natur, fühlt sich eins mit diesen. Die Triebe ziehen ihn zur konkreten Erde. Die andere Art von Trie-

ben, die wir erwähnten, die psychischen „Auftriebe", wie Erkenntnistrieb und intellektuelle Triebe überhaupt, entfernen den Menschen innerlich von der Natur. So finden wir schon im Bereich der Triebe ein gegensätzliches Wirken. Die eine Tendenz heisst: Vorwärts und hinauf! Die Gegentendenz: Zurück und herab! Jene ist die Losung der Kultur, diese das ewige Wort der Natur.

Im pathologischen Geistesleben begegnen wir so oft der Tatsache, dass die Menschen in manchem gerade das Gegenteil tun von dem, was sie in gesundem Zustande getan haben oder tun würden. Dies rührt daher, dass sie sich nun „zwanglos" geben. Die Hemmungsvorstellungen, die fast alle von aussen her anerzogen wurden, sind überwunden. Was die Natur und die Natur des Individuums schon lange gefordert, aber nie durchgesetzt hatten, setzt sich nun auf einmal durch. Es tritt bei Geisteskranken nicht etwas Neues auf, sondern Altes wird nur aktuell; typisch Eigenartiges lebt auf, während erworbenes Fremdartiges in die Latenz zurücksinkt.

Der Antagonist des blinden Triebes, der bewusste Wille, tendiert in einem normalen Individuum darauf hin, die Wirkung des Triebes durch eine gleichstarke oder stärkere Gegenwirkung zu paralysieren. Den Streit zwischen den Trieben und dem zielbewussten Willen nennen wir im gewöhnlichen Leben den „seelischen Kampf" oder den „inneren Kampf" im Menschen.

Alles Denken und Handeln geschieht zuerst triebartig. Durch unser Inneres werden wir angetrieben, durch die äussere Einwirkung der Objekte auf uns werden wir angezogen, d. h. werden Triebe in uns „geweckt", ausgelöst. Der „innere Antrieb" zu einer bestimmten Aeusserung oder Aeusserungsweise kann dauernd, je nach dem Temperament und der Veranlagung eines Menschen, oder nur vorübergehend, durch einen starken Eindruck von aussen, so mächtig sein, dass er das Phänomen der okkasionellen oder der gewohnheitsmässigen Uebertreibung verursacht.

### Das Phänomen der Uebertreibung.

Wenn wir die beiden Kategorien von Menschen oder menschlichen Zuständen zum Phänomen der Uebertreibung in Beziehung setzen, so ist es schon von vornherein

evident, dass die erste Kategorie ihrem ganzen Wesen nach stärker zur Uebertreibung hintendiert. Kategorie I zeichnet sich vor der Kategorie II besonders durch ihr erhöhtes Triebleben aus. Die treibenden psychologischen Faktoren sind dort viel mächtiger, und dies führt mit Naturnotwendigkeit zur gewohnheitsmässigen Uebertreibung. Gleich hier wollen wir schon betonen: alles Schöne und Grosse ist ein Produkt der Vergrösserung des Gewöhnlichen, der Uebertreibung. Wenn wir von „Uebertreibung" reden, so geschieht dies durchweg in neutralem Sinne. Empfindliche und daher leicht erregbare Naturen haben stets die Tendenz, unbewusst zu übertreiben. Weil ihr Interesse an dem ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Gegenstand ein vergleichsweise grosses ist, so suchen sie diesen Gegenstand, den sie selbst vergrössert sehen, in seiner Darstellung auch andern gegenüber möglichst nahe zu zeigen. Grosse Dinge und grosse Menschen sind selbst Produkte mächtiger Naturtriebe und Naturübertreibungen. Die Natur selbst ist es, die gewisse Seiten in gewissen Menschen übertrieben ausgebildet hat.

Im täglichen Leben werden wir, so oft wir an irgend etwas ein grösseres Interesse haben, zur übertriebenen Aufmerksamkeit und wieder zur übertriebenen Darstellung des Gegenstandes angespornt. Diese Eigentümlichkeit hängt mit dem Wesen der Suggestibilität aufs engste zusammen. Ist unsere Aufmerksamkeit einem Vorgange gegenüber eine erhöhte, so heisst das: Wir unterliegen der Einwirkung des betreffenden Vorganges auf uns, oder, wir sind für den Augenblick selbst suggestibel. In unserer „packenden" Darstellung eines Gegenstandes anderen Individuen gegenüber sind wiederum diese es, welche unseren Suggestionen in mehr oder minder hohem Masse unterliegen.

Wie alles am Menschen, so kann auch die sonst ganz gesunde und alltägliche Uebertreibung krankhaft werden. Bei gewissen Arten von Psychosen, wie sie in der Hysterie namentlich ihre würdigste Vertreterin finden, sehen wir als eines der Hauptsymptome das der krankhaften Uebertreibung. Die Patienten haben einen fast unwiderstehlichen Hang zum Grössermachen. Ihr Zustand, ihr Ich und alles, was damit zusammenhängt, nimmt in ihren Augen übertriebene Bedeutung an. Auf dem Gebiete

der eigentlichen Geisteskrankheiten haben wir den Melancholiker, der nach der Richtung der schädlichen Einwirkung auf ihn alle Vorgänge übertreibt. Er findet in den an sich harmlosen Worten der anderen Anspielungen und Verdächtigungen und sieht im Nachbarn den Verleumder, den Böswilligen, den Verfolger. Aber — und das ist das ganz Charakteristische am Melancholiker — wie er für den objektiven Andern nur Vorwürfe und Anklagen besitzt, so hat er diese auch gegen den subjektiven Andern, gegen das eigene Selbst. In Selbstanklagen, Selbstvorwürfen und Selbstverdächtigungen kann der Melancholiker sich gar nicht erschöpfen. Hier haben wir den sogenannten „Kleinheitswahn".

Beim Paranoiker verhält es sich ähnlich, nur nach der Gegenseite hin. Wie er alles Gewöhnliche übertreibt, so überschätzt er es auch. Zu diesem Gewöhnlichen gehören die fremden Menschen und der eigene Mensch. Der Paranoiker betrachtet sich und ebenso die andern, die zu ihm in Beziehung treten, seien es Menschen oder Dinge oder Vorgänge, als Grössen über dem Durchschnittsmasse. In den Schachfiguren seines Gehirns gibt es die Bauern nicht, nur das Turmhohe: Könige, Prinzen, die Superlative des Gewöhnlichen, der Formen, der Grössen, der Zahlen, der Eigenschaften, der Begriffe überhaupt. Diese Gewohnheit der klassischen Uebertreibung nennt man „Grössenwahn".

Alle Uebertreibung, im normalen wie im abnormen Bewusstseinsleben, nimmt im Grösser- oder Deutlicher sehen ihren Anfang. Was wir in der affektiven Exaltation tun, trägt den Charakter der Uebertreibung an sich, ebenso das, womit wir uns in asthenischen Depressionszuständen befassen. In der Freude sieht man gewöhnlich alles zu rosig, in der Trauer oder Angst alles zu schwarz.

Uebertreibung ist etwas so Natürliches wie der Trieb selbst, aus dem sie entspringt. Hier gilt es nur den ethischen und ästhetischen Wert des Phänomens der Uebertreibung von ferne anzudeuten. „Uebertreibung" hat relative Bedeutung, wie jedes Wort. In dem Augenblicke, da sie in Aktion tritt, ist sie für das Individuum selbst gar keine Uebertreibung. Sie ist ein Produkt des Nahesehens und Nahefühlens. Wir sagen bewusst nicht: des Zunahesehens. Die ganze Gegenwart

mit ihren Reizen und Stacheln ist Uebertreibung — für die Zeit nach dem Augenblicke und den in ihr vom früheren Augenblicke weit Entfernten. Aller Erkenntnis Urgrund ruht schliesslich in der übertriebenen Aufmerksamkeit für die Umgebung und das eigene Ich. Wer die Wirklichkeit nicht nahe sieht, kann deren Idee auch nicht erfassen. Klares Urteil bedingt ein klares Gesehenhaben. Von der Einsicht in den Gegenstand des Seins aus gelangen wir erst zu der Uebersicht der Gegenstände in den Denkformen. Das Denken des Gegenstandes hängt von der Art des Sehens des Gegenstandes ab. Alles, was wir zum ersten Male sehen, alles, was unser Interesse stark in Anspruch nimmt, alles, was wir für sich betrachten, erscheint uns im Augenblicke der Apperzeption gross, übertrieben gross. Und erst mit der Zeit und mit der Mannigfaltigkeit der Beziehung zu anderen Objekten wird der Gegenstand unseres Interesses kleiner und kleiner.

Es sind die Leidenschaften, welche den Wert der Gegenwart überschätzen und übertreiben. Es sind die Begriffe, welche die Gegenwart überhaupt verneinen. Beide Extreme sind von Uebel. Die Natur hat deshalb Sorge dafür getragen, dass in jedem Menschen, seiner individuellen Anlage gemäss, ein harmonisches Gemische von Leidenschaften und Abstraktionen zustande kommt. In Kategorie I sind jene, in Kategorie II diese vorherrschend.

Zur Uebertreibung neigt ganz besonders der Dichter. Seine Menschen gehen über den Masstab des Gewöhnlichen hinaus und nehmen den Charakter des Heldenhaften an. Das Epos zeigt uns vorwiegend Helden der Tat, die Tragödie Helden des Leidens. Das in der Einbildung vom Dichter augenblicklich grösser Gesehene wird in der Ausgestaltung zum grösser Dargestellten. Die Proportionen der menschlichen Eigenschaften erhalten in der künstlerischen Darbietung grössere Dimensionen als im gewöhnlichen Leben.

Das Kind, das Weib, der Süden, das lebhafte Temperament, diese Gefühlsmenschen der Kategorie I übertreiben das Gesehene nach allen Seiten hin. Dies mag der psychologische Grund für ihr nahes Verwandtschaftsverhältnis zur Kunst sein, dies der Grund ihrer grossen Anziehungskraft auf die Naturen der Kategorie II, denn anziehend ist das Leben nur da, wo es übertreibt.

### b) Wünsche.

Wir sagten, die natürlichen Triebe seien von allem Anfang an uns eigen und werden von aussen her höchstens in uns erweckt oder ausgelöst. Wünsche dagegen werden stets durch äussere Objekte verursacht. Sie sind also nichts Ursprüngliches, sondern etwas künstlich Herangezogenes. Der prinzipielle Unterschied zwischen Trieben und Wünschen ist der, dass die Triebe von allem Anfang an in einem Individuum schlummern und, nach Befriedigung strebend, dieses von innen zu seinem Tun antreiben. Durch den Trieb wird der Mensch zu etwas hingetrieben, mit dem Wunsch zu etwas hingezogen. In den Trieben stellt der eigene Körper seine imperativen Forderungen, in den Wünschen dagegen sind die Objekte der Aussenwelt die Fordernden. Die Triebe kommen vom Besonderen und und wenden sich an das Allgemeine, bei den Wünschen ist das Umgekehrte der Fall.

An einigen Beispielen sei dies erläutert. Ein Kind hat den Trieb zu spielen. Welche Objekte man ihm auch reicht, es ist zufrieden und spielt damit. In der Tätigkeit des Spielens jedoch werden durch die bestimmten Objekte, die man dem Kinde gegeben hat, und durch bestimmte andere Objekte, die den Blick des Kindes anziehen, Wünsche rege: so etwa, mit dem Hammer auf den Stein daneben zu schlagen.

Jedes Objekt, das unseren Blick anzieht, stellt zugleich seine Forderung an uns und erregt einen Wunsch in uns. Einen Gegenstand bewusst wahrnehmen, heisst, den stillen Wunsch besitzen, den Gegenstand zur Materialisation unserer Ideen zu verwerten. Jeder Mensch besitzt den immanenten Trieb, seinen Hunger zu stillen. Alles Essbare ist ihm Nahrung. Reizt jedoch ein bestimmter essbarer Gegenstand das Hungergefühl, so entsteht der Wunsch, eben diesen Gegenstand zu essen.

In den Trieben kommt das typische Eigenheitsgefühl zur Geltung, während die Wünsche ein ebenso typisches Fremdheitsgefühl erzeugen.

Jedem Autoritätsglauben geht unbewusst der Wunsch voran, an eine Autorität zu glauben. Was man wünscht, das glaubt man, sagt ein Sprichwort treffend. Hier bildet

der unbewusste Wunsch die Prädisposition für die freiwillige Anerkennung der dominierenden Fremdheit im eigenen Ichbereich. Umgekehrt bildet der ausgesprochene Wunsch eines Individuums das Symptom für diese unbewusste Reaktionsweise bestimmten Objekten gegenüber.

Trieb, Wunsch und bewusster Wille, die drei Konzentrationsmöglichkeiten der Gefühle, unterscheiden sich ganz besonders in Hinsicht auf die Zielvorstellung.

Der Trieb kennt durchaus keine Zielvorstellung. Er ist in dieser Beziehung blind; nur sich, nur die Befriedigung seines Selbst kennt er.

Der Wunsch als solcher hat dagegen eine bestimmte Zielvorstellung, und zwar eine ihm zwangsweise von den Objekten aufgedrängte. Er ist also auf ein Ziel, wenn wir einen technischen Ausdruck gebrauchen dürfen, „zwangsläufig" eingestellt. Die Zwangszielvorstellung bedingt sein Wesen, das Fremde seine Eigenheit.

Der bewusste Wille endlich bildet in gewisser Beziehung die Synthese von Trieb und Wunsch. Der Trieb ist stark, aber blind. Der Wunsch ist sehend, aber paralysiert. Der bewusste Wille vereinigt in sich sowohl den Trieb als auch den Wunsch. Er ist, wie in jener bekannten Fabel, die lebendige Einheit: Der sehende Lahme auf der Schulter des starken Blinden. Der Lahme (Wunsch) leitet den Blinden (Trieb) und wird dafür von diesem zu seinem Ziele getragen.

Trieb, Wunsch und bewusster Wille sind stets miteinander und ineinander tätig. Zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Menschen und Charakteren treten sie verschieden stark betont auf, gelegentlich oder dauernd.

Den Einfluss des Wunsches auf das Denken des Menschen lernen wir erst einigermassen verstehen, wenn wir jenen als Forderung des Objektes an das Ich im folgenden weiter zu analysieren versuchen.

Die Tendenz des Wunsches ist auf Realisierung gerichtet. Im Stadium des blossen Wünschens bleibt aber die Realisierung auf die Vorstellung beschränkt. Wünsche sind Träume. Beiden fehlt noch die Umsetzung ihres Inhaltes in die Tat.

Der Wunsch an sich, da er nur vorgestellter Wille ist und als solcher das vorgestellte Ziel nur in

Gedanken verwirklicht, erzeugt Schwachheit oder wird von Schwachheit erzeugt. Nur Schwache und Träumer wünschen mehr als sie wollen. Ihr Wunsch ist schwacher Wille.

Der Wunsch ist der Eigenwille im fremden Objekt. Mit dem Wunsche ist man innerlich, d. h. in der Vorstellung, an das fremde Gewünschte gebunden. So lange sich nicht mit dem blossen Wunsche der starke Trieb zum bewussten Willen verbunden hat, so lange bleibt der Wunsch eben was er ist — Wunsch. Und mit ihm bleibt ein ungestilltes Etwas in uns zurück.

Der Wunsch ist es, der in das Innere des Menschen den Unfrieden trägt, denn er lässt das doppelte Gefühl des Wollens = Aber-nicht-Könnens entstehen. Er zeigt und gibt nicht. Er ist der immer lebendige Hunger im Menschen. An einer Stelle gestillt, wird er an hundert anderen Stellen von neuem wach. Ist der Wunsch gleichbedeutend mit dem Hunger in der Seele des Menschen, um das soeben angewandte Bild nochmals heranzuziehen, so erzeugt die Sättigung dieses Hungers das, was man das Gemüt nennt. „Gemütlich" ist der Mensch, der einen gewissen Grad von Selbstzufriedenheit besitzt, dessen Wünsche gestillt sind.

Bei Menschen, in denen nicht die Macht zur Realisierung des Wunsches vorhanden ist, entsteht das Gefühl der Unzufriedenheit: mit sich selbst und mit andern, vorübergehend und dauernd. Dieses Gefühl kann sich, zum Bewusstsein reflektiert, als Einsicht in das scheinbare eigene Unvermögen bis zur Schwermut, Niedergeschlagenheit, ja zur Verzweiflung steigern; es kann auch zum System werden und die Lebensauffassung dauernd beeinträchtigen. Dann entsteht der eigentliche Pessimismus und die Hypochondrie.

Die Erscheinung, dass so häufig schwache Naturen, die auf eigenen Füssen stehen wollen oder müssen, dem Pessimismus anheimfallen, hat in dem Wollen = Abernicht-Können ihren realen Grund. Dieses Unbefriedigtsein muss zur Unzufriedenheit führen, wie wir sie heute als sozialen Faktor beim Proletariat besonders finden. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Emanzipationsbestrebungen des „modern" sein wollenden Weibes, so finden wir unter manchem Guten viele Schlimme. Des

Weibes Zukunft liegt vor allem in seinem eigenen Körper gesetzmässig festgelegt. Es gibt Gesetze des Verstandes und Gesetze des Körpers. Diese sind die stärkeren. Ihre Uebertretung rächt sich aufs bitterste, denn sie bedeutet Vergehung gegen die obersten Naturgebote, die innersten Triebe. Der mächtigste Trieb aller Menschen ist der Trieb zum Leben, der Trieb zur Selbsterhaltung und beim Weibe vor allem der Trieb zur Arterhaltung, der Trieb zum Kinde, der alle weiblichen Wünsche im geheimen beeinflusst und leitet. Auf das Kind ist der ganze Organismus des Weibes, der physische wie der psychische, eingestellt. Das Kind will er hervorbringen. Das Kind ist der verkörperte und mächtige Es-Wille im Weibe. Das Weib fühlt es, aber es weiss es nicht. Daher soll der Mann dies ihm sagen, um es vor den Torheiten und den Gefahren der Emanzipation zu bewahren.

Es ist kein Zufall, dass das Weib von altersher keinen eigenen Geschlechtsnamen besitzt. Bis zu seiner Verehelichung trägt es den Namen seines Vaters, von da an den Namen seines Mannes. Wie den Namen, so ändert das Weib auch sein Denken, sein Wollen, sein Urteil nach dem seines Mannes. Warum? — So will es das Gesetz der Natur und die Natur des Gesetzes. An dem Weibe ist nicht das Starke, sondern in ihm, ihm selbst unbewusst.

Jeder Mensch wird noch einmal Mensch in der Verkörperung seines tiefsten Wunsches. Um diesen aber zu verkörpern, ist ein starker, bewusster, sehender Wille notwendig. Im „starken" Geschlecht ist es der eigene starke Wille, der den an sich schwachen Wunsch zur Materialisierung führt. Im „schwachen" Geschlecht" ist es nicht der eigene starke Wille (denn dieser fehlt ja hier gerade), sondern der fremde starke Wille der Natur und des Mannes, der dies vollbringt. Der Mann und sein Werk bilden eine Einheit, das Weib und sein Kind ebenso. In seinem Werke findet sich der Mann, in seinem Kinde sich das Weib erst voll und ganz wieder. Jeder arbeitet für den Träger seines Wesens: Das Weib für das leibliche Kind, der Mann für seinen Namen, bis sich der Prozess umkehrt, und Kind und Name für deren Erzeuger und Erhalter schaffen.

Wo das Wunschleben ein sehr ausgeprägtes ist, wie in Kategorie I, unterliegt das Gemütsleben des Individuums häufigen und heftigen Schwankungen. Dies kommt daher, wie schon oben angedeutet wurde, dass das Fremdheitsgefühl das Gefühl der Eigenheit überwiegt. Die Gegenstände, die Gegenwart, fremde Menschen und fremde Meinungen üben einen grossen Einfluss auf jene Menschen aus. Sie richten sich zu sehr nach dem Fremden und verlieren so das eigene Ich leicht aus dem Auge. Es sei hier nur an das Verhältnis der Frau zur Mode erinnert.

Die Suggestibilität solcher Individuen der Kategorie I ist eine vergleichsweise sehr hohe, weil das halbe Leben dieser Menschen sich in Träumen und Wünschen abspielt, diese aber die eigentlichen Vertreter alles Fremden sind. Dass das Weib besonders leicht zu hypnotisieren ist, bildet die Bestätigung des soeben Gesagten und soll nur nebenbei erwähnt werden. Hypnose ist in ihrer Wirkung ja nur die augenblickliche oder längere Unterordnung unter einen fremden Willen, den des Suggestors. Hypnose ist bekanntlich nur möglich da, wo ein Wunsch vorhanden ist, sich dem fremden Ich unterzuordnen. Wir haben weiter oben den Wunsch — schwachen Willen genannt. Im gewöhnlichen Leben nennt man die Wunschnaturen — „willensschwache" Menschen. Ihnen fehlt der Wille, der die Menge von Wünschen zusammenfasst und sie grösseren Zwecken unterordnet. Ihnen fehlen die grossen geistigen Gesichtspunkte, die den Blick über die nahe Umgebung weg auf ferne Ziele lenken. Daher oft das alogische Denken solcher Personen, die Launenhaftigkeit ihres Gemütszustandes, das Sprunghafte ihres Wesens, das Hin und Her ihrer Meinungen, die leichte Beeinflussbarkeit durch ihre Umgebung, der Wechsel ihrer Wahrheiten, ihres Ichs. Man begreift, wie notwendig von Natur aus für diese Menschen der Kategorie I das Bedürfnis ist, in sich und über sich das Wirken einer starken einheitlichen Macht und einer mächtigen konkreten Einheit, zu wissen. Die Mutter für das Kind, der Mann für das Weib, der Norden für den Süden, der Einzelne für die Menge, der Gott für den Menschen, die praktische Bestimmung für die seelischen Stimmungen, das ist die Forderung der Natur an die

Menschen, wie sie aus der Geschichte der Menschheit im Buche des Rechts, der Moral und der Religion herauszulesen ist.

### c) Der bewusste Wille.

Der bewusste Wille unterscheidet sich vom Wunsch durch das Positive und Kraftvolle seines Wesens. Sehen wir den Wunsch unter seiner ihm von aussen her aufgedrungenen Zielvorstellung leiden, unfähig, diese zu realisieren, so verwirklicht, umgekehrt, der starke Wille das sich selbst gesetzte Ziel. Auf allen Seiten hier der Sieg der Tat über das Leiden, des Ichs über den Einfluss der Gegenstände, die „monarchische Unterordnung" der blinden Triebe unter die festen Gesichtspunkte, die Ideale des Bewusstseins, die Ideen. Von diesem Standpunkte aus lässt sich wirklich behaupten: Die Idee regiert die Welt. Die Idee jedoch nicht als eine leere logische Formel gedacht, sondern, im Sinne Hegels, als die von einem Willen getragene und konkret gefüllte Form.

„Bewusst wollen" heisst wissen und wollen. Auf dieser höchsten Stufe des Gefühlslebens gibt es keine Blindheit und keine Lahmheit. Es gibt nicht nur das reine Wissen, das den Charakter der Zweiheit, des Zweifels, der Unzufriedenheit in sich trägt. Die äusseren und inneren Gegensätze verschmelzen zu lebendigen, zielstrebigen Einheiten. Trieb und Wunsch, die Forderungen des Innern und der Aussendinge, begegnen sich auf den eigenartig harmonischen Mittellinien des Kompromisses zwischen Geist und Natur, so dass beide in der bewussten Tat voll befriedigt sind. Im bewussten Willen besteht das Ziel nicht mehr nur in der Vorstellung, losgelöst von den konkreten Eigenschaften des Weges zu ihm. Hier zeigt sich die freiwillige Anerkennung der konkreten Schwierigkeiten, die sich zwischen Absicht und Ziel befinden. Der bewusste Wille kennt den Widerstand der Gegenstände; er sucht ihn, erklärt sich freiwillig für den Augenblick vom Konkreten überwunden, um das nächste Mal selbst Ueberwinder zu sein. So achtet im bewussten Wollen eine Natur die gleichwertige und entgegengesetzte andere am besten, indem sie deren Stärke richtig einzuschätzen weiss, und der wahre Glaube

schreite hier die Mittelstrasse entlang, gleichweit vom Aberglauben auf der einen und vom Unglauben auf der andern Seite entfernt, der Tat zu.

---

## III. Kapitel.

# Das Ich des Denkens.

### 1. Gibt es das Ich?

In allen Aussagen über unseren Zustand oder über unsere Tätigkeit sagen wir etwas von unserem Ich aus: Ich bin, ich gehe, ich denke. Immer ist es das Ich, welches etwas tut. Also gibt es ein Ich, wenn es eine Ichtätigkeit gibt.

Was ist dies für ein Ich, von dem wir etwas aussagen? Wir haben an früherer Stelle von den Gefühlen und den Trieben betont, dass sie voll nur erlebt, niemals aber gedanklich erfasst werden könnten. Dasselbe gilt vom Ich. Wenn ich etwas tue, so habe ich von allem anderen eher ein Bewusstsein, als von meinem Ich, das augenblicklich tätig ist. Das wahre Ich lässt sich nur erleben, fühlen, aber niemals beschreiben. Gedacht, ist das Ich schon reflektiertes Ich.

Ein Ich beschreiben heisst eine Denkkategorie beschreiben, im Zusammenhang mit anderen bestimmten logischen Denkformen, resp. grammatikalischen Sprachformen. Wir können vom Ich aussagen, was wir wollen, wir sagen etwas von einer Denkform aus, der allerdings das reale Ich zu Grunde liegt. Das Eigentümliche jedes Zu-Grunde-Liegens ist jedoch, dass es sich nur mittelbar zeigt, nur in seiner Erscheinung und niemals an sich begriffen wird. Dem Dunkeln des Grundes kommt man nur mit dem Dunkeln eines anderen Grundes nahe. Und dieser Grund unseres Verstandes ist die Seele, das Gefühl, das Bewusstlose, das Erleben, die Einfühlung,

der metaphysische Grund. Wenn ich fühle, so fühle „i c h m i c h" irgendwie tätig. Wenn ich lebe, so erlebe ich mich. Wenn ich dagegen etwas vom Ich aussage, so sage ich in Wahrheit etwas über eine Verstandes-Kategorie aus. Das Ich, dem sich der Verstand in der Tätigkeit des Nachdenkens g e g e n ü b e r befindet, ist vollständig von dem Ich i m Denken oder im Tun verschieden. D a s Ich in mir, das sich nie ändert und immer besteht, ist ein metaphysischer Punkt. Es denkt, aber es kann nicht gedacht werden. Es ist das selbsttätige Prinzip im Sinne der Leibnizschen Monade, die monas monadum. Seine beiden Modi sind Denken und Handeln, theoretische Projektierung und praktische Projizierung.

Wenn wir sagen, das Ich ist die letzte Einheit des Menschen, so haben wir einen Begriff mit einem anderen in Gleichheit gesetzt, wir haben eines der logisch-mathematischen Gleichnisse aufgestellt, aus denen die ganze Sprache und das Denken mit ihr besteht. Wir reden nur in Bildern, in Grössen, in Symbolen, in Gleichnissen. Ein Absolutes gibt es in der Sprache nicht. Es gibt nur ein Ding „auf Grund von" anderen Dingen, in Beziehung, in Gegensatz oder in Gleichheit mit diesen. Ist heisst (=). Dieses Gleichheitszeichen kann entweder besagen: gleichscheinend nach dem Sinnenzeugnis oder: gleichseiend nach dem Zeugnis der mathematischen Logik, die für alles nur absolute Werte hat; oder beides schliesslich.

Für den Naturmenschen, für das Tier existiert kein Ich, aber für uns Verstandesmenschen gibt es i n beiden ein Ich.

Nach all diesem können wir im folgenden nicht anders, als das Ich als d a s Ich betrachten, mit den logischen Attributen der Einheit, der Vielheit, des Seins, des Nichtseins usw. ausgestattet. Es gilt dann, die psychologischen Bedingungen aufzuzeigen, unter denen sich das Ich mehr dem einen Pol oder dem andern nähert. Je zwei Pole hat nämlich das Ich, von welcher Seite oder Gegenseite aus wir es auch betrachten mögen. Dies liegt nicht am Ich selbst, sondern an seinem logischen Begriffe, der nur Sinn hat seinem konträren oder kontradiktorischen Gegenteile gegenüber.

## 2. Das Ich im Denken.

Denken ist eine Tätigkeit, daran zweifelt niemand. Jede Tätigkeit hat ihre Grenzen. Sie bewegt sich zwischen diesen, von der einen herkommend, zu der anderen hinzielend. Als mechanische Wirkung hat jede Tätigkeit eine Ursache — sie ist also kausal „bedingt" — und einen immanenten Zweck, d. h. sie ist teleologisch determiniert, oder kurz: „gerichtet".

Das Denken ist eine Tätigkeit zwischen seinen Grenzen oder Polen: Subjekt und Objekt, Zustand und Gegenstand, Ich und Ding. Weil das Denken ein Tätigsein bedeutet, und weil die Pole jeder Tätigkeit ruhend sind, so müssen rein logisch sowohl das Ich als auch das Ding als ruhende Pole gedacht werden, aus denen heraus und zu denen hin ein Denken geschieht und zwischen denen ein Denken „stattfindet", d. h. Stätte findet (a lieu). Wir kommen nun einmal nicht über das Bildliche unserer Sprache hinaus.

Eine Tätigkeit, die aber in jedem ihrer Punkte durch ihre Grenzen beeinflusst und bestimmt wird, muss notwendig ihrem ganzen Wesen nach den Seinscharakter ihrer Grenzen in sich tragen. Zwischen Subjekt und Objekt oszillierend, muss die Ichtätigkeit also einmal Subjektivation, das anderemal Objektivation heissen und sein. Da die Grenzen des Denkens Einheit und Zweiheit sind, so muss die Tätigkeit des Denkens selbst eine fortwährende Vereinigung von Zweiheiten und Entzweiung von Einheiten sein, wie es Schelling ausgesprochen hat. Dabei sind wir selbst es, die vereinheitlichen, während die Sprache es ist, die alles Begriffliche schon entzweit hat.

Ich und Gegenstand sind die beiden ruhenden Pole, zwischen denen das lebendige Denken sich abspielt. Ich und Gegenstand sind die festen Koordinaten, von denen aus die Sprache jedes menschliche Denken und Tun bestimmt. Ich und Gegenstand sind die Normalmasse, an denen jede Art von Sein logisch gemessen wird.

Alles Denken, alles Tun, jedes Werden fassen wir als psychologische Tätigkeit eines Subjekts, einer Substanz, eines Ichs, eines Bewirkenden und als physikalische eines Objekts, eines „Du", eines Bewirkten auf, wobei das Objekt für das denkende Subjekt aber

nur objektiviertes Subjekt, das Du für das Ich nur hinausprojiziertes Ich sein kann. Jedes Subjekt, das von einem Objekt etwas aussagt, sagt es von sich her—aus. Eine Aussage über ein Objekt trägt ebenso den Charakter des Subjekts als den des Objekts an sich. Dies legt den Schluss nahe, dass im Denken selbst Subjekt und Objekt eins sind. Diese Identität von Subjekt und Objekt im Denken haben Fichte, Hegel, Schelling und Herbart ganz besonders betont.

Für das Denken als Tätigsein gilt das soeben Gesagte. Was heisst denn „Tätigsein"? Das Wort selbst zeigt seinen Dualismus auf. Es bezeichnet ein Tätig und ein Sein, Werden und Sein, Bewegung und Ruhe in einer einheitlichen Fassung. Denken ist also wohl, vom Standpunkt des Psychologen aus, die Identität von Subjekt und Objekt; von der Logik aus, als der Lehre vom Sein im Denken, bedeutet Denken jedoch die jeweils feste Beziehung der festen Gegensätze (als logische, denknotwendige Gegensetzungen) Subjekt und Objekt.

Die Frage: Wo fängt das Ich an zu existieren? hat so wenig Sinn wie die Frage nach einem Anfang der Welt. Das Ich ist schlechtweg und absolut: als logische Setzung. Das Ich ist psychologisch für mich, von dem Augenblicke an, da ich mich mit ihm denkend beschäftige, mich seiner erinnere. Es fängt also nicht an und hört nicht auf, ausser wenn wir ihm einen Anfang geben. Dies können wir tun, und tun wir auch stets, wenn wir von dem Ich etwas aussagen oder über das Ich reflektieren.

Das Denken findet nicht bloss zwischen dem Ich und den Gegenständen statt, sondern beginnt mit und in beiden und durch beide, um sich in der Reflexion, beide in sich zusammenfassend, über beide zu erheben. Das Denken ist sowohl Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, als auch Subjekt und Objekt zugleich; es ist die Entgegensetzung und das in dieser sich Entgegensetzende.

Wenn die Sprache je einen Sinn haben soll, und niemand, der nicht seine eigene Aussage selbst als sinnlos bezeichnen will, wird dies bestreiten, so kann der sprachliche Terminus „ich fühle mich lustig" nur heissen, dass es in mir noch ein Ich gibt oder besser, dass wir in uns noch ein Ich annehmen. Das „Ich in mir" ist die innere

Seite des phänomenalen Ichs oder der Aussenseite des Ichs, wie sie uns die Sinne in den einzelnen konkreten Ich-Bestimmtheiten zeigen. Ob wir für die Aussenseite des Ichs „Körper" oder „Ding", oder „Gegenstand", oder „Tätigkeit" sagen, kommt auf ein und dasselbe heraus. In Wirklichkeit nehmen wir in jeder Körperäusserung unwillkürlich, d. h. ohne unser willkürliches Wollen und ohne unser Wissen ein Ich an und geben diesem die grammatikalische Form des persönlichen (ich, du, er, sie etc.) oder des unpersönlichen Fürworts (es).

### 3. Ichheit und Einheit.

Die Sprache ist ein Ganzes von einzelnen Aussagen. Jede dieser Aussagen wird von einem dahinter stehenden Aussagenden oder Ich gemacht.

„Ich denke", „ich sehe", „ich fühle", „ich gehe", dies alles heisst doch nur, dass hinter der Tätigkeit des Denkens, Sehens, Fühlens oder Gehens ein Etwas sich befindet, das in all diesen Aeusserungsarten konstant und identisch ist: ein Ich.

„Ein Haus ist schön"; „ein Gedanke blitzt auf"; „ein Vorgang vollzieht sich". Auch hier gilt das soeben Gesagte. Während vorhin das Ich konstant war und die Betätigung des Ichs variabel, ist diesmal die Einheit die Konstante, und die Seins- resp. Wirkungsweise und die Objekte variieren. Ein Haus, ein Gedanke, ein Vorgang — überall die konstante Einheit, die vorhin „ich" genannt wurde. Die Einzahl ist jedem Objekte immanent. Sie ist die Konstanz oder die Substanz des Objekts, um die herum alle Eigenschaften desselben gruppiert werden. Die Einzahl des Objekts ist seine Einheit, seine Ichheit, von der Sprache dem Objekte gesetzt und von dem Denken in das Objekt eingedacht. Das Objekt, wie wir es sinnlich wahrnehmen, ist das reale Objekt, vielmehr das realisierte Subjekt. Man erkannte dies schon frühe. Ein Beweis dafür ist, „dass der mittelalterliche, scholastische Sprachgebrauch ziemlich genau das subjektiv nannte, was wir jetzt objektiv nennen"[1]. Das

[1] Fritz Mauthner, Die Sprache. S. 68.

Kantsche Ding-an-sich ist nichts anderes als die objektivierte Ich-Einheit.

Wenn wir mit dem Namen „Objekt" die Dinge „ausser" uns benennen, so nehmen wir hinter dem Namen und dem Ding doch unwillkürlich, einer psychologischen Denknotwendigkeit gehorchend, ein lebendiges Ich an. Wir können nicht anders, weil wir Menschen sind und alles an menschlichen Massen ermessen.

Der Dualismus von Geist und Körper beherrscht von jeher das philosophische Denken. Einmal ist es jener, das anderemal dieser, welcher die grösste Autorität besitzt. Damit parallel durchzieht der Dualismus von Ichheit und Einheit das menschliche Denken von allem Anfang der Reflexion an.

Im einen Lager lautet die Losung: Alles ist nur modifizierte Ichtätigkeit (Protagoras, Fichte); im Gegenlager ruft man: Das Wesen alles Seienden ist die Zahl, die Einheit, der Begriff (Pythagoras, Plato, Hegel). Beide Annahmen bestehen zu Recht. Die eine ist ebenso gültig wie die andere. Ihre Verfechter unterscheiden sich nur dadurch, dass sie, auf verschiedenen Seiten desselben Flusses stehend, diesen in entgegengesetzter Richtung durchschwimmen. Der Fluss heisst „Gedankenlauf" oder „stream of thought", wie William James sich ausdrückt. Die Ufer des Flusses tragen die Namen Geist und Körper, Bewegung und Sein, Ichheit und Einheit.

Ichheit und Einheit sind die absoluten Masse, von denen aus der Mensch seine Aussenwelt und sich selbst verständlich zu machen sucht. Zwischen Ichheit und Einheit besteht eine innige Verbindung, die es unmöglich macht, die eine von der andern getrennt zu betrachten. Weder die Ichheit an sich, noch die Einheit an sich gibt es für das Denken in einer anderen Seinsweise als in der mathematisch-logischen. Ichheit und Einheit bedingen einander wie Einheit und Zweiheit, Innen und Aussen.

Unbewusst verlegt der Mensch sein Ich und dessen Eigenschaften in das Aussen, dieses beseelend und vereinheitlichend, um sein eigenes Ich wiederum, durch die Gegenstände hindurch gesehen und mit deren Eigenschaften behaftet, zu sich hereinzuholen. Wir verstehen nun, was Protagoras aussprach, und was nach ihm Leibniz und

Hume wiederholten: dass die Eigenschaften der Dinge nichts weiter sind als die Beziehungen der Dinge zum Subjekt, zum sie denkenden Ich.

Die eigene Ichheit wird zur gegenständlichen Einheit, das in seinen Körperbewegungen sich äussernde subjektiv-reale Ich wird in und an den Gegenständen draussen zur empirischen, objektiv-realen Einheit, d. h. zur Einzahl.

Die Ichheit, welche wir, im Gegensatz zum phänomenalen Ich auch das reine Ich — mit Kant — oder das ideelle Ich — mit Lipps — nennen, vermögen wir nur mit der absoluten Einheit zusammen zu begreifen. Ichheit ist subjektive Einheit, Einheit ist objektive Ichheit.

Die Einheit ist für uns das Ich der Gegenstände, das Ich die absolute Einheit im Menschen.

Die absolute Einheit wird in ihrer empirischen Begrenzung zur qualitativ und quantitativ bestimmten Einheit, das absolute Ich zum individuellen Ich, zum Ich des Heute oder Morgen, zum Ich der Stimmung. In „ein Pferd" z. B. liegt die Einheit schon in dem Begriffe „Pferd", und das „ein" ist eigentlich überflüssig. Die lateinische Sprache lässt auch das „ein" ganz einfach weg. Hier zeigt sich die Verkörperungsart der ideellen Einheit. In dem Ausdruck „ein Pferd" dagegen ist die Einheit in dem „ein" der Oberbegriff. Die Einheit verwahrt sich hier ausdrücklich gegen jede Art von Zweiheit oder Mehrheit.

Einheit sowohl als auch Ichheit sind die absoluten Superlative, denen der Mensch Sein und Geschehen unterordnet. Praktisch zeigt er dies in seinem erkennenden Streben dadurch, dass er auf die Vereinheitlichung alles Bestehenden hinzielt, dann in der Tendenz, allem ihm Gegenständlichen seine eigenen Eigenschaften, Grösse, Leidenschaften, sein Streben, seine Kraft, Ordnung, Sprache, Poesie, Schönheit, kurz, sein Ich anzudichten.

Die Wissenschaft in ihrer Zusammenfassung menschlichen Denkens hat es mit der Ein-Teilung und Vereinheitlichung des Erkannten überhaupt zu tun.

Die Kunst als ihr Antagonist trägt in sich die Tendenz zur Ich-Gestaltung. Die Kunst umhüllt das

anatomische Skelett, das die Wissenschaft aus dem menschlichen Denken herauspräpariert hat, wieder mit Fleisch und Blut und beseelt das ganze mit dem Ich ihrer Künstler. So arbeiten Kunst und Wissenschaft sich gegenseitig in die Hände. Die eine gestaltet das künstlich Gegliederte, die andere zergliedert das künstlerisch Gestaltete. Die eine huldigt dem Kultus der Ichheit, die andere dem der Einheit. Nicht immer sind Kunst und Wissenschaft nebeneinander anzutreffen. Da, wo wir aber einer grossen Persönlichkeit begegnen, sehen wir beide in Harmonie miteinander vereinigt.

### 4. Die Sprache und das Ich.

Schon oft mussten wir anerkennen, dass die Sprache unsere beste Führerin in Sachen der Erkenntnis ist. In ihr sehen wir die Autorität des Alters, des Herrschers und des Weisen. Alt wird nur Gesundes, herrschend nur das Kraftvolle, weise nur, wer jenseits des Flusses und Einflusses der kleinen Nichtigkeiten steht.

Wie wir, schreibt auch die Sprache den Gegenständen ein Ich zu, d. h. sie nimmt Notiz von der Tatsache, dass wir Menschen es sind, die unwillkürlich in die Gegenstände ein Ich — unser Ich — hineinlegen. Ebenso zeigt die Sprache, wie der Mensch die objektive Einheit in den Gegenständen zu seiner eigenen macht und sich wiederum objektiv, d. h. mittels der Gegenstände, bestimmt.

Von einem Gegenstand wollen wir aussagen, dass er seinen Zustand ändere. Wir drücken dies sprachlich dahin aus: Der Gegenstand ändert „sich". Ist unser eigenes Ich Gegenstand unserer Betrachtung, so lautet die Aussage: Ich ändere „mich". Es liegt auf der Hand, dass „sich" und „mich" nichts anderes bedeuten als die Zusammenziehung von „sein Ich", resp. „mein Ich". Der Gegenstand ändert sein Ich, oder kurz: „sich", heisst wiederum: Das Ich, das wir dem Gegenstand andichten, wird für uns ein anderes, indem es „seine" Gestalt verändert. Die Anerkennung der gegenwärtigen Einheit in der Ichheit dokumentiert sich sprachlich in der Form des possessiven Fürworts „mein", „dein", „sein".

Dieselbe grammatikalische Konsequenz lässt sich in der Negation nachweisen. Was verneint die Sprache

in ihrer striktesten Negation? — das Positivste: die Ich-heit und die Einheit, das Ich und das Ein im Nicht-Ich und Nicht-Ein oder kurz: im „nicht" und im „nein".

Ganz ähnlich verhält es sich in der französischen Sprache, wie die nachstehende kleine Tabelle es zeigt:

| ich | ein | je | on |
|---|---|---|---|
| mich | mein | me | mon |
| dich | dein | te | ton |
| sich | sein | se | son |
| nicht | nein | ne | non |

Unter dem unpersönlichen (und doch persönlichen) „er" lässt sich sowohl das Gegenstands-Ich als auch das menschliche Ich verstehen. Dieses „er" bildet sozusagen die logisch-grammatikalische Anerkennung der Sprache, dass Unpersönliches im Grunde eben doch Persönliches ist. Aus der einfachen Aussage: „er bewegt sich" ersieht man ganz und gar nicht, ob dieses „er" der Mond, ein Stein oder ein Mensch ist, wenn nicht vor oder nach dem Pronomen „er" dessen Hinweisung im bestimmten Artikel „der" auf ein bestimmtes Subjekt gegeben wird.

### 5. Phänomenologie des Ich.

Die Psychologie als die eigentliche Begriffspolizei ist gewohnt, allem ihr Begegnenden den Pass abzuverlangen, um Personalbeschreibung, Heimatort, Herkunft, Ziel und Beschäftigung ihres Objektes zu erfahren. So fragen denn auch wir das Ich: Wer bist du? Wo wohnst du? Wo kommst du her? Wo gehst du hin? Was willst du hier? Und das Ich antwortet unseren Fragen gemäss:

Wer ich bin? Ich bin Ich, und ich bin Du, das kommt ganz auf dich an, je nachdem du mir mit deinem Verstande fremd gegenüberstehst oder mit deinem Gefühle mich erfassest als dein eigenes Selbst.

Wo ich wohne? — Ueberall und nirgends. In der Welt draussen und in deinem Kopfe drinnen. In deinem Gefühle und in deinem Verstande. In den Einheiten der

Natur und in denen deiner Begriffe. Du selbst gibst mir Stätte und Heim. Glaubst du an mich, so findest du mich überall. Zweifelst du an mir, so findest du mich nirgends. In deinem Gefühle bin ich unbeschränkt, in deinem Denken habe ich Bestimmtheit durch deine Verstandesgrenzen.

Wo ich herkomme? Wo ich hingehe? — An deinem Verstande ziehe ich vorüber. Durch dein Gefühl ziehe ich hindurch. Dort muss ich mit dir, hier musst du mit mir gehen. Ich bin für dich, schlechtweg, denn unser Gang ist derselbe. Du siehst mich tot zwischen deinen toten Worten. Du fühlst mich lebendig mit deinem Leben.

Was ich hier will? — Ich kehre die Frage um: Was willst du von mir?

Suchen wir diese Antworten in unsere psychologische Sprache zu übersetzen.

a) Das Ich, welches wir apperzeptiv zu erfassen suchen, ist etwas für sich Bestehendes oder nehmen wir als solches an. Sonst könnte es nicht durch Artikel sprachlich hypostasiert sein. Es fragt sich nun, ob das Sein des Ichs nur ein rein begriffliches oder ein reales ist. Beides. Begrifflich ist das Ich ein Uniformitätsabzeichen, wie alle anderen Begriffe, z. B. „Geist", „Seele", „Mensch" auch. Psychologisch-real ist das Ich als das konsequente Werden, welches wir in seinem Zusammenhang stets als dasselbe einheitliche Etwas in derselben Einheit des Körpers erkennen. Es ist das Gleiche im sich gleich Bleibenden. Das Ich ist für das Denken etwas Selbständiges, sowohl seinem logischen Begriffe, als auch seinem psychologischen Charakter nach. Die Antwort: „Ich bin Ich" besagt also, dass das Ich für den Verstand, der sich mit ihm denkend beschäftigt, die fremde Einheit ist, das Gegenüberstehende, Gegenstand.

Das uns im Denken Gegenüberstehende hat die immanente Tendenz, zum Identischen mit uns zu werden. Diese Tendenz realisiert sich, wenn die künstlichen Hemmungen des Bewusstseins schwinden und die Reflexion über den Gegenstand zum Aufgehen in demselben wird. Nur wenn wir denkend tätig sind, haben wir das Bewusstsein von Innen und Aussen, von Ich und Nicht-Ich oder Gegenstand. Sobald aber Gegenstände uns in höherem

Masse affizieren, also auch die Gefühlsseite in uns stark in Anspruch nehmen, so sind wir in die Betrachtung der Gegenstände versunken. d. h. wir haben kein Bewusstsein des Gegensatzes von Subjekt und Objekt mehr; Ich und Nicht-Ich oder „Du" fallen zusammen, werden wieder identisch miteinander, wie sie es vor allem Bewusstsein und vor jeder Reflexion schon waren. Wir fühlen in dem Objekte nicht das Fremde mehr, nur das Eigene. Wir fühlen, erleben uns selbst im Gegenstande. Die Antwort des Ich: „Ich bin Du" ist damit erklärt.

b) Einer zwingenden psychologischen Notwendigkeit zur Folge begegnet der Mensch nur seinesgleichen in der Welt. Das Feste in ihm findet und empfindet wieder nur Festes und Widerstand. Das Denken im Menschen sieht überall nur Denkzeichen, das Gefühl überall nur Gefühl. So findet auch das Ich im Menschen immer nur sein adäquates Ich in der Welt oder findet „sich", wird seiner selbst erst bewusst dem Adäquaten in den Gegenständen und Vorgängen der Aussenwelt gegenüber. Von sich aus erkennt man die Gegenstände und „ihre" Eigenschaften, d. h. die fremden Iche und ihre Eigenschaften. Von den Gegenständen aus und durch sie lernt man erst sich selbst erkennen, seine eigene Konstruktion und Art zu funktionieren. Betrachte ich nur mich — wie es in normalen Zuständen zwar oft, doch nur für kurze Zeit der Fall, in manchen abnormen Zuständen jedoch Regel ist —, so existiert für mich nichts anderes. Gehe ich dagegen in der Betrachtung der Gegenstände auf, so existiere ich für mich nicht. Ich bin dann nur anderes, nichts eigenes. Oder: ich bin im anderen „versunken". In jede Einheit kann ich mich „hineinversenken" und diese derart zu meinem Ich machen, oder mein Ich zu deren Ich machen. Auch die zweite Antwort des Ich hat damit ihre Erklärung gefunden.

c) Das Ich erfassen wir denkend an seinen Spuren und zwischen seinen Grenzen. Seine Spuren lesen wir von Konkretem ab, vom Körper, vom Gesicht etc.. Spuren und Grenzen sind Totes, wieder in Totes, Materielles eingegraben. So schliessen wir von einem Körper, einem Gesichte, von der Sprache, der Schrift, der Geberde auf das Ich dahinter, von dem Ich-Phänomen auf das Ich an sich. Jedes Phänomen ist Spur und diese sagt

immer nur von einem „E s w a r“ aus. Jedes mir bewusst gegenüberstehende Phänomen hat nicht nur seine, sondern auch m e i n e geometrische, mathematische oder logische Grenze, zwischen die ich jenes einordne, und meine psychologische Betätigungsweise, die ich in dasselbe einfühle. Ein Phänomen sagt also auch von einem „E s i s t“ aus. Jede Einheit ist, nach früher Gesagtem, durch je zwei polare Grenzwerte bestimmt, so auch das Ich. Sprachlich und logisch lässt sich das Ich nur als Sein zwischen ihm gesetzten logischen Grenzen, als Mitte zwischen einem Anfang und Ende, aufzeigen. Rein psychologisch gibt es das einheitliche Ich nur im Fühlen.

Logisch können wir das Ich aufhalten. Psychologisch vermögen wir ihm nur zu folgen, indem wir uns in die Eigenart eines bestimmten Ichs einleben, einfühlen und so dessen Charakter annehmen.

d) Was soll überhaupt das Ich? Warum nehmen wir und nimmt die Sprache mit uns ein Ich an? — Aus demselben praktischen Bedürfnis heraus geschieht dies, wie die Annahme der Einheit in allem Sein.

Ichheit und Einheit sind die beiden Zentralstationen alles Geschehens überhaupt. Sie sind die Grundtatsachen der Bewegung alles Seins, des psychologischen und physikalischen. Sie sind als Erstes und als Letztes die Grundeinheiten und die Fluchtpunkte des Denkens und des Seins im Denken.

Wir müssen als Psychologen mit dem Ich r e c h n e n, wie der Physiker seinen „Kraft“-Begriff, der Logiker den „Seins“-Begriff, der Arzt den Begriff der „Krankheit“, der Psychiater den Begriff „abnorm“ nötig hat. Das Ich ist der Hauptnenner, auf den alle Bewusstseinsäusserungen gebracht werden müssen, weil es das Normalmass ist, nach dem im gewöhnlichen Leben von allen Menschen aus gemessen wird. Jeder Mensch wertet das ihm Begegnende nach seinem Ich, wie es sich in seinem Charakter, in seinen Anschauungen, Vorurteilen, Urteilen, in seiner geistigen und seelischen Verfassung des Augenblicks und überhaupt mehr oder weniger konstant offenbart. Der mathematische Logiker und der Psychologiker — wenn man so sagen darf — sind es sodann, die aus der Menge der unendlich vielen Einzel-Iche oder phäno-

menalen Ichausserungen den Durchschnitt ermitteln und diesen zur Norm, zum logischen Einheitsmasse erheben.

### 6. Drei Hauptarten von Ich-Tätigkeit.

Unser Wissen hat ein Doppelgesicht. Es ist das Ding zwischen Wort und Wirklichkeit. Das Wissen ist nicht Begriff oder Erfahrung, es ist beides: Erfahrung im Begriffe.

Diese doppelte Bedeutung alles Wissens bildet den Grund dafür, dass es keinen verstandesgemäss erfassten Gegenstand oder Sachverhalt gibt, der nicht doppeldeutig wäre. So weist die Abstraktion auf das Stoffliche hin, aus dem sie entstanden ist. So trägt das erkannte Konkrete schon seine Abstraktion in sich. Auch dem Ich müssen wir Doppelcharakter zugestehen.

Es gibt das Ich als Begriff und die Iche, durch die Erfahrung wahrgenommen und erschlossen, oder das logisch-metaphysische Einheits-Ich und die phänomenalen Iche. Das Ich als logischer Begriff ist schlechtweg in jeder als Person anerkannten Individualität, heisse diese nun Mensch, Klasse, Staat oder Menschheit.

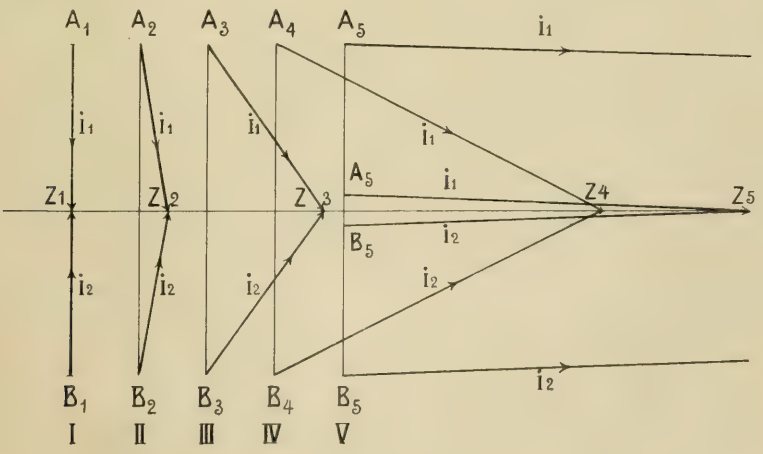
Die psychologischen Iche sind determiniert durch den Augenblick, die Umgebung und ihre kausale Abhängigkeit vom Vorangegangenen. Ein jedes davon ist dieses oder jenes, in seiner Erscheinung ganz bestimmte, genau umgrenzte Ich. Die empirische Vielheit der Iche schliesst in sich eine Art von Gesetzmässigkeit ein. Wo und wann wir nämlich von einer Ich-Aeusserung auf ein Ich schliessen, schliessen wir auch zugleich das Nicht-Ich, bewusst oder unbewusst, aus. Jeder positiv logische Schluss ist zugleich ein Ausschluss des von ihm Nichtanerkannten, aber dennoch an und für sich in uns Bestehenden, heisse dieses Gegen-Teil, Gegen-Stand oder Gegen-Ich.

Wenn man von einem Gegen-Ich nichts wissen will, so heisst das noch nicht, dass das Gegen-Ich dem Ich gegenüber nicht existiert. Jeder Ich-Tätigkeit wirkt eine solche des Gegen-Ichs entgegen. Die Schelling'sche Ansicht, dass im ganzen Weltgeschehen der Dualismus herrsche, finden wir immer und immer wieder bestätigt. Wo Bewegung, sei es physikalische oder psychische, da

geschieht sie aus ihrer immanenten Gegensätzlichkeit heraus. Jede positive Verwirklichung kann nur das einheitliche Resultat der Zweiheit Wirkung und Gegenwirkung sein.

Die oberste Gesetzmässigkeit in jedem Akte des Denkens und damit in jeder Art von Ichtätigkeit ist die Polarität.

Das Ich hat Einheitscharakter im logischen Sein. Zweiheitscharakter besitzt es in der psychologischen Wirkungsweise. Dreiheit ist das Ich in seiner höheren Form als pragmatische Verwirklichung von Wirkung und Gegenwirkung. Das Ich führt auf dieser Stufe die sich in polar entgegengesetzter Richtung bekämpfenden Gegenstrebungen einem gemeinsamen Zwecke zu. Es versöhnt und vereint im einheitlichen Ziele die Gegen-Iche. Je weiter das Ziel, desto mehr verschwindet die Gegensätzlichkeit der Iche. Daraus resultiert die Tatsache, dass Menschen mit den weitesten und abstraktesten Zielen zugleich auch die ruhigsten sind. Die — rein geometrisch betrachtet — ursprünglich im Winkel von 180 Graden einander entgegenwirkenden Iche ($i_1$ und $i_2$) werden durch ihre Hinlenkung auf je entferntere Fluchtpunkte ($z_1$, $z_2 \ldots z_5$) in ihrer Gegensätzlichkeit immer mehr paralysiert. Wenn wir dies geometrisch darstellen dürfen, so ergibt sich nachstehendes Schema.



In I haben wir das Schema der ausgesprochenen inneren Gegensätzlichkeit. Diese vermindert sich mehr und mehr, auf je weitere Ziele ($z_1$ bis $z_5$) sie sich richtet, bis die Gegenrichtungen $i_1$ und $i_2$ annähernd zu parallelen Richtungen werden, wie in V.

Ich und Gegen-Ich brauchen vor allem Richtung durch ein drittes Ich, das jene beiden in sich vereinigt. Diese Richtung nennt man in der gewöhnlichen Sprache auch „Ablenkung". Es ist eine tägliche Erfahrung, dass man innere Zwiste am besten, vielmehr einzig und allein, zum Schweigen bringt, indem man ihnen Ziele setzt, sie zu Zwecken hinleitet. (Ob das Wort „Zweck" nicht schliesslich eine Vereinigung von „Zwei" und „Eck" bildet? Denn Zweieck und Zweck bedeuten beide nach oben Gesagtem die Vereinigung zweier Richtungen dort zum „Eck", hier zum „Zweck"; beide zum „Ende", das in gewissem Sinne gleichbedeutend mit „Zweck" ist.)

Die dritte Form der Ich-Aeusserung ist die pragmatische Dreiheit der Verwirklichung, als ein Einschnappen sozusagen der in sich gegensätzlichen Ich-Tätigkeit auf ein Ziel, ein Ende, einen Zweck. In diesem Stadium kommt es erst zu einer Vorstellung des Innen und Aussen, und zwar vom Ziele aus (z) in rückschauender Betrachtung, in der Reflexion (auf $A_1B_1$, $A_2B_2$, $A_3B_3$, ...). Das pragmatische Ich ist Scheide und Scheidendes, Unterschied und Unterschiedenes. Es ist Grenze und Begrenzendes in und über und nach seinen Gegenteilen, resp. Gegenwirkungen. Dieses Ich erst ist das Fichtesche Ich: Ich und Nicht-Ich zugleich. Es ist das monarchische Ich des Denkens.

Das pragmatische Ich ist Zweiheit und Einheit über der Zweiheit, also Dreiheit. Es ist der Streit der Gegensätze und das Streitschlichtende. Für die Befriedigung suchenden Gegen-Iche ist es die Befriedigung selbst. Das pragmatische Ich kann seinem ganzen Charakter nach nur da zu Hause sein, wo auch der Zweckbegriff, die Antizipation der Zukunft, vorherrscht, vor allem in der Kategorie II. Daher in ihr die charakteristische Ruhe: des Alters, des Mannes, des Nordens, des Phlegmatikers.

Es wäre sehr interessant, die Anwendung des soeben [illegible] auf ganze Komplexeinheiten von Menschen,

wie Gesellschaft, Staat etc. zu machen. Aus verschiedenen Gründen ist dies an dieser Stelle für uns nicht möglich. Es sei nur ganz flüchtig auf die Tatsache hingewiesen, dass, wie im einzelnen Menschen, so auch in der Menschheit und in ihren Institutionen die oben beschriebenen drei Ichformen sich aufs klarste nachweisen lassen.

Tun wir einen flüchtigen Blick auf die Politik hinüber. Jede Staatseinheit teilt sich in die gegensätzliche Zweiheit der sogenannten Regierungs- und Oppositionspartei, ausserdem noch in ein ganzes System von Zweiheiten. Ist der innere Zwiespalt im Staate ein zu grosser, so trachtet jede tatkräftige Regierung darnach, durch äussere Zielpunkte die sich gegenseitig paralysierenden inneren Kräfte abzulenken und auf einen gemeinsamen äusseren Fluchtpunkt hinzulenken. Der Krieg ist für einen Staat das äusserste Mittel, um grosse innere Gegensätze zum Schweigen zu bringen, deren „Uneinigkeit" durch die praktische Befolgung der Devise: mit vereinten Kräften! behoben wird. Im Kriege erst kommt das pragmatische Ich des Staates voll zur Geltung.

## 7. Ich und Einfühlung.

Der Mensch ist nicht ein isoliertes Wesen. Ständig wirkt er auf seine nähere und fernere Umgebung ein und wird durch sie wieder bestimmt. Er spricht, und in einer Entfernung von zehn Metern wird das Gesprochene von einem anderen Menschen verstanden. Er ruft, und die Wirkungssphäre seiner Worte nimmt noch grössere Dimensionen an. Der Schmied schlägt auf den Amboss, und weit umher zittert der Erdboden. Ein Cello, in einem akustischen Raume gespielt, lässt alle Wände deutlich vernehmbar vibrieren. Umgekehrt wird so auch der Mensch jeden Augenblick durch Schwingungen seiner engeren und weiteren Umgebung durch seine Sinnesorgane hindurch bestimmt, „beeinflusst". Die feinsten dieser Schwingungen, die bisher jeder Messung spotteten, noch viel feiner als die Lichtschwingungen des Aethers, welche die Farben erzeugen, sind diejenigen, welche wir als seelische Schwingungen bezeichnen. Das, was wir „Gefühl", „Mitgefühl", „Einfühlung" nennen, ist nichts anderes als dieses gleichzeitige Schwin-

gen und Mitschwingen gleichgestimmter feinster Saiten des Innern des Menschen mit denen eines anderen Menschen oder eines Dinges.

Sehen wir uns einmal in der physikalischen Welt um, die doch nur eine Modifikation der physiologischen des Menschen ist. In einem Zimmer befindet sich eine Harfe, im Nebenraum steht eine andere, gleichgestimmte. Werden die Saiten der einen zum Ertönen gebracht, so tönen die gleichgestimmten Saiten der Harfe im anderen Zimmer mit. Der Klang der einen Harfe, der passiven, wird durch den der aktiven „bestimmt". Das gleiche Gestimmtsein, nicht nur der Harfe, sondern eines jeden Objektes, und auch des einen Menschen mit einem anderen, ist in Wirklichkeit ein Bestimmtwerden durch Gleichartiges ausser ihm. Durch etwas bestimmt werden, heisst auf etwas gleichgestimmt sein.

Wenn wir weiter oben gesagt haben, jedes Ich könne nur von einem gleichwirkenden äusseren Ich beeinflusst werden, so hat diese Aussage nun ihre Bestätigung gefunden. Jeder Teil, jedes Element in uns, das ist unsere feste Ueberzeugung, korrespondiert einem Teil ausser uns. Was vom Teile gilt, gilt auch von jedem Vorgang.

Die letzten Jahre wissenschaftlicher Forschung haben gezeigt, was durch Vernunftschluss schon lange erklärt war: dass die Elemente der Planeten dieselben sind wie die der Erde. Die Atomisten hatten dies schon vorausgesagt. Die Elemente der Erde sind aber auch zugleich die unseres Körpers. Alle Elemente der Natur müssen sich im menschlichen Organismus wieder auffinden lassen. Was von den Elementen gilt, hat auch schon eo ipso für adäquate Elementartätigkeiten gegolten. Den Einfluss der Erde, auf der wir leben, auf unseren Körper haben wir schon oben betont (Kap. II, 6 c). Wir unterliegen aber ebensosehr dem Einfluss der Gestirne, vor allem der Sonne und des Mondes. Gewisse Sätze der alten Astrologie haben also ihre Berechtigung.

Allen physiologischen Vorgängen im Menschen entsprechen gleichartige mechanische ausser ihm. Und jede Bewegung, die in der Aussenwelt erkannt worden ist, war dieselbe Bewegung zugleich im Menschen selbst. Erkennen heisst: mitgehen und zurückkehren. Das Geschehe- und das Sehen, Objekt und Objektivation, Natur-

satzung und Verstandessatzung müssen einander entsprechen. Daher finden wir ständig die Natur der Natur, die Natur des Menschen und die Natur der menschlichen Gedanken und Satzungen in Uebereinstimmung miteinander, als Eines vor. Daher haben wir, wenn wir die eine beschreiben, auch schon die andere beschrieben. Daher die übereinstimmende, gleichlautende und metaphorische Bezeichnung der Sprache für alles Sein und Geschehen der verschiedensten Art. Natur ist Natur, ob sie Welt oder Menschengeist genannt wird. Naturgesetze und Denkgesetze identifizieren sich in ihrem letzten Grunde. Die einen lassen sich nur mit den anderen erklären.

Jede Bewegung eines Aussen bringt auf einem gleichartig gestimmten Organ eines Innen dieselbe gleichartige Bewegung hervor.

## 8. Ich und Aussenwelt.

Ich und Aussenwelt sind Begriffe, die einander ausschliessen, und Tatsachen, die einander bedingen. Wollen wir von einem Ich etwas wissen, so muss es sich für uns „äussern". Das Wissen von einem Teil der Aussenwelt wiederum kann nur dann eintreten, wenn dieser Teil zuvor im Akte der Einfühlung zu unserem eigenen Ich gemacht wird. In diesem Sinne drückt sich Ludwig Stein aus, wenn er meint: „Das Enthaltensein in der Welt oder das Zusammenhängen mit dem eigenen Ich ist einerlei mit Existieren. Sagen wir von etwas, es existiere, so meinen wir damit, dass es der Welt unseres Ich angehöre."*)

Eine Grenze zwischen Ich und Aussenwelt lässt sich nicht ziehen, denn immer, wenn beide in Beziehung miteinander treten, sind sie Eins. Und wenn beide voneinander vollständig getrennt, so sind sie dies im Prinzip. Es ist eine reine Annahme, wenn wir auf die eine Seite das Ich, auf die andere die Aussenwelt stellen und über die Verbindung beider stillschweigend hinweggehen. Aber nicht wir tun dies im eigentlichen Sinne, die Logik will

*) Ludwig Stein, Sinn des Daseins. S. 127.

nur Gegenseiten ohne eine Mitte kennen. Für das sinnliche Auge gibt es kein Innen und Aussen, nur ein Aussen, denn das „Innere", welches ein Auge wahrnimmt, ist für dasselbe stets ein Aussen. Das Innere eines Zimmers z. B. ist Inneres nur der Aussenseite des Zimmers gegenüber. Umgekehrt ist die ganze Aussenwelt nur Aussen für ein ihr entgegengesetztes Inneres. Dieses Innere nennen wir Ich.

Die Aussenwelt ist stets Erscheinung, das Ich ist nie Erscheinung, kann aber nur durch die Erscheinung hindurch sich „offenbaren". Für das Ich kann die ganze Aussenwelt nur Ich-Beziehung sein und damit Ich-Tätigkeit. Lichtenberg drückt dies dahin aus: „Aeussere Gegenstände zu erkennen ist ein Widerspruch; es ist dem Menschen unmöglich, aus sich herauszugehen. Wenn wir glauben, wir sähen Gegenstände, so sehen wir bloss uns. Wir können von nichts in der Welt etwas eigentlich erkennen, als uns selbst und die Veränderungen, die in uns vorgehen."*) Und weiter: „Es ist gewiss sehr schwer zu sagen, wie wir zu dem Begriff ausser uns gelangen, da wir doch eigentlich bloss in uns empfinden. Etwas ausser sich empfinden, ist ein Widerspruch, wir empfinden nur in uns; das, was wir empfinden, ist bloss Modifikation unserer selbst, also in uns. Weil diese Veränderungen nicht von uns abhängen, so schieben wir sie anderen Dingen zu, die ausser uns sind, und sagen, es gibt Dinge ausser uns."**)

Die Gegenstände, die wir wahrnehmen und denken, sind in ihrer Gesamtheit unser Ich, wie es durch diese Gegenstände bestimmt, gestimmt wird. Unsere Sprache ist es, die uns den Gegenstand zeigt. Im Denken und im Sehen gibt es nur die Dinge im Fluss, d. h. im ununterbrochenen, „fortlaufenden" Zusammenhang. Und ganz ebenso existiert auch das Ich nur in dieser Weise. Unser Ich ist unser Leben. Wo wir dieses mit unserer Sprache fassen, da haben wir Totes in Händen. Das Ich der Sprache ist ein Denkzeichen. Das Ich der Wirklichkeit lebt im Gefühl und beschreibt sich nicht. Was wir beschreiben können, das sind nur die Spuren der lebendig

*) Georg Chr. Lichtenbergs ausgew. Schriften. Reclam S. 61.
**) Ebenda S. 64.

keit, deren anatomische Ueberreste. „Ich, das sich ausspricht, ist vernommen. . . . . Dass es vernommen wird, darin ist sein Dasein selbst unmittelbar verhallt"*), sagt Hegel treffend.

Wir finden in den Formen der Aussenwelt die unserer Innenwelt, weil wir diese in jene hineintragen. Was wir an Gegenständen entdecken, haben wir a n u n s entdeckt. Das Denken sieht in seinem Gegenstande sich selbst, da er sozusagen Spiegel des Denkens ist. Ich und Ding sind dasselbe, nur in verschiedenen Formen.

Der menschliche Körper bildet mit jedem anderen Körper eine Zweiheit, aber das Ich ist mit seinem Gegenstande im Akte des Denkens, Anschauens, Einfühlens und Erlebens Eins.

Am Schlusse dieses Kapitels seien noch die Worte Hegels aus seiner „Religionsphilosophie" angeführt, in denen er das Verhältnis des Ichs zu seinen Gegenständen in einer ungemein schönen und klaren Form uns vor Augen führt:

„Es sind nicht die Säulen des Herakles, die sich hart einander gegenüberstehen. Ich bin und es ist in mir dieser Widerstreit und diese Einigung: ich bin in mir selbst als unendlich gegen mich als endlich und als endliches Bewusstsein gegen mein Denken als unendliches bestimmt. Ich bin das Gefühl, die Anschauung, die Vorstellung dieser Einigkeit und dieses Widerstreites und das Zusammenhalten der Widerstreitenden, die Bemühung dieses Zusammenhaltens und die Arbeit des Gemüts, dieses Gegensatzes Meister zu werden.

Oder: Ich bin der Kampf; denn der Kampf ist eben dieser Widerstreit, der nicht Gleichgültigkeit der beiden als Verschiedener, sondern das Zusammengebundensein beider ist. Ich bin nicht einer der im Kampf Begriffenen, sondern ich bin beide Kämpfende und der Kampf selbst. Ich bin das Feuer und das Wasser, die sich berühren, und die Berührung und Einheit dessen, was sich schlechthin flieht; und eben diese Berührung ist selbst diese doppelt,

---

*) Fr. Hegel, Phänomenologie des Geistes. Jubiläumsausgabe S. 330.

widerstreitend seiende Beziehung als Beziehung der bald getrennten, entzweiten, bald versöhnten und mit sich einigen."*)

---

## IV. Kapitel.

# Die Gegenstände und das Denken.

### 1. Gegenstände.

Jedes Ding trägt die Möglichkeit in sich, für das Bewusstsein „Gegenstand" zu werden. Es ist aber dann erst Gegenstand für das Denken, wenn das Ich des Denkens sich dem Ding in Gedanken gegenüber befindet.

„Gegenstand". — Schon in diesem Begriff ist die Art des Begreifens zum Ausdruck gebracht. Das Wort „Gegenstand" sagt etymologisch aus, dass etwas „Gegenstand" ist, dass etwas gegenübersteht. Entgegenstehen kann etwas nur für ein Gegenüber, das allgemein gesagt, irgend ein Zustand ist. So steht objektiv eine Häuserreihe der anderen gegenüber, ist ihr „Gegenstand". Wir sprechen jedoch im gewöhnlichen Leben hier nicht von einem Gegenstande, sondern von einer Gegenreihe. Dem gewöhnlichen Denkenden steht die Natur, dem philosophischen Denken das Denken selbst und seine Elemente gegenüber.

Stets ist es qualitativ dasselbe Etwas, das sich entgegensetzt oder sich im Entgegengesetzten, im „Gegenstand" erkennt. Irgend ein Bewusstsein kann niemals ein Stück Sein begreifen, das nicht auch zugleich ein Stück Bewusstsein wäre. Reines Sein oder Leben kann nicht diskursiv erfasst, nur intuitiv miterlebt werden. Das Gleiche sieht sich nur im Gleichen-Entgegengesetzten. Menschliches Bewusstsein kann nicht anders, als die Dinge um es her als bewusste Aeusserungen des Natur

*) Hegels Religionsphilosophie. Herausgeg. von Arthur Drews. S. 39.

geistes denkend auffassen. Gegenstände gibt es nur für das Bewusstsein.

Zwei voneinander verschiedene Denktätigkeiten sind prinzipiell auseinanderzuhalten: Das gewöhnliche Denken und das philosophische Denken. „Gegenstand" für das philosophischen Denken ist jeder Begriff an sich, ebenso sein Verhalten zu anderen Begriffen. Im gewöhnlichen Denken spielt das Gegenstandsbild eine vergleichsweise grosse Rolle, im philosophischen Denken tut dies, in noch höherem Masse vereinfacht, das Fernbild vom Gegenstandsbild, oder das reine Gegenstandszeichen.

Unter „Gegenstandsbildern" verstehen wir sinnliche Bilder, wie Ton, Farbe, Geruch, Empfindung und Wahrnehmung überhaupt.

„Gegenstandszeichen" dagegen sind denkökonomische Verstandesbilder, Vereinfachungen der Sinnesbilder, wie geometrischer Punkt, mathematischer Rhythmus (Eins-Zwei-Verhältnis) und logische Begriffseinheit.

Wie die Elemente des philosophischen Denkens die vereinfachten Bilder von den realen Bildern sind, so ist das philosophische Denken selbst das Denken des Denkens oder die vereinfachte begriffliche Fassung und Ordnung des im gewöhnlichen Denken verarbeiteten sinnlichen Materials. Das philosophische Denken ist sozusagen Gesetzmässigkeit des nackten Denkens. Die Gesetzeselemente sind nicht Elemente der Wirklichkeit, sondern Begriffe, welche der Wirklichkeit gegenüber schon abstrakte Ordnungseinheiten, Gesetze bedeuten.

In einem und demselben Individuum betätigen sich stets beide Denkweisen, die philosophische und die gewöhnliche. Nach Disposition und geistiger Beweglichkeit eines Menschen werden die Intervalle zwischen den beiden Denkarten grösser oder kleiner sein, die Befähigung zur einen oder anderen mehr oder minder deutlich hervortreten. Wir unterschieden weiter oben konkrete und abstrakte Naturen. Jene — Kategorie I — sind die gewöhnlichen Denker, diese — Kategorie II — die eigentlichen philosophischen Denker. Die prinzipiell gegensätzlichen Denkkategorien des nackten und des philosophischen Denkens lassen sich nicht nur in den Altern, in den

Geschlechtern usw. nachweisen, sondern in jeder lebendigen Einheit von Menschen und menschlichen Gedanken, heisse diese Volk, Geschlecht, Philosophie, Begriff oder wie sonst; und ebenso in einem und demselben Menschen. In der Philosophie selbst gibt es konkretere und abstraktere Naturen; im Denken desselben Individuums Stimmungen, die zum Konkreten oder Abstrakten hintendieren, ferner augenblickliche Beeinflussungen, die ausgesprochen gewöhnlicher oder höherer Natur sind. Auch den abstraktesten Denker rufen die Bedürfnisse seines Körpers und seines Gemüts jeden Tag wieder von neuem in die Wirklichkeit zurück.

Mit der Art des Denkens verändert sich auch der Gegenstand des Denkens. Natürlich, denn was wir „Gegenstand des Denkens" nennen, ist im wahrsten Sinne des Wortes die Gegenseite in unserem Denken. Es gehört zum Wesen des Denkens, dass es sich nur in seinem Gegenteil erkennt, wie jede Bewegung schlechtweg nur auf Grund einer gegenstrebenden Bewegung zustande kommt und erkannt wird. Hegel drückt dies so aus: „Die Natur des Geistes lässt sich durch den vollkommenen Gegensatz desselben erklären."*) Dem Gegenwirken im realen Leben entspricht „der Gegensatz im Prinzip"**), der eben als Denkelement „Gegenstand" genannt wird.

### 2. Sein, Bewusstsein und Negation.

Nirgends dürfte sich so klar die Relativität aller Begriffe zeigen als in der Gegenüberstellung von Sein und Bewusstsein. Das Sein sowohl als auch das Bewusstsein können nicht anders als im Denken erfasst werden. Das „reine" Sein ist reflektiertes Sein, Bewusstsein. Dieses setzt allerdings das konkrete Sein voraus. Sein gibt es für das naive Denken, Bewusstsein vor allem für das philosophische Denken. Sein schlechtweg kann es nur für die Logik, die Lehre von den festen Denkformen, geben. Für die Logik auch nur gibt es ein Nicht-Sein. In Wirklichkeit kommt es nie zu einer absoluten Bestimm-

*) Fr. Hegel: Philosophie der Geschichte. Reclam S. 51.
**) Ebenda S. 222.

kung des Seins in dessen Negation, denn wir wissen, dass das, was vor unseren Augen verschwindet, an sich in für uns modifizierter Form weiterbesteht.

Das Sein für das naive Bewusstsein ist das Sein, wie es die Sinne zeigen. Das Sein für das höchste Bewusstsein dagegen ist das Bewusstsein selbst. Der Philosoph sowohl als auch der naive Realist gebrauchen beide zur Bezeichnung des Verschiedenen, aber relativ Gleichen das Wörtchen „ist". Wir im täglichen Leben sind Psychologen, wenn wir sagen: Etwas ist so oder anders. Wir sind Logiker in der Behauptung eines kontradiktorischen Gegenteils: Etwas ist nicht so.

Die Negation ist ein logisches Gesetz, sie bedeutet das kategorische Gegenteil eines bestimmten Seins oder dessen Verneinung schlechtweg. Die Negation, und im Grunde jeder feste Begriff, ist eine logische Uebertreibung der Wirklichkeit, wo es nur fliessende Gegensätze, ja überhaupt keine Gegensätze gibt, sondern nur ein Sein oder ein Geschehen. Die reale Wirklichkeit kennt keine Nicht-Existenz eines Gegenstandes. Die Negation, als strikte Verneinung des Bestehenden, hat für die Wirklichkeit denselben approximativen Wert nur, wie ihn die Wirklichkeit für die Logik hat.

Die Verneinung als solche setzt die Bejahung voraus, die Abwesenheit die Wesenheit, die absentia die essentia (vgl. Lange, Gesch. d. Materialismus. Reclam S. 220). In der Negation wird stets etwas negiert. Sie setzt also das bestätigt voraus, was sie erst verneinen will, indem sie ihm das Dasein abspricht. — „Abspricht". — Absprechen kann man einem Ding alle Eigenschaften, selbst seine Existenz, jedoch nicht abdenken. Ich kann sagen, das Pferd steht auf dem Bauche, aber ich kann es nicht denken. Das einmal Gedachte lässt sich wohl korrigieren, aber nicht wegdenken, d. h. in Gedanken verneinen. Nichts in der Welt — der objektiv-realen und der begrifflichen — kann anders als logisch-prinzipiell aus der Welt geschafft werden. Von einem Ding abstrahieren, ein Ding nicht berücksichtigen oder vergessen, beweist nichts gegen dessen Existenz. Eine Einschränkung bedeutet letzten Endes das Hervorrufen ihrer gegenteiligen Erweiterung. Die absolute Einschränkung oder Verneinung bejaht sich selbst, indem sie alles andere ne-

giert. In jeder Verneinung steckt implizite der geistige Vorbehalt: „Wenn etwas anderes ist.“ Der Himmel ist nicht schwarz — wenn es Tag ist. Der Mensch ist unsterblich — wenn auch nur etwas von ihm weiterlebt.

Es ist interessant zu sehen, wie sich die Sprache zur Negation verhält. Wir werden das grammatikalisch bestätigt finden, was wir soeben ausgesagt haben: dass nämlich Grundbedingung für die Verneinung ihre Anerkennung und Bejahung dessen ist, was sie verneinen will.

Schon oben sahen wir, dass die beiden Hauptformen der Negation „nicht“ und „nein“ die Hauptbejahungen des Ich und des Ein in sich schliessen. Wir geben hier eine kurze tabellarische Uebersicht der gebräuchlichsten Termini für die Negation in der deutschen und französischen Sprache.

| Einfache Verneinung | Verstärkte Verneinung |
|---|---|
| nicht — ich | ganz und gar nicht — ganz und gar |
| nein — ein | durchaus nicht — durch-aus |
| nie — je | keinesfalls — einesfalls |
| niemals — jemals | |
| niemand — jemand | |
| nur — ur | |
| nacht — acht (achthaben) | |
| nimmer — immer | |
| nie mehr — je mehr | |

| | |
|---|---|
| ne — je | point du tout |
| non — on | pas du tout |
| ne-aucun — un | rien du tout |
| ne-pas — pas | |
| ne-plus — plus | |
| ne-point — point | |
| ne-jamais — jamais | |
| ne-personne — personne | |
| ne-rien — rien (rem) | |

In ne wird das Ich (je) verneint und zugleich bejaht, in non das unpersönliche man (on), in aucun das Eins (un), in ne-point der Punkt (point), in ne-pas der Schritt (pas), in ne-personne die Person, in ne-rien die Sache.

Ueberall sehen wir also in der Verneinung die Bejahung auch sprachlich dokumentiert. Hier ist zu bemerken, dass auch Michel Bréal in seinem „Essai de Semantique" (III. Ausg. S. 205) auf die Negation und ihr Verhältnis zur Bejahung hingewiesen hat. Sonderbarerweise erwähnt er aber gerade die Negationen „ne" und „non" und deren Bedeutung nicht.

Die Polarität in der ganzen Begriffswelt, die durchgehende Gegensätzlichkeit in allen Begriffen macht es zur Bedingung, dass es keinen Ausspruch gibt, dem nicht sein Widerspruch immanent wäre, der gegen ihn spricht. Ebenso trägt jeder Zustand seinen immanenten Gegenstand in sich, d. h. jeder Zustand kann der Möglichkeit nach sich in seinem Gegenzustand als Gegenstand erkennen. Das augenblicklich passive Ich kann im nächsten Moment sich gegenständlich erfassen.

Sein ist gedachtes Sein oder das Sein im Denken. Bewusstsein ist das schon einmal Gedachte im Denken. Das Denken selbst aber ist insofern wieder Sein, als wir in dem Zustand, den man Bewusstsein nennt, kein Bewusstsein von unserem augenblicklichen Bewusstsein besitzen. Bewusstsein haben wir immer nur von zeitlich und räumlich Entferntem, in und von der Verschiedenheit, niemals in und von der Identität unseres augenblicklichen Selbst mit einem Objekt, eigentlich Subjekt-Objekt. Wissen ist ja gerade Wissen von Unterschieden. Wenn wir sagen: Die Rose ist mit sich identisch, so setzen wir „die Rose" mit „sich" zur Einheit zusammen. Denken können wir diese Einheit nur im Erleben der Einheit, d. h. im Sein, ohne Bewusstsein von dieser Identität eines Etwas in uns mit der Rose. Wenn der Satz: Die Rose ist mit sich identisch, keine blosse Tautologie sein soll, so kann darunter nur verstanden werden: der Name „Rose" und das Ding da, welches ich augenblicklich in meiner Vorstellung oder realiter vor mir habe, decken sich derart, dass in mir der einheitliche, lebendige Begriff „Rose" entsteht.

Wie wissen wir von einem Sein an sich, ist doch nach dem oben Gesagten jedes gewusste Sein nicht reines Sein, sondern Bewusstsein? Antwort: Durch die unmittelbare Erinnerung an Erlebtes und durch die Fähigkeit, das einmal Erlebte wieder und wieder zu erleben.

Wir wissen aus dem Gedächtnis, dass wir waren und schliessen daraus, dass wir sind. Die Kontinuität des Bewusstseins liefert uns den Begriff des Ich. Descartes hat in seinem Satze: Ich denke, also bin ich, das Sein aus dem Bewusstsein abgeleitet. Muss ich vorher denken, um zu sein? Ich brauche nicht zu denken und kann doch sein — aber nur für andere. So ist auch anderes, nicht Denkendes — aber nicht für sich, sondern für mich, der ich es denke. Damit ein Sein, gleichgültig ob ein anderes oder mein eigenes, zum Sein für mich wird, muss ich es denken, muss es mir gegenständlich, „Gegenstand" sein.

Aus dem erinnerungsmässigen Bewusstsein meines Gedachthabens leite ich erst meine Ich-Existenz ab. Wir würden heute Descartes' Satz so formulieren: Ich denke mich, also bin ich für mich.

### 3. Das Bewusstsein von den Gegenständen.

Von einem Gegenstande an sich redet die Logik. Sie kennt nicht dieses oder jenes individuelle Bewusstsein, da sie die Lehre von der Gesetzmässigkeit des Denkens überhaupt oder von der Allgemeingültigkeit der Aussagen ist. Für die Logik gibt es nicht ein bestimmtes menschliches Denken, nur das Denken. Sie behandelt nicht die Gegenstände, nur den Gegenstand des Denkens schlechtweg.

Ganz anders die Psychologie. Sie ist die neugierige Tochter ihrer weisen und allwissenden Mutter. Sie besitzt die Lebendigkeit der Jugend und sieht alles in Beziehungen zum Ich aufgelöst. Den kalten und abstrakten Gegenstand gibt es für sie nicht, nur den bestimmt modifizierten Gegenstand, den Gegenstand in seiner Umgebung und für das Ich.

Unter welchen Bedingungen wird ein Gegenstand zum Gegenstand für uns? Oder, was dasselbe bedeutet: Wann kommt ein Gegenstand uns zum Bewusstsein?

Grundbedingung für das Wissen von einem Gegenstand ist dessen Einwirkung auf unsere Sinne. Nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu. Dieser alte aristotelische Satz, durch Locke wieder aufgefrischt, besagt: Ein Gegenstand muss zuerst zu unseren Sinnen ge-

sprochen haben, bevor er zum Verstande sprechen kann. Nur vom sinnlichen Gegenstandsbild aus gelangen wir zu seinem intellektuellen Dingzeichen, zu seinem Begriff. Das Bild von einem Gegenstand wird gewöhnlich von mehreren Sinnen zugleich in uns eingeprägt. Aehnlich wie die Doppelanlage des Gesichts und Gehörs je ein umgreifendes Bild von dem Gegenstand geben, so machen wir uns erst einen richtigen Begriff von dem Gegenstande, wenn verschiedene Sinne zusammen ein einheitliches Bild von diesem geben. Wir hören z. B. einen Ton und sehen unwillkürlich zugleich nach dem tongebenden Objekte hin. Mit dem Farben- und Tonbild zugleich haben wir auch schon ein Raumtastbild, ein Fernbild, ein Wortbild usw. von dem Gegenstand in uns.

Um für mich zu existieren, hat der Gegenstand, resp. sein Bild, zuerst in mir zu sein. Dies geschieht in der unmittelbaren Einwirkung des Gegenstandes auf meine Sinne. Was sich nicht zuerst durch die Sinne hindurch an mich gewendet hat, davon vermag ich mir kein Bild zu machen. Ich muss mir vor allen Dingen von einem Gegenstand ein Bild machen können, bevor ich mir einen Begriff davon machen und einen Begriff davon haben kann. Gegenstand ist zwar jedes Ding für mich, das mir gegenübersteht, aber nur in dem Augenblicke, da es mir, von meinem Verstande apperzeptiv erfasst, gegenübersteht. Das jetzt nicht gegenständlich Wahrgenommene ist jetzt auch nicht für mich wirklich.

Die Reaktion des Bewusstseins auf die Gegenstände kann eine ganz verschiedene sein, jedoch lassen sich drei Reaktionsweisen besonders evident hervorheben.

1. Gegenstände wirken gar nicht auf das Bewusstsein ein, wenn sie ausserhalb des Bereiches der menschlichen Sinnessphäre sich befinden.

2. Gegenstände gehen so flüchtig an den Sinnen vorüber, dass das Bild von ihnen ein verschwommenes ist und das Bewusstsein von ihnen kaum Notiz nimmt, oder gar nicht eintritt.

3. Wo Gegenstände die stärksten und klarsten Sinneseindrücke hinterlassen, da ist auch das Bewusstsein von ihnen ein deutlich betontes.

ad 1. Der erste Fall bildet den allgemeinsten. Von

der realen Welt nimmt der Mensch nur einen unbeschreiblich kleinen Ausschnitt wahr. Alles andere „berührt" ihn nicht. Diese Einsicht hat einen philosophischen Denker wie Nikolaus von Kues das Wort von der „docta ignorantia", der gelehrten Unwissenheit, aussprechen lassen.

ad 2. In jedem Augenblick geht eine Unmenge von sinnlichen Eindrücken fast „spurlos" an unserem Geiste vorüber. Wir sehen vieles, aber achten nicht darauf; dies rührt von dem Umstande her, dass wir viel öfter, als wir gewöhnlich annehmen, mit offenen Augen träumen, d. h. bei geöffneten Augen nur für das uns augenblicklich in Anspruch Nehmende „Auge haben". Das, was man gewöhnlich ein gedankenloses Dahinbrüten nennt, ist in Wirklichkeit ein „gedankenvolles", denn, je reger die innere Sinnentätigkeit oder die Vorstellungstätigkeit ist, desto weniger hat man Sinn für die äussere Umgebung. Wir gehen z. B. auf einer belebten Strasse spazieren. Augenblicklich beschäftigt etwas unseren Geist so sehr, dass wir auf einmal gar nichts mehr von unserer Umgebung wahrnehmen und nur rein mechanisch, d. h. gewohnheitsmässig, weitergehen. Dabei kann es passieren, dass wir einen guten Bekannten, der an uns vorbeigeht, zwar anstarren, aber doch nicht als solchen erkennen. Die Vorstellung, die wir uns von unseren subjektiven Gegenständen machten, war jedenfalls von solcher Klarheit und Deutlichkeit, dass das Wirkliche — in diesem Falle das Bild des Bekannten —, wenn es wahrgenommen wurde, höchstens als Schein, als eine Art Traum uns zu Bewusstsein kam. Dieses Umkehren der objektiven Wirklichkeit ins Traumhafte lässt sich sehr oft nachweisen.

Die Einbildungskraft der Gegenstände ausser uns in uns hinein ist dann die höchste, wenn unser Interesse an diesen das höchste ist, ferner dann, wenn die Gegenstandsbilder Zeit und Energie genug besitzen, sich uns einzuprägen. Ziehen in einer gewissen Zeiteinheit sehr viele Bilder in rascher Reihenfolge an unserem Auge vorüber, so nehmen wir naturgemäss keines deutlich wahr, bekommen daher kein eigentliches Bild und Bewusstsein von ihnen.

ad 3. Das intensivste Bewusstsein von Gegenständen

tritt dann ein, wenn die Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit der sinnlichen Eindrücke im Gegenteil zur Deutlichkeit und Eindringlichkeit wird. Deutlich Bewusstes ist deutlich Gesehenes. Die Tiefe des Bewusstseins ist proportional der Tiefe der Gegenstandseindrücke. Es gilt auch hier, was wir schon im 1. Kapitel in ähnlichem Zusammenhange betont haben: Mit der Bestimmtheit des Gegenstandsbildes in uns geht Hand in Hand die tiefere Auffassung und damit ein tieferes Bewusstsein davon.

Die Tiefe des Bewusstseins hängt ausserdem noch von der Fähigkeit der Gegenstände ab, in uns Kontrastwirkungen auszulösen. Es verhält sich in dieser Beziehung in der Verstandessphäre ähnlich wie in der äusseren Sphäre der Sinne. Alles wirkt nur durch seinen Kontrast, durch sein Gegenteil. Die Gegenstände werden dann die stärkste Bewusstseinsbetonung besitzen, wenn es ihnen gelingt, sich mit dem höchsten Grade der Gegensätzlichkeit dem Gewohnten in uns aufzudrängen; dann haben wir das Gefühl des Ungewohnten, des Ungewöhnlichen, des Aussergewöhnlichen in uns. Das Bewusstsein von den Gegenständen vertiefen wir, indem wir selbsttätig unser Interesse, unsere Aufmerksamkeit auf sie richten. Es sind wohl die Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit erregt haben, aber wir selbst sind es, die durch unser spontanes Interesse, das wir wiederholt den Gegenständen zuwenden, diese unserem Bewusstsein tiefer einprägen.

Bewusstsein ist Entwöhnung des Ich von seinen Gewohnheiten. Bewusstsein ist die Auflehnung gegen das Gesetz der geistigen Trägheit. Zu einem starken Bewusstsein gehört ein starker Mensch. Man hat nicht umsonst die Philosophen von altersher mit den Königen verglichen und der Philosophie selbst den Ehrentitel einer „Königin der Wissenschaft" verliehen. Philosoph sein, heisst starker Bewusstseinsmensch sein, jederzeit zum Kampf mit der Gegenständlichkeit gerüstet; jederzeit bereit, alte Gewohnheiten mit neuer Angewöhnung an Ungewohntes zu vertauschen.

### 4. Das Ich und die Gegenstände.

Im Selbstbewusstsein erreicht das Ich seine höchste Form. Das Ich weiss hier nicht nur, dass es ist, sondern

auch, soweit möglich, w a s es ist. Von einem bloss kennenden Subjekt ist es zu einem e r kennenden geworden. Das Ich hat hier den Grad seiner Abhängigkeit vom Nicht Ich erkannt. Es weiss, dass es nur bestehen kann als auf dem Hintergrund der Gegenständlichkeit sich abhebendes Ich. Indem es sich selbst klar erkannt hat, kennt es auch die Gegenstände. Es weiss, dass und was sie sind. Erst auf dieser Stufe der Erkenntnis hat das Ich die Wahrnehmung gemacht, dass alle Dingheit nur modifizierte Ichheit ist, dass die Eigenschaften der Gegenstände menschliche Attribute sind, die der Mensch unwillkürlich in die Gegenstände hineingelegt hat.

Das erkennende Ich hat aber auch das Was seines Selbst analysiert als das Etwas, dessen Wesen zur Hälfte in der Gegenständlichkeit selbst besteht. Das Ich „v e r r i c h t" wohl die Dinge, aber es wird von diesen „b e d i n g t". Es beseelt die Gegenstände (den „eigenen" Körper und die Aussenwelt), wird in und von diesen jedoch erst verkörpert. Das Ich erkennt sich an seinen Gegenständen, beschreibt sich nur in Gegenbegriffen und äussert sich sprachlich nur in Gegensätzen. Der Paralleli tät von Ich, Mensch, Geist, Seele, Aktivität, Bewegung auf der einen Seite, entspricht die von Ding, Natur, Kör per, Leib, Passivität, Ruhe auf der anderen.

Das Ich vereinheitlicht die Gegenstände in der einheitlichen Tätigkeit der Ich-Beziehung. Gegenstände denken, heisst: sie auf den Einheitsnenner Ich bringen. So erhalten sie allesamt einheitliche Ichwährung. Man sagt gewöhnlich, die Gegenstände seien untereinander differenziert. Für das naive Denken gewiss. Das höhere Denken jedoch weiss, dass jedem Gegenstande seine Ich-Beziehung immanent ist, und dass die Verhältnisse zwischen den Gegenständen nur die psychologischlogischen Differenzen bedeuten, wie das Ich von den betreffenden Objekten bestimmt wird.

Wir finden einen Gegenstand im Gegensatz zu seiner Umgebung und zu uns selbst. Das erste Mal abstrahieren wir von unserem eigenen Ich. Wir betrachten, wie man sagt, den Gegenstand „o b j e k t i v". Das zweite Mal abstrahieren wir von der Umgebung des Gegenstandes, d. h. wir betrachten den Gegenstand subjektiv. Dort lässt man die Tatsachen reden, hier das eigene Selbst. Im objektiven

Verfahren den Gegenständen gegenüber zeichnet sich Kategorie II aus. Kategorie I dagegen kann nicht anders, als alles mehr oder weniger vom Ich-Standpunkte aus betrachten.

So gut wie ein „Ich selbst", müssen wir auch einen „Gegenstand selbst" anerkennen, existierend als ganz unabhängig von unserem Bewusstsein. „Der Gegenstand, den ich zugleich unterscheide, ist selbständig: ich habe ihn nicht gemacht, er hat nicht auf mich gewartet, damit er sei, und er bleibt, wenn ich auch von ihm hinweggehe. Beide, Ich und der Gegenstand, sind also zwei Selbständige. Aber das Bewusstsein ist zugleich die Beziehung dieser beiden Selbständigen, in welcher beide als eins gesetzt sind: indem ich vom Gegenstande weiss, so sind in einer einfachen Bestimmtheit diese zwei, Ich und das Andere, in Einem."*)

Es gibt keinen Ichzustand, der nicht durch die Gegenstände bedingt wäre. Subjektiv gestimmt ist objektiv bestimmt. Jede Ichtätigkeit ist ein Angezogenwerden oder Abgestossenwerden von den Gegenständen. Ich werde stets durch etwas bestimmt, oder: etwas bestimmt mich, so und so zu denken und zu handeln.

Wir sagen gewöhnlich: Der Gegenstand prägt „sein" Bild „in mich" ein. Es müsste auch heissen: Der Gegenstand empfängt sein Bild von mir, um es zugleich als Gegenstandsbild mir wiederum sinnlich einzuprägen. Ich sehe mit meinen Sinnen und meinen Vorstellungen die Objekte ausser mir. Von den Objekten sehe ich also nur, was von ihnen her meine Sinne trifft. Das übrige bemerke ich nicht. Das Denken eines Gegenstandes wird in Wahrheit das denkende Erkennen meines Selbst, das durch den „Gegenstand" modifizierte Ich. So meint auch Fries: „Wenn ich einen Gegenstand erkenne oder vorstelle, so ist diese Erkenntnis oder Vorstellung meine Tätigkeit, ich bin tätig im Verhältnis zu einem Gegenstande, denn ich stelle ihn vor."**)

Wenn ich diesem oder jenem Gegenstande gegenüberstehe, so bin ich jedesmal ein verschiedenartig be-

*) Fr. Hegel, Religionsphilosophie. Herausgeg. von Arthur Drews. S. 59.

**) Jacob Friedrich Fries, Neue Kritik der Vernunft. Heidelberg 1807. I. Bd. S. 42.

stimmtes Ich, gegenüber und in den Gegenständen. Wollte man dieses Verhältnis von Subjekt und Objekt so darstellen, wie es an sich ist, so müsste man ein anderes Werkzeug dazu besitzen als die durch und durch dualistische Sprache, die alles zweideutig macht.

Wie das „Ich" zu den verschiedensten Deutungen und Missdeutungen Anlass geben kann, so auch sein Korrelat, der Begriff „Gegenstand". Gegenstand ist nur für die Logik ein Ding und gar ein festes Ding, das da „steht". Für das Denken als Tätigkeit gibt es kein „Ding", nur ein „Dingen" oder Denken, keinen „Gegenstand", nur ein „Verstehen". Nicht die Dinge sprechen mit uns, nur deren Zeichen, wie sie durch unsere Sinne selbst bedingt werden. Die Dingzeichen sind unsere wahren Denkzeichen.

„Gegenstand" ist logisch gleichbedeutend mit „Ding". Psychologisch ist der Begriff „Gegenstand" ein Unding, wenn wir nicht stets darunter Gegenzustand oder Gegentätigkeit verstehen wollen. Wir taten dies bisher immer. Und nur, wenn andere mit uns dasselbe darunter begreifen, so können sie ihrerseits wieder verstehen, was wir hier von „den" Gegenständen aussagten und aussagen.

Jedes von einem Ich apperzipierte Objekt ist für das Ich zum Individuum, zum Ich geworden. Das Ich fühlt sich in der Betrachtung eines Gegenstandes nicht von ihm unterschieden, es fühlt sich Eins mit diesem, ist also selbst in dem Augenblick der Apperzeption der Gegenstand selbst, oder Tätigkeit und Gegentätigkeit und Vereinigung beider.

Wie der Gegenstand psychologisch nicht bloss objektiven, sondern auch subjektiven Charakter besitzt, so kann auch ein Gedanke nicht bloss subjektiv, sondern muss auch objektiv bestimmt sein, da Gedanke gleichbedeutend mit Gedachtem, mit Vergegenständlichtem und schliesslich mit „Gegenstand" ist.

Das Ich ist Elementarkraft und Grundelement des geistigen Menschen. Als Urtatsache vermögen wir es nicht weiter zu zerlegen und bildet es auch kein Problem. Das Ich ist, wie der Mensch ist, ohne Grenze und Ende, einfach und schlechtweg.

Dieser letzten Einheit des Ichs entspricht seine Gegeneinheit. Das Gegenständliche oder der Gegenstand ist

schlechthin. Ohne ihn können wir weder im konkreten Sein, noch im abstrakten Denken auskommen.

Konsequenterweise müssen wir, wenn wir dem Ich Seins- und Wirkungscharakter zuschreiben, dies auch dem Gegenstand tun. Gegenstand ist demnach Gegensein und Gegenwirken in Einem. Wie wir von einer Kraft des Ichs sprechen, müssen wir auch eine Kraft des Gegenstandes annehmen.

## 5. Die Macht der Gegenstände.

Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, in eine Irrenanstalt einen mehr als oberflächlichen Blick zu tun, dem wird es ohne weiteres klar sein, welche Macht die Gegenstände auf das Denken des Menschen auszuüben vermögen. Aber genau dieselbe Beobachtung lässt sich auch im gewöhnlichen Leben immer und immer wieder machen. Nur die allbekannte Tatsache, dass das Nächstliegende meist am spätesten bemerkt wird, verhindert hier ein klares Erkennen. Das Studium der Geisteskrankheiten lässt uns erst einen einigermassen tiefen Blick in unser gesundes Geistesleben tun, denn alles, was wir dort vorfinden, treffen wir auch hier, nur nicht andauernd, sondern gelegentlich und auf kurze Zeit. Diese Ansicht teilen zwei zeitlich so weit voneinander entfernte Menschen wie Cicero und Descartes. Jener behauptet: „Kein Kranker hat etwas so Tolles geträumt, das nicht irgend ein Philosoph wachend behauptet hätte."*) Descartes meint ganz ebenso, indem er vielleicht gerade an Ciceros Ausspruch gedacht hatte, „dass selbst das Wunderlichste und Unglaublichste, das man sich ausdenken könne, schon von irgend einem Philosophen behauptet worden sei".**) Was für den Philosophen gilt, gilt für den gewöhnlichen Menschen um so mehr.

Wir leben, denken und handeln einen beträchtlichen Teil unseres Lebens unter der Autorität unserer Umgebung. Der ganze Streit um die „Freiheit" des mensch-

*) Aus: Carl Leonh. Reinhold, Versuche einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. S. 200.

**) René Descartes, Ueber die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs. Reclam. S. 27.

lichen Denkens ist ein müssiger, wenn man nicht bedenken will, dass der Begriff „Freiheit" nur einen relativen Wert darstellt. Wir müssen uns die Frage vorlegen: Frei von was?, wenn es sich um den Begriff „Freiheit" handelt. Unser Denken ist ein ständiges Ein- und Ausfliessen des Einflusses von den Gegenständen her. Es ist immer, wie oben bemerkt, durch etwas „bedingt" oder objektiv bestimmt. Unsere Sprache erklärt den eigenartigen Einfluss der Gegenstände auf den Menschen, indem sie sagt: Die Gegenstände üben eine „Macht" auf uns aus.

Ein Mensch, der viel denkt, muss eine grosse Menge von Vorstellungen besitzen. Vorstellungen kommen aber nur mittelbar durch Empfindungen und Wahrnehmungen zustande. Um Vieles wahrzunehmen, muss man von vielem affiziert werden. Die Macht des Ichs oder, im engeren Sinne, der Persönlichkeit ist ein Produkt der Macht, welche die Gegenstände auf das Ich ausüben. Je stärker der geistige Ausfluss einer Individualität, desto stärker ist der sinnliche Einfluss ihrer Umgebung auf sie, können wir fast mathematisch genau sagen.

Der Mensch, wie er leibt und lebt, ist schon das einheitliche Produkt aus Gegensätzen, die wir Geist und Körper nennen. Auch sein Tun trägt den Charakter des Gegensätzlichen in sich. Es geschieht aus einem realen Grunde heraus und tendiert nach Zwecken hin. Als wir von dem Einfluss des Willens auf das Denken redeten, zeigten wir schon zum Teil diesen Dualismus von leiblichen und geistigen Forderungen auf. Die grösste Autorität des Ichs den Gegenständen gegenüber schliesst zugleich die der Gegenstände dem Ich gegenüber ein. Wobei wir unter Gegenstand alles irgendwie Entgegenstehende konkreter und abstrakter Natur, den eigenen Körper, Dinge und Begriffe verstehen. Dem eigenmächtigen „Ich denke" steht das fremdmächtige „Es denkt in mir" gegenüber. Dinge kommen in uns zum Vorschein, Gedankenreihen wickeln sich in uns ab, Begriffe und Worte denken für uns, ohne dass wir eine Ahnung von dem Wie besitzen. Wie es in uns denkt, so spricht es zu uns, in uns und aus uns, und dies alles durch uns hindurch. Denn die Worte, die wir sprechen, kommen von längst vergangenen Zeiten und Geschlechtern her. Die Bilder,

in denen wir denken, gelangen von den Gegenständen zu uns herein und werden wieder auf andere hinausprojiziert. Die ganze Sprache, die wir reden, ist uns nur „verliehen", und der Mensch selbst ist das Mittel von Geist und Natur, von Gewesenem und Werdendem. Kein Wunder also, wenn er von innen und aussen gleich stark determiniert wird.

Glaube an einen Gegenstand, heisst Anerkennung seiner Autorität, seiner Macht. In zweierlei Weise zeigt sich für den Menschen die Autorität der Gegenstände: in der lebendigen Tat und in der Wiederholung. Die lebendige Tat übt den grössten Einfluss auf den naiven Menschen der Kategorie I aus. Die Wiederholung hat für die Naturen der Kategorie II die meiste Anziehungskraft. Wiederholung erzieht das Gedächtnis und das Denken. Das Wissen von ihr wird zum Vorauswissen des Gesetzes in der Wiederholung und lässt die Schrecken und Ueberraschungen der Tat voraussagen und abschwächen. Darin liegt einer der Gründe, die es der Kultur möglich machten, sich so weit über den Naturzustand zu erheben. Darin liegt auch schliesslich die psychologische Bedeutung des Gesetzes überhaupt. Davon noch weiter unten.

Dem Wissen von Gegenständen geht der Glaube an sie voran, hervorgerufen durch jenen Einfluss der Gegenstände auf uns, den wir erst bemerken, wenn er schon da war. „Eine tätige, dem Gegenstand eigentümliche und sein eigentliches Wesen ausmachende Kraft ist es, welche ich denken muss", sagt Theodor Lipps einmal.

Die Macht, welche Gegenstände auf Menschen ausüben, ist eine äusserst verschiedenartige. Auf verschiedene Menschen wirkt objektiv Gleiches verschieden ein. Gleiche, subjektive Wirkungen können umgekehrt in verschieden differenzierten Menschen zustandekommen durch objektiv ganz und gar voneinander verschiedene Objekte. Und schliesslich bringen unter verschiedenen Umständen und zu verschiedenen Zeiten objektiv gleiche Einwirkungen subjektiv verschiedene Resultate auf einen und denselben Menschen hervor.

Einer musikalischen Darbietung gegenüber werden z. B. musikalische Menschen ganz anders reagieren als unmusikalische. Auf einen und denselben Menschen wirkt dasselbe Bild, je nach augenblicklicher Stimmung,

verschiedenartig ein. Wenn wir einem Menschen in einer von uns seither ungewohnten Umgebung begegnen, so erscheint mit seinem neuen Milieu auch er uns anders als früher.

Treten die konkreten Dinge in das menschliche Bewusstsein über, so nehmen sie darin den Charakter des Bewusstseins an. Im Auge des Menschen sind die Dinge noch Bilder, im Ohr noch Töne, in der Sprache sprechen sie schon als Worte, im Denken sind sie Begriffe. Gedachte Gegenstände sind nicht etwas Fremdes im Denken, sie sind das Denken selbst: Denkendes und Gedachtes zugleich. Ich denke sie, und sie denken in mir, so mein Denken bestimmend.

Hier, in meinem Denken und Sprechen ist es, wo die Gegenstände ihre „Forderungen" (Lipps) an mich stellen, und wo ich die meinigen ihnen gegenüber stelle. Diese Forderungen der Gegenstände, etwas näher betrachtet, sind meine eigenen Forderungen. „Eigen" in dem Sinne, dass die gegensätzlichen Seiten in mir je ihre spezifischen Forderungen stellen, die mir z. B. als leibliche oder seelische Bedürfnisse zum Bewusstsein kommen können. An einer anderen Stelle haben wir betont, die Gegenstände seien nur modifizierte Iche. Also, sagen wir jetzt, sind die Gegenstandsforderungen in Wirklichkeit Ichforderungen oder Forderungen des „Es" in mir, oder Ichbedürfnisse.

Die Macht, die ein Gegenstand auf einen Menschen ausübt, ist proportional der Oeffnung des Ichs auf den Gegenstand hin. Der Einfluss eines Gegenstandes ist um so grösser, mit je mehr Sinnen er wahrgenommen werden kann, denn damit geht Hand in Hand die Klarheit des Bildes und die Tiefe der Eingenommenheit von dem Objekte.

Ein Gegenstand, der zu Sinnen und Herz, zu Verstand und Gefühl in gleich hohem Masse spricht, muss die grösste Macht auf den Menschen ausüben, weil er auch das grösste Interesse für sich zu beanspruchen vermag. Man besitzt nichts, ohne nicht zugleich davon besessen zu werden.

## V. Kapitel.

# Die Gesetzmässigkeit des Denkens.

### 1. Gesetze.

Gesetze sind menschliche Satzungen, deren Wesen in ihrer apodiktischen Forderung besteht. Aus Früherem ist ersichtlich, dass alle menschlichen Satzungen in ihrer zweiten Hälfte aus den Satzungen der Natur bestehen. Jederzeit gehorchen wir automatisch den Gesetzen der Natur, weil unser Körperorganismus an sich schon ein ganzes System von Naturgesetzen enthält und darstellt.

Der Mensch wird erst dann zum Gesetzgeber der Natur, wenn er ihren Gesetzen nachgekommen ist, vor allem nichts „Widernatürliches" oder „Unnatürliches" zu wollen. Gesetze haben ihre realen Fundamente schon in der Natur. Subjektive Bedeutung erhalten sie in der menschlichen Tätigkeit des Nachordnens und Nachkonstruierens der Naturdinge und ihrer Bewegungsweisen.

Was sind Gesetze? Wie verhalten sich die Gesetze zu den realen Tatsachen? — Gesetze sind Tatsachen über den Tatsachen: Einheit, Allgemeinheit, Ordnung, Regel gegenüber der Vielheit, Mannigfaltigkeit, Unordnung und Regellosigkeit der Dinge. Das Denken, soll es sich über den Boden der konkreten Gemeinheiten erheben, braucht Elemente, die schon Gesetzescharakter besitzen. Solche sind etwa die logischen Allgemeinbegriffe. Die Logik ist dem gewöhnlichen Denken gegenüber dessen Gesetzmässigkeit, wie die logischen Einheiten, die Begriffe, die Gesetze für die realen Tatsachen bilden. Die Mathematik, deren axiomatischer Charakter noch enger und strenger ist als der der Logik, bedeutet ihrerseits die Gesetzmässigkeit für die Logik, denn die mathematische Sprache ist die kategorische Befehlssprache par excellence. Nach ihrem Eins-Zwei-Schritt, der eigentlichen mathematischen Zeit, hat sich der ganze Gang der Logik zu richten. Die Geometrie ist die Gesetzmässigkeit der Formen. Die geometrischen Formen bedeuten die Gesetze für die verschiedensten Punktgebilde.

Alle Gegenstände und deren Bewegungsweisen, mit denen wir uns im Denken befassen, müssen den eben skizzierten drei Gesetzmässigkeiten Genüge leisten. Sie müssen logische Einheit, geometrischen Ort und mathematische Zeit oder mathematischen Eins-Zwei-Schritt (Eins-Zwei-Rhythmus) aufweisen. Zu diesen drei Arten von Gesetzmässigkeiten, die den formalen Charakter des Denkens ausmachen, tritt noch eine vierte hinzu, die mächtigste unter allen, der Grund und die Folge jener drei zugleich. Wir meinen die Gewohnheit.

### 2. Gesetz und Gewohnheit.

Nicht umsonst wird die Gewohnheit die „zweite Natur" des Menschen genannt. Nicht umsonst spricht man von der Macht der Gewohnheit. Unser ganzer Körper ist ein Komplex von Gewohnheiten, und seine Betätigungsweisen sind gewohnheitsmässiges organisches Tun. Von der Atmung an bis zu den Ideenassoziationen hinauf spielen sich die meisten Zwischentätigkeiten „gewohnheitsmässig" und unbewusst in uns ab, d. h. nach dem Normalmass der festen Gewohnheit. Unser Leben wie unser Denken ist zuerst ein gewohnheitsmässiges und darum ein gesetzmässiges.

Jedem Urteil geht sein Vorurteil, jeder bewussten Setzung ihre unbewusste und stille Voraussetzung voran. Vorurteile und Voraussetzungen sind die psychologischen Gesetzmässigkeiten, aus der Gewohnheit herausgeboren. Nichts ist schwerer, als mit alten Gewohnheiten zu brechen, denn man lehnt sich damit gegen die Gesetzmässigkeiten des eigenen Körpers und Ichs auf. Und wir verstehen die Macht des ungeschriebenen Gesetzes gegenüber dem geschriebenen, wo den auf Papier gedruckten Gesetzen das von jeher schon in den Menschen eingravierte Gesetz der Gewohnheit gegenübersteht.

Gewohnheit ist Regelmässigkeit. Nur aus der Gewohnheit kann daher alles Regelmässige und Gesetzmässige wiederum entstehen. Gesetz bedeutet Gewohnheit, nichts mehr und nichts weniger. Die Gewohnheiten des Denkens sind seine Gesetze. Die Gesetze des Denkens sind seine Gewohnheiten. Kurz: Denkgesetze sind Denkgewohnheiten.

Wir reden von „Naturgesetzen". Was sind diese? Die Antwort ergibt sich aus dem soeben und dem früher, im Zusammenhang mit dem Problem der Vorhersagung, Betonten. Naturgesetze sind Naturgewohnheiten. Jene deuten nach vorwärts, in die Zukunft, diese in die Vergangenheit zurück. Die Regelmässigkeit, in die sich für uns das Naturgeschehen auflöst, besteht in den Gewohnheiten der Natur, die wir seither beobachteten, resp. die man seither beobachtete, oder in den Gesetzen der Natur, nach denen sich die Natur auch künftighin richtet. Richten muss, sagen wir besser. Die Natur hat sich nach ihren Gesetzen aber nicht deshalb zu richten, weil der Mensch sie ihr vorschreibt. Sie tut es, weil sie ihren immanenten Gewohnheiten folgen muss. Diese hat der Mensch durch vieltausendjährige Beobachtung kennen gelernt und benennt die alten Naturgewohnheiten mit dem relativ neuen Namen „Naturgesetze". Gewohnheit und Gesetz sind miteinander identisch. „Gewohnheit" ist nur die psychologische Auffassung und Benennung des Gesetzes. „Gesetz" ist nur die logisch-mathematische Fassung der Gewohnheit.

Denkgesetze kommen erst in der Sphäre des Denkens über dem naiven Denken zustande. Dieses Denken identifiziert sich mit seinem Denkgegenstand, wie wir früher gesehen haben. Konkrete Gegenstände sind einmal die Körpererscheinungen, zum andern die Naturerscheinungen. Aus der Beobachtung der Wiederkehr gleicher Naturerscheinungen resultieren für das höhere Denken die Naturgesetze. Aus jener der Körpererscheinungen die Denkgesetze.

Naturgesetze sind also einerseits wirkliche Naturgewohnheiten, andrerseits jedoch sind sie zugleich Denkgesetze.

Ebenso sind Denkgesetze zur einen Hälfte Denkgewohnheiten, aber zur anderen Hälfte Naturgesetze oder -gewohnheiten, wie sie in unserem konkreten Organismus verkörpert sind. Wir denken so oder so, weil unsere „Natur" eine andere Denkweise nicht zulässt. Einen Turm können wir nicht im stabilen Gleichgewicht auf seiner Spitze stehend denken. Warum nicht? Weil seine Natur in uns und unsere Natur in seinem Bilde dies nicht zulassen.

Gewohnheit ist Rhythmus. Sie ist als mechanisches Element schon in uns da, bevor wir eine Ahnung von unserer Existenz haben. Alles Mechanische geht bewusstlos in uns vor sich. Und es ist eigenartig zu beobachten, wie der erkennende Mensch sich aus seinem Gewohnten, Unbewussten emporarbeitet zu den Höhen des Bewusstseins als der Summe alles Ungewohnten, Gegenständlichen, um aber — und dies ist das Charakteristische — aus niederen Gewohnheiten (organischen) zu höheren (logischen, ethischen etc.) überzugehen. Denn alles Bewusste tendiert darnach, wieder zum Unbewusst-Gewohnten, Mechanischen zu werden. Die Menschen, die das höchste Bewusstsein besitzen, sind auch die zugleich, welche sich — vielleicht auch wieder nach den Gewohnheiten ihrer Natur — gegen alles Feste, Gewohnte, Gesetzmässige auflehnen. Dies bildet den psychologischen Grund für die Erscheinung, dass es für jene Art von Menschen, die eigentlichen Persönlichkeiten und Genies, die Mehrzahl der Gesetze der andern nicht gibt und nicht geben kann. Sie streben aus der nivellierenden Ordnung, aus der Gewöhnung und den Gewohnheiten heraus zum „Aussergewöhnlichen" hin. Sie wollen Ungewöhnliches und Ausserordentliches und geben es auch.

Mit den Gewohnheiten brechen freiwillig nur starke Naturen, denn damit lehnt sich das Individuum bewusst gegen die Gesetze der Trägheit im Menschen auf. Es kostet immer Mühe, eine Gewohnheit, physischer oder psychischer Natur, aufzugeben. Ohne zwingenden Grund ändert man weder seinen Gang, noch seine festen Urteile und Vorurteile.

Gesetz, Ordnung, Gewohnheit sind die Attribute der physikalischen Trägheit. Daher auch lebhafte Naturen den Zwang der Ordnung und des Gesetzes viel intensiver empfinden als trägere Naturen. Es ist evident, dass die ganze Kategorie I sich gegen jede zwingende Ordnung auflehnen muss. Sie kann ihrem ganzen Wesen nach nicht die Lasten der gesetzmässigen Abstraktion tragen. Sie kann nicht so logisch-mathematisch denken und vorausdenken wie Kategorie II, weil ihr Denken nicht in den gesetzmässigen Begriffen vor sich geht wie hier.

Alles Feste ist das Gesetz des Flüchtigen in ihm. [illegible] der Biologe lautet: „Die Funktionen

schaffen sich ihre Organe." In unsere Sprache übersetzt, heisst dies: Die Gewohnheit der Funktion schafft sich die feste Funktion, verkörpert im Funktionsorgan. Dieser Satz wird praktisch schon seit Urzeiten angewandt. Eine mimische Geste, oftmals gewohnheitsmässig wiederholt, gräbt ihre sichtbare Spur in das Gesicht ein und wird zum typischen „Gesichtszug". Die Einheit der Gesichtszüge gibt wiederum das physische Merkmal für den „Charakterzug" eines Menschen. Der Charakter des Menschen ist das Gesetz, die Gewohnheit seiner Handlungsweise. Wenn man jenen kennt, so kennt man auch diese. Das Gesicht eines Menschen ist das Gesetz seines Charakters. Die Auslegung des geprägten Gesetzes ist allerdings immer nur Sache des Gesetzeskundigen. Die ganze Wissenschaft ist angewandte Gesetzeskunde; immer gilt es hier, mit Hilfe von schon bekannten Gesetzen neue aufzudecken und diese wieder zur Operationsbasis für neuere zu machen.

Ein Ding „gehorcht" einem Gesetz, das heisst einmal: die Weise seiner Bewegung ist die Bewegungsweise seiner ganzen Art. Zum andern: diese letztere muss von uns erkannt sein und mit unserer eigenartigen Denkweise korrespondieren. So gehorcht das Ding seinem und meinem Gesetz in Einem. Ihre Gesetzmässigkeit liegt schon in den Dingen selbst. Für uns besteht sie erst von dem Augenblick an, da unser Verstand sie erkannt, d. h. im Geiste oder in der Idee nachgeschaffen hat. Nur erkannte Gesetzmässigkeiten lassen sich als erkenntnistheoretische Werkzeuge methodisch verwenden. Die ganze Welt steckt voller Gesetze. Täglich werden neue Gesetze gefunden, geschaffen, „entdeckt", aber immer sind sie ein Produkt des Nachschaffens. „Das, was in der Welt gehorcht, ist nichts anderes als dasjenige, dem gehorcht wird", sagt Lipps. Das Fichtesche Wort: „Der Geist ist die Natur" besagt so ziemlich dasselbe. Der der Natur Gesetze vorschreibende Mensch ist der ihre Gewohnheiten nachschreibende.

Der Baum, den wir sinnlich wahrnehmen, ist das konkrete Gesetz für alle physikalischen, chemischen, statischen, dynamischen Einheiten, die in ihrem Aufeinanderwirken erst das ganz bestimmte konkrete Wesen des Baumes ausmachen. Der geradstehende Stamm des Baumes

verkörpert die geometrische Gerade. In dem Baum steckt also schon seine natürliche geometrische Gesetzmässigkeit, die der menschliche Verstand nur zu apperzipieren hat.

Gesetzmässigkeit des Naturgeschehens ist erkannte Gesetzmässigkeit der Dinge. Naturgesetze sind wirkliche Naturgesetze, aber vom menschlichen Verstande nach dem Zeugnis der Sinne neu geschaffen. Der Mensch schreibt wohl der Natur seine Gesetze vor, ihre Gesetze holt er aber zuvor aus der Natur heraus und gibt ihnen logische, geometrische, mathematische und kausale Allgemeinheit.

Die ersten Gesetze lauten: Für alles Name und Begriff! Für alles Richtung! Für alles Wiederkehr! Für alles Grund!

### 3. Psychogenese der Gesetze.

Jedes Gesetz, das wir Menschen heute kennen, ist geworden. Es ist aus der Empirie induktiv gewonnen, und hat erst allmählich seine Allgemeingültigkeit und seinen deduktiven Charakter angenommen.

Scheinbar gibt es auch Gesetze, die ihr Entstehen nicht der Erfahrung verdanken; wir denken an die mathematischen Gesetze. Dabei gilt es jedoch zu bedenken, dass die Sprache der Gesetzmässigkeit, die Mathematik, aus der Arithmetik heraus entstanden ist und diese in der Wirklichkeit ihren Ursprung genommen hat. Gesetze, die wir durch rein mathematisches Verfahren erschliessen, liegen implizite schon in der Mathematik. Wir holen in unseren mathematischen Berechnungen nur das aus der Mathematik heraus, was die Denker in manchen Tausenden von Jahren in die Mathematik hineingelegt haben.

Gesetze sind allesamt letzten Grundes psychologischen und physikalischen Ursprungs. Sie mussten zuerst dem Lauf der Dinge folgen, damit ihnen, als logisch-mathematisch-geometrischen Setzungen, der Lauf der Dinge folgte. Natürliche Folgeweisen (physikalische) wurden zu psychologischen (aufgefassten), zu logischen (denkend verarbeiteten) und kehrten als praktische Konsequenzen (handelnd bestätigte) wieder zur realen Wirklichkeit zurück. Die handelnd apperzipierte Wirklichkeit wurde immer mehr

zur angewandten Logik und Mathematik für die Wirklichkeit.

Weshalb vermag der Astronom den Lauf irgend eines Planeten auf Jahrhunderte vorauszuberechnen und mit Apodiktizität vorauszusagen? Antwort: weil die Astronomie schon jahrhunderte-, ja jahrtausendelang die Bahn der Gestirne genau beobachtet und aus der Fülle ihrer Beobachtungen das stetig Wiederkehrende sich gemerkt hatte. Was tut aber der Astronom eigentlich, wenn er die Bahn der Gestirne verfolgt? Diese Bahn zeigt sich ihm als ein relativ kleines Gebilde, als eine Figur. Diese Figur, aus der Erfahrung, durch Nachzeichnung gewonnen, ist es, welche der Astronom mit seinen ihm bekannten geometrischen Figuren vergleicht und zur Deckung bringt. Das elliptische Fernbild der Sternenbahn ist schon optisch-geometrische Gesetzmässigkeit des Sternenlaufs. Es handelte sich nur darum, diese geometrische Gesetzmässigkeit in eine mathematische und deren Sprache umzuwandeln. Wenn der Mond und die Sonne sich als runde Scheiben dem Auge zeigen, so ist damit noch nicht gesagt, dass sie an sich rund sind. Für das Auge nur haben sie die Gesetzmässigkeit des Kreisrunden.

Es dürfte allgemein bekannt sein, dass mit der Weite des Horizonts auch seine Regelmässigkeit wächst. Der weiteste Horizont ist der regelmässigste. Er wird nämlich zum Kreis — für das Auge.

Betrachten wir ein einfaches Objekt, etwa einen Berg. In der Nähe des Berges sehen wir dessen Konturen noch ein wahres Chaos von Linien bilden. Je weiter wir uns von dem Berge entfernen, desto mehr wird er geometrisch bestimmt, d. h. desto einheitlicher wird seine geometrische Gesetzmässigkeit. Diese ist in Wirklichkeit die Gesetzmässigkeit des Linienbildes. Die Zacken der Bergkonturen werden mit der Entfernung immer kleiner, die Unregelmässigkeit der Profilzeichnung schwindet, bis zuletzt der Berg sich als „regelmässiges" Dreieck darstellen mag — wiederum für das Auge.

Das einfache Sehen ist zum gesetzmässigen Uebersehen geworden, das sinnliche Sehen zum geistigen. Man übersieht am besten Punkte oder Punktförmiges. Die Sterne zeigten sich als Punkte dem Auge des Astronomen,

die Punktbahnen zeigten sich als Ellipsen: dem Auge. Die wirkliche Bahn der Planeten dürfte wie die wirkliche Form des Berges ein regelloses Zickzack sein.

Die Sprache der Sterne ist die allgemeinste. Warum? Weil sie in ihrer Beständigkeit grösste Deutlichkeit, in ihrem Bilde grösste Klarheit, in ihren Punkten grösste Allgemeinheit und Unzweideutigkeit besitzt. Sie ist die mathematische Sprache. Die Physiognomie des bestirnten Himmels ändert sich nicht so schnell wie die des Menschen. Der Charakter hinter jener Physiognomie ist deshalb, wenn auch nicht gesetzmässiger an sich, so doch viel leichter auf gesetzmässige Formeln zu bringen. Daraus resultiert vielleicht der Grund, dass die Astronomie als Wissenschaft viel älter ist als die Anthropologie.

Gehen wir zur Gesetzmässigkeit des logischen und mathematischen Denkens über, so gilt es nur, das seither Gesagte in dieses Gebiet zu transponieren. Das Verfahren der Logik ist ein solches nach geometrischer Methode. Sie nimmt ihren Standpunkt weit von den Erscheinungen entfernt ein. Dadurch übersieht sie den Lauf der Dinge. In der Entfernung erscheint ihr alles verkürzt und vereinheitlicht, geometrisch bestimmt. Hier in der Logik gibt es nur Fernbilder, Einheitsbilder, Regelmässigkeit und darum Regel, Gesetz. Die Logik kann auch aus diesem Grunde nicht Gemeingut der Kategorie I, der ausgesprochenen Nahnaturen sein.

Das viele und unregelmässige Einzelne der nahen Erscheinung geht in die Einheit über, die Quantität wird zur Qualität. Aus den Gegenständen des Nahsehens wird der Gegenstand des logischen Denkens.

Die Eindrucksfähigkeit der Einzeldinge und Vorgänge nimmt in dem Masse ab, als sie sich in dem einheitlichen Fernbilde der Dinge, in deren Begriff, konzentriert.

Der Gang zu den Gesetzen geht durch die Begriffe hindurch. Wie das Denken selbst vom niederen Begriff zum höheren emporsteigt, um im Denken des Denkens seinen Kulminationspunkt zu erreichen, so steigt auch das Gesetz von der niederen Gesetzmässigkeit in den Begriffen zu den Gesetzen der Gesetze in der Mathematik empor.

Die Vielheit der gleichartigen Gegenstände wird zur Einheit des Dingbegriffs. Dieser wiederum kann zur Brille werden, durch die man alles betrachtet. So wird

aus dem einfachen Sehen das systematische Sehen und gesetzmässige Denken.

### 4. Drei Gesetzmässigkeiten des Denkens.

Mit dem Aufrücken des Denkens auf höhere und höchste Stufen geht Hand in Hand eine immer grössere Klärung seines Gegenstandes. Dessen Formen nehmen deutlichere Konturen an, dessen Grenzen und damit Grenzwerte lassen allmählich eine immer deutlichere Scheidung des Objekts von seiner Umgebung zu.

Wissen heisst Scheiden. Die erste Scheidung für das Wissen beginnt mit dem erkannten Unterschied von Objekt und Umgebung oder einfacher, von In und Um, Zu und Gegen. Die Denktätigkeit ist vor allem eine dualistische, ihr Gegenstand lässt sich nur aus seiner Zweiheit heraus denkend apperzipieren. Sie ist aber auch eine triadische, da das Denken selbst seinem Gegenstand nicht nur gegen, sondern auch über, also „gegenüber" steht. Das Denken ist in seiner apperzeptiven Zusammenfassung von Einheit und Zweiheit (Gegeneinheit) zur Dreiheit, oder als solche zur höheren Einheit geworden.

Einheit alles Seins; Zweiheit alles Geschehens, das ist die oberste Gesetzmässigkeit der Welt als Mikrokosmus und Makrokosmus.

Alles, was ist, ist nur Eins in dem Augenblick, da es für mich ist und in seinem Sein überhaupt.

Zwischen dem Augenblicklich-sein und dem Ueberhaupt-sein liegt alles, was wir „Geschehen" oder „Bewegung" nennen. Das Augenblicklich-sein füllt das Leben des Tieres und das bewusstlose, anschauende Leben des Menschen aus. Das Ueberhaupt-sein oder Ewig-sein dagegen ist das oberste Attribut alles Seins und Denkens. Von ihren Grenzen, Augenblick, Gegenstand, Umgebung einerseits und Ewigkeit, Sein, Begriff, Idee andrerseits wird die Tätigkeit dazwischen, das Denken, stets beeinflusst. Alles Tätigsein, sagten wir schon früher, ist ein solches zwischen seinen Polen. Es ist kausal und teleologisch zugleich determiniert. Es ist lebendige Zweiheit, Wechselwirkung, Polarität.

Zur Einheit des Seins und zur Zweiheit des objektiven und subjektiven Geschehens, die

nie ohne einander gedacht werden können, tritt, davon untrennbar, noch eine dritte Gesetzmässigkeit hinzu, die ebenso den Charakter der Notwendigkeit und Allgemeinheit in sich trägt wie jene: es ist die Dreiheit der Tätigkeit des beziehenden Ich, die wir psychologisch als „Beziehung", mathematisch-geometrisch als „Abstand", pragmatisch als „Verwirklichung" kennen.

Fassen wir die drei Formen, die stets miteinander und nebeneinander das Denken in der mannigfaltigsten Weise beeinflussen, zusammen, so haben wir:

1. Das reine, einheitliche Sein in den konkreten Gegenständen und in den logischen Begriffen.
2. Das Gegen-Sein in jeder Bewegung, sei diese physikalischer oder psychologischer Natur.
3. Das Gegen- und Ueber-Sein in der Reflexion der bewussten Ich-Tätigkeit und in der pragmatischen Vereinigung der Gegensätze.

Diese drei Seinsarten, welche sich in der Tätigkeit des Denkens und Tuns äussern, und die wir in modifizierter Form als Inhalt, Gegenstand und Beziehung kennen, sind die Ur-Gesetze alles Denkens.

So primitiv auch das Denken, und welches auch sein Gegenstand sein mag, diese drei obersten Gesetze der Einheit, der Zweiheit (Einheit und Gegeneinheit) und der Dreiheit (als Eins-Zwei-Abstand oder -Beziehung) müssen sich a priori überall nachweisen lassen.

#### a) Einheit und Vereinheitlichung.

Wo es noch kein Denken gibt, da ist alles Eins, alles Ich. Ob es der Mensch ist, der in die Beobachtung seines Gegenstandes versunken ist, oder das niedere Tier, das dumpf dahinlebt: für beide gibt es keine Zweiheit des In und Um. Beide fühlen ihr Dasein Eins in dem Sein ihrer Umgebung.

Der Einheit des ontologischen Seins entspricht die Einheit im logischen Begriff, im Wort. Worte sind Einheitsbegriffe gegenüber der Mannigfaltigkeit der Dinge.

Die Tätigkeit der Einheitsetzung, die wir kurz Vereinheitlichung nennen, ist psychologischer Natur. In dem Begriff „Einheitsetzung" liegt eine Zweideutigkeit. Begriffe sind schon Einheiten. Die Setzung der Mannig-

faltigkeit der Tatsachen in diese Einheitsbegriffe, das ist es, was wir unter Einheitsetzung oder Einssetzung verstehen.

Jeder Gegenstand und jede Beziehung, der wir Einheitswert und damit Persönlichkeitscharakter verleihen, ist ein Resultat dieses psychologischen Triebes der Vereinheitlichung in uns. „Die" Wissenschaft, „die" Welt, „die" Beziehung — alles sind Vereinheitlichungen, die im Wesen des Menschen und seiner Begriffe ihre psychologische und logische Urgesetzmässigkeit schon haben.

### b) Polarität alles Geschehens.

Die polare Zweiheit aller Bewegung beruht darauf, dass nichts ohne Widerstand geschieht, weder im physischen noch im psychischen Leben. Nur nennt man, was konkret als „Widerstand" aufgefasst wird, abstrakt „Gegenstand".

Allem Denken zugrunde liegt der Satz des Widerspruchs. Jedes Urteil stützt sich auf sein Gegenteil, das principium identitatis hat nur Sinn dem principium contradictionis gegenüber.

Entgegengesetztes trägt die Tendenz nach Vereinigung in sich, die sich im Akte jeder Bewegung vollzieht. In dem obersten Naturgesetz: Gleichnamige Pole stossen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an, liegt ein unverhüllter Anthropomorphismus. Wir wissen ja gar nicht, ob die Pole „sich" anziehen. Aber die Physik selbst ist sich dieser Vermenschlichung bewusst, denn sie redet wohlweislich von gleich-„namigen" Polen und gibt uns damit einen erkenntnistheoretischen Wink. Man redet immer von „Gleichem" oder „Ungleichem" in der Logik und sagt z. B., Gleiches bedingt Gleiches, oder: Gleiches zu Gleichem gibt Gleiches. Gerade der Logiker sollte solche Zweideutigkeiten vermeiden, die der Physiker in dem obigen Gesetz so verständnisvoll beseitigt. Immer ist es das Gleichnamige, das zu wieder Gleichnamigem in irgendwelcher Beziehung steht. An sich Gleiches gibt es in der Welt der Wirklichkeit nicht, nur erkanntes Gleiches, begrifflich Gleichgesetztes oder kurz: Gleichnamiges.

Was man auch sprachlich fassen und erfassen mag, es ist ein Fassen von zwei polaren Gegenseiten her, die

Begriff und Gegenbegriff heissen. Alles deutet auf seine Spiegelung hin.

Wollten wir alle Gegensätze innerhalb der Sprache aufzeigen, wir müssten deren ganzen Wortschatz aufbieten. Nur einige Hauptgegensätze gilt es hier aufzustellen. Der oberste von allen ist der kontradiktorische Gegensatz, wo jedem Ausspruch ein kategorischer Widerspruch, dem „Ja“ das „Nein“ entgegensteht. Im Richtungsgegensatz steht dem „Hin“ das „Her“, dem „Ein“ das „Aus“ entgegen. Die Gegentätigkeit findet ihre charakteristischen Repräsentantenpaare in „kommen—gehen“, „entstehen—vergehen“; der Wertungsgegensatz in „wertvoll—wertlos“; der mathematische in „alle—kein“, „Einheit—Zweiheit“; der Ordnungsgegensatz in „erster—letzter“, „Körper—Geist“, „Leib—Seele“, „Ursache—Wirkung“, „Materie—Form“, „Grund—Zweck“. Diese philosophischen Gegensätze sind der Eigenart des Menschen, die Dinge zu erkennen, entsprungen. Alles Erkennen ist ein solches in polaren Formen.

Die Sprache selbst zeigt sich als ein verfeinertes Greiforgan, wie wir es analog in den Händen am besten ausgebildet haben, wie es in der ganzen symmetrischen Anlage unseres Körpers sich zeigt. Die Doppelanlage des Gehörs und Gesichts hat unserer Meinung nach ebenso nur den Zweck, ein „greifbares“, d. h. möglichst umgreifendes Hören und Sehen zu ermöglichen. Es gehört zwar nicht in den Rahmen dieser Abhandlung, aber es sei doch andeutungsweise unsere Ansicht dahin ausgesprochen, dass das so fein ausgebildete Gesicht der Raubvögel auf dieser besonderen Fähigkeit des Umgreifens beruhen mag.

Alles nehmen wir nur durch seine Gegensätzlichkeit sinnlich wahr: das Dunkle auf dem hellen Hintergrund, den Laut an der Stille, Warm an Kaltem, Festes durch Weiches. So ist auch das sprachliche Erfassen die Folge des wohlausgebildeten anerworbenen Sprachsinns, wonach jedes So durch das Anders oder das Nicht-so erfasst wird. Wie die Natur des Denkens selbst dualistisch ist, so muss auch die der Gedankensysteme eine dualistische sein. „Monismus“ und „Dualismus“ unterscheiden sich nur der Form nach prinzipiell. In ihrem innersten

Wesen sind sie identisch. In seinem einheitlichen Denken ist man Monist, mit seiner Sprache stets Dualist. Beide Systeme kommen zustande, je nachdem das Einfühlungsvermögen oder das Einordnungsvermögen eine mächtigere Sprache im Philosophen reden. Der Monismus Spinozas ist ebenso Dualismus, als der Dualismus eines Descartes Monismus ist. Beide demonstrieren an und aus den Gegensätzen Körper und Geist die Einheit der Welt. Dort ist die einheitliche Substanz, hier der einheitliche Gott die die Gegensätze vereinheitlichende Wesenheit.

Schelling war es, der nachdrücklichst für die Behauptung eingetreten ist, Polarität sei nicht nur ein Naturgesetz, sondern ein Weltgesetz, „die Weltseele". „Es ist erstes Prinzip einer philosophischen Naturlehre, in der ganzen Natur auf Polarität und Dualismus auszugehen." — Dualität, Polarität, Gegensätzlichkeit, Gegenteil, Gegenstand, Widerstand, Gegenwirkung, Widerspruch, Widerstreben, Kontradiktion, Reaktion, Kontrapunkt, Kontraposition, Konflikt, alles sagt nur eines aus: dass überall und stets jede Seite zuständlicher oder tätiger Natur ihre Gegenseite hat. Alles beruht auf Kontrastwirkung, oder: alles ist Polarität, bedeutet für uns ein und dasselbe. Der gewohnte Gang der Natur ist der Eins-Zwei-Schritt. Links —rechts; links—rechts; . . . . Auf allen Gebieten seines Schaffens sehen wir den Menschen nach demselben Eins-Zwei-Takte arbeiten.

Tun wir einen kurzen Blick auf die Anwendung der Polaritätstheorie, so sehen wir, dass sie schon seit uralten Zeiten und in jeder Form geschieht.

Die Medizin wendet die Methode, eine Wirkung durch ihre Gegenwirkung zu paralysieren, praktisch an, indem sie auf das Gift im Körper sein Gegengift, die Arznei, einwirken lässt.

Die Logik führt ihre Argumentationen durch den Antagonismus von Grund und Gegengrund hindurch.

Das Denken ist in Hinsicht auf das Vorstellungsleben ein ständiger Widerstreit von Vorstellungen und Gegenvorstellungen.

Die Kunst ist der lebendige Gegensatz von Belichtetem und Unbelichtetem.

Die Musik der von Betontem und Unbetontem.

Die Mathematik ist das Widerspiel von Einheit und Zweiheit.

Die ganze Geometrie baut sich auf dem Koordinatensystem, dem Prinzip des rechten Winkels auf, der die Gegensätzlichkeit von senkrecht und wagrecht darstellt.

In der Philosophie bildet das polare Verhältnis des Teils zum Ganzen das Leitmotiv.

Und so fort.

### c) Der triadische Rhythmus.

Die Dreiheit in und über allem vom Menschengeist erkannten Werden lässt sich ebensogut nachweisen als die Zweiheit in allem Geschehen. Da jede Bewegung aus der Gegensätzlichkeit hervorgeht und zum einheitlichen Ende hinstrebt, so muss ihr, nach früher Gesagtem, der Charakter der Polarität ebenso immanent sein wie der der Einheit. Diese teleologische Einheit, die nach jeder Bewegung erst ist, ist nicht etwa identisch mit der Einheit, wie sie als Einheit und Gegeneinheit in der Tätigkeit existiert, sondern jene steht als höhere Einheit oder als Dreiheit über den beiden polaren Einheiten. Der Richter ist nicht Partei oder Gegenpartei, und sein Urteilsspruch ist nicht das Urteil der einen oder anderen Partei. Sein Urteil ist das eine und das andere Urteil und ausserdem das über beiden urteilende.

Jede theoretische Ermittelung und praktische Vermittelung trägt in sich das Wesen der Dreiheit, denn beide sind Mitte in und über ihren zwei Polen. Jeder „Fortschritt" oder „Prozess" ist ein triadischer, der mechanische ebensowohl als der dialektische und der pragmatische. Und seine Trias heisst Für-Gegen-Ueber, oder Wirkung - Gegenwirkung - Verwirklichung. Heraklit hat recht, der Streit ist der Vater aller Dinge. Aber über der Gegensätzlichkeit der kämpfenden Parteien muss das einheitliche, versöhnende Ende stehen, wie es Hegel*) so schön dargestellt hat. Das Ende, das Ziel, der Zweck, die einschliessende und abschliessende Dreiheit macht erst die Dinge zu dem, was sie für uns sind.

Dreiheit ist Entgegensetzung und Zusammensetzung, Entzweiung und Vereinigung in Einem — eben in der Ein-

*) Siehe Seite 158.

heit der Dreiheit. Der triadische Rhythmus ist der Gang der Einheit durch die gegensätzliche Zweiheit hindurch, um sich in der Dreiheit als bereicherte Einheit wiederzufinden. Ist dies nicht auch der Gang und Zweck des menschlichen Lebens überhaupt? Durch Sturm und Drang hindurch wird die träge Ruhe vor dem Sturm zur heiteren Ruhe nach dem Sturm. Es dürfte nicht ganz Zufall sein, dass die heiterste und ruhigste Musik die des Dreitakts ist, der wir den Rhythmus unserer Körperbewegungen so gerne und unwillkürlich anschmiegen. Es liegt etwas wie ein verkörperter Dreitakt im Menschen drin, der vielleicht von dem Zusammenwirken der symmetrischen Gegenorgane bewirkt wird.

Welche Rolle die Dreizahl im Denken des Menschen spielt, davon erhalten wir einigermassen Kenntnis, wenn wir verschiedene Gebiete des menschlichen Denkens daraufhin einer Untersuchung unterziehen. Ueberall lässt sich eine Trichotomie nachweisen. Jedes Mittel ist schon die Mitte zwischen seinem Grund und seinem Zweck, jede Tätigkeit die Mitte zwischen und über ihren Polen.

Schon die Sprache zeigt ihren triadischen Charakter darin, dass sie im Sprechen die eigentümliche Einheit von Bild und Laut darstellt, die nicht nur Bild und nicht nur Laut ist, sondern die neue lebendige Einheit, beide zusammenfassend. Ebenso bildet die Sprache und das Denken in ihr stets die Synthesis von Ich und Gegenstand, von Gefühl und Verstand.

Die Logik baut sich auf der Trichotomie von Thesis-Antithesis = Synthesis auf, die Philosophie sich auf jener von Sein-Bewusstsein = Selbstbewusstsein, Kennen-Erkennen = Bekennen, Innen-Aussen = Ich, Einheit-Vielheit = Regel, Setzung-Entgegensetzung = Zusammensetzung, den drei von uns unterschiedenen Ichtätigkeiten entsprechend.

Die Anthropologie teilt sich in die Dreiheit Anatomie-Physiologie = Psychologie.

Die Chemie teilt ihre Aggregatzustände in feste-flüchtige = flüssige ein.

Eine weitere Trias ist die von Zustand-Gegenstand = Abstand. Der Abstand bildet die dritte Einheit, welche die beiden ersten in sich fasst, denn im Ab-

stand ist schon das Abstandsverhältnis oder die Beziehung von einem Zustand zu seinem Gegenstand enthalten.

Die Mechanik berechnet eine Wirkung nach dem Parallelogramm der Kräfte, das in Wirklichkeit nur ein doppeltes Dreieck der Kräfte ist. Jeder Effekt ist das einheitliche Produkt aus Attraktion und Repulsion.

Ganz evident ist die Dreiheitsautorität in der Mathematik, indem jeder mathematische Prozess ein dreiteiliger ist. Im Produkt ist $a \cdot b = c$, in der Division $\frac{a}{b} = c$, als Summe ist $a + b = c$, als Differenz $a - b = c$. Aus dem Gegeneinander von a und b entsteht die dritte Einheit c.

Aehnlich verhält es sich in der Geometrie. Die ganze Geometrie ist nichts anderes als die Lehre vom Dreieck oder besser vom dreipunktigen Gebilde. Auf die Bewegung eines Punktes, zwei festen Punkten gegenüber, die durch ihren Abstand fixiert sind, läuft alles geometrische Operieren hinaus.

Die Pyramide der logischen Begriffe bei Platon, die Problemstellung bei Aristoteles, ist eine triadische. Wir finden ferner die Trichotomie in der Dreieinigkeit der katholischen Religion: Gott-Vater, Gott-Sohn und Hl. Geist. Der oben schon einmal erwähnte Nikolaus von Kues setzt in geistreicher Weise die eben genannte Dreiheit in Analogie mit derjenigen von Sein, Leben und Denken als Sein Gottes, Leben der Welt und Denken der Welt und zeigt so aufs anschaulichste das principium coincidentiae oppositorum als Dreiheit, die ihren Abschluss in der Aufhebung oder Paralysierung der polaren Gegensätze findet. Das ganze Denken und Fühlen des Menschen gehört den drei Hauptgebieten der Religion, der Sprache und der Philosophie an. In der Religion ist im Vergleich zu Sprache und Philosophie noch alles undifferenzierte Einheit, Gott. In der Sprache ist alles Zweiheit, in der philosophischen Erkenntnis alles Dreiheit.

Hegels Denken bewegt sich in ganz ähnlichen Bahnen wie das des Kusaners. Seine ganze dialektische Methode ist eine triadische, die sich bis in seine Religionsphilosophie fortsetzt. Wir geben Hegel selbst das Wort: „Auch die Religion der Schönheit und äusseren Zweckmässigkeit ist nicht ohne Spuren jener Dreieinigkeit. Aristoteles

sagt, indem er von den pythagoräischen Zahlen, der Trias, spricht: wir glauben die Götter erst ganz angerufen zu haben, wenn wir sie dreimal angerufen haben. Bei den Pythagoräern und Plato findet sich die abstrakte Grundlage der Idee, aber die Bestimmungen sind ganz in dieser Abstraktion geblieben, teils in der Abstraktion von Eins, Zwei, Drei; bei Plato etwas konkreter: Die Natur des Einen und des Andern, das in sich Verschiedene, θάτερον, und das Dritte, das die Einheit von beiden ist."*)

Triadisch ist unsere Weltauffassung. Alle Bewegung setzt sich für uns zusammen aus dem Geschehen in der Natur, im Körper und im Geiste. Die Beziehungen, die wir in allem Geschehen annehmen, tragen demgemäss auch triadischen Charakter. Wir kennen nur objektive, objektiv-subjektive und subjektive Beziehungen als solche zwischen a) Natur und Natur (Einheit und Einheit); b) Natur und Mensch (Einheit und Ichheit); c) Mensch und Mensch (Ichheit und Ichheit). Naturgesetz, Lebensgesetz und Denkgesetz heisst die Dreiheit der Gesetzesformen.

Unser ganzes fortschrittliches Denken, Sprechen und Tun bewegt sich im triadischen Rhythmus. Natur und Geist treffen sich in der Einheit Mensch. Wenn wir von einer dieser drei Einheiten etwas Positives aussagen wollen, müssen wir mit den beiden andern dies tun. So klingt die Harmonie des Weltalls, die „Sphärenharmonie", erst im Dreiklang einheitlich aus.

### 5. Das mathematische Denken.

Dasjenige Denken, welches auf seine augenblickliche Umgebung den grössten Einfluss auszuüben vermag, ist das „natürliche" Denken, welches sich auch sprachlich in Bildern ausdrückt. Das Denken jedoch, welches Jahrhunderte und Jahrtausende in seinen Bannkreis zwingt, ist das logische, mathematische, von Zeit und Ort relativ unabhängige Denken. An früherer Stelle haben wir schon einmal betont, das Denken bestehe aus den zwei Haupttätigkeiten des Umbildens und des Einordnens. Bilder üben die grösste Nahkraft aus. Ordnungsprinzi-

*) Hegels Religions-Philosophie. Herausgeg. von Arthur Drews. S. 339.

pien wie Zahlen und Gesetze dagegen sind mit dem Charakter der Fernkraft ausgestattet und wirken auf die entlegensten Zeiten ein. Der Weg zur Abstraktion geht vom Bilde zur Ordnung, zum Gesetz, von der Gültigkeit des Einzelnen zur apodiktischen Allgemeingültigkeit hinauf. Charakteristisch an diesem psychologisch-genetischen Zuge nach oben ist, dass mit jedem neuen Höhengrade auch die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine eine strengere wird.

Der geometrische Punkt wird in seiner Bewegung zur Geraden. Ist diese einmal geworden, so verlieren die einzelnen Punkte, aus denen sie werden konnte, ihre Individualität zugunsten der Gesamtindividualität der Geraden, als der geometrisch-mathematisch verkörperten Gesetzmässigkeit aller Punkte, die in der Richtung der Geraden liegen. Die einzelnen Punkte erscheinen nur mehr in der Uniform der Geraden.

Die Gerade, in einer bestimmten Richtung hinbewegt, wird zur Ebene, in der sie wiederum ihre Individualität verliert. Die Ebene ist zum geometrischen Gesetz der Geraden geworden, wie die Gerade Gesetz der Punkte in ihr geworden ist. Was in der Geometrie von der Punkt Einheit, das gilt in der Mathematik von der Zahlen-Einheit, in der Logik von der Begriffs-Einheit, in der Physik von der Kraft-Einheit, in der Biologie von der Zellen-Einheit, in der Chemie von der Atom-Einheit und in der Psychologie von der Gedanken-Einheit.

Alle diese Einheiten gehen in höhere Einheiten über, um in den Gesetzen ihre Individualität an die Gesamtindividualität ihres Gesetzes abzugeben. Alle für eines, eines für alle.

Jede dieser oben erwähnten Einheiten ist nur in ihrer spezifischen Art eine Einheit. Die biologische Zellen einheit ist z. B. ihrerseits das Produkt vieler chemischen Faktoren. Der Mensch ist zwar vom soziologischen Standpunkte aus ein Individuum, d. h. eine schlechthin nicht weiter teilbare Einheit. Unter einem psychologischen Gesichtspunkte betrachtet, bildet er jedoch das Ergebnis der mannigfaltigsten Bedingungen wie Vererbung, Erziehung, geistige und körperliche Disposition, Charakter, Milieu, Klima usf.

Das Ziel aller Wissenschaft geht darauf hinaus, Ord

nung in den Tatsachen und ihren Beziehungen zu den Ursachen herzustellen. Für alle Erscheinungen gilt es, erste und letzte Einheiten ausfindig zu machen, die in jeder Vielheit enthalten sind oder über ihr stehen.

Drei Arten von Ordnungs-Elementen spielen im Denken eine Hauptrolle. Diese sind:

a) Die mathematischen Elemente der Zahleneinheiten, oder kurz: . . . . . Zahlen.
b) Die geometrischen Elemente der Punkteinheiten: . . . . . Punkte.
c) Die logischen Elemente der Begriffseinheiten: . . . . . Begriffe.

Zwischen diesen Elementen gibt es Verbindungen, die wir bei den Zahlen „Verhältnis", bei den Punkten „Abstand", bei den Begriffen „Beziehung" nennen.

Verhältnisse, Abstände, Beziehungen sind nicht nur etwas zwischen Ding und Ding, oder zwischen Dingeinheit und Dingeinheit, sondern auch zwischen objektiver Einheit und subjektiver Ichheit.

Zwei Zahlen verhalten „sich" zueinander, bedeutet sowohl ihr Verhältnis untereinander, als auch das Verhalten des menschlichen Verstandes ihnen gegenüber. Wohl können Verhältnisse, Abstände, Beziehungen gegeben sein. Im Akte des Denkens bin doch ich es immer wieder, der jene von neuem schafft, anfangs mit Mühe und bewusst, später, mit wachsender Fertigkeit im Rechnen, ganz und gar unbewusst vielleicht. An dieser Stelle soll ausdrücklich die reine Objektivität der Verhältnisse, Abstände und Beziehungen zwischen den Dingen für die Wissenschaft anerkannt werden. „Wissenschaft" heisst ja gerade Hervorhebung der allgemeinsten Tatsachen, wie sie in den Objekten und zwischen ihnen bei gleichzeitiger Abstraktion von jeder Ich-Tätigkeit bestehen.

Wie wir früher gesehen haben, hat ein Begriff nur positiven Wert im Akte des Begreifens, d. h. wenn wir ihn mit den realen Tatsachen in Beziehung setzen. Ein Punkt hat für uns bestimmten Abstand von einem andern, schon bekannten, wenn wir jenem den Abstand immer von neuem geben. Eine Zahl erhält ihren Wert erst im Zählen und damit in ihrem lebendigen Verhalten zu einer andern bestimmten Zahl.

Wir sind es zuletzt, die Verhältnisse neu denken, Abstände neu herstellen und Beziehungen neu knüpfen müssen. Mit deren Objektivität verhält es sich für uns wie mit aller „Objektivität". Sie ist, rein psychologisch betrachtet, eine relative, eine Ichbezügliche. Nur die Logik kennt, ihrem Charakter entsprechend, eine reine Objektivität.

Die Mathematik hat es nur mit Einheiten zu tun. Das bedeutet, dass ihr Charakter ein rein formaler und an sich schon allgemeiner ist. Die Mathematik bedeutet als solche die intensivste Verneinung des Ichs. Sie will und kann von einem Verhältnis zum Ich nichts wissen, trotzdem sie mit ihrer einen Hälfte, der beziehentlichen, eben aus der Ichtätigkeit des Beziehens hervorgegangen ist und mit jedem Augenblick von neuem hervorgeht.

Zahlen, Punkte, feste Begriffe sind die Konstanten des Seins. Aus ihnen setzt sich das Ruhende zusammen. Verhältnis, Abstand, Beziehung dagegen sind die variablen Elemente des Werdens, der Bewegung.

Jedem Element des Seins ist immanent das gleichwertige Element der Bewegung, so der Zahl der Rhythmus; dem Punkte die Richtung; dem Begriff die Ordnung; Rhythmus, Richtung und Ordnung als fortschreitende Bewegung gedacht. Das logische Denken ist das eigentliche Fortschreiten von Begriff zu Begriff, die Geometrie das Fortschreiten von Raumpunkt zu Raumpunkt, die Mathematik endlich das Fortschreiten von Zeitpunkt zu Zeitpunkt, wie dies praktisch in so prägnanter Weise in der Musik und im Tanz in die Erscheinung tritt.

Das Denken des Menschen müssen wir als ein stetiges In-Beziehung-setzen von Begriffen, Zahlen und Punkten an Hand des empirischen Sinnenmaterials vorstellen. In dieser Denktätigkeit befehden und unterstützen sich gegenseitig alle Elemente. Welche vorübergehend oder auf die Dauer die Oberherrschaft über die anderen erlangen, das hängt einmal von dem augenblicklichen Gegenstand des Denkens ab und zum andern von dem Naturell des Denkenden.

Ist der Gegenstand des Denkens an sich ein geometrischer, z. B. die Konstruktion eines Dreiecks aus den gegebenen drei Seiten, so wird auch das Denken temporär nach der geometrischen Seite hin bestimmt. Ein mathe-

matisches Problem dagegen determiniert das Denken vorwiegend mathematisch.

Ist der Denker selbst seinem äusseren oder inneren Berufe nach Mathematiker, Logiker oder Geometer, so werden die Gegenstände seines Denkens und dieses selbst nicht nur okkasionell, sondern habituell von Zahlen, Begriffen und Punktgebilden bestimmt. Wie der Künstler alles mit seiner Kunst im Zusammenhang sieht, so trifft der Mathematiker überall Zahlenverhältnisse, und ein philosophischer Geometer wie Kepler sieht in der Materie die Verkörperung geometrischer Prinzipien.

Wir können die Mathematik und das mathematische Denken vom psychologischen Standpunkt aus nicht für sich allein bestehend betrachten, denn die Zahlenverhältnisse sind im Grunde die Verhältnisse je zweier bestimmter Punkte — und daher auch geometrischer Natur. Weiter sind sie aber zugleich Begriffseinheiten — und daher logischer Natur. Unter mathematischem Denken im weitesten Sinne müssen wir also implizite geometrische und logische Denktätigkeit verstehen.

Nach der Meinung der älteren Pythagoräer ist die mathematische Einheit ursprünglich eine geometrische Masseinheit gewesen, und — fügen wir hinzu — sie ist es noch. Sie ist Verhältniszahl zwischen Anfangs- und Endpunkt, als zwei festen geometrisch bestimmten Punkten. Die Einheit ist nicht nur räumlicher Abstand, also räumliche Länge zwischen zwei Punkten, sondern auch zeitliche Länge einer Tätigkeit, die von einem Punkte zum andern fortschreitet. Die Einheit ist das mathematische Einheitsmass aller Dinge. Dies hatten wir schon oben (Kap. III. 3), in einem anderen Zusammenhang, zu betonen Gelegenheit. Sie bedeutet Schritt, Abstand, Rhythmus, kurz das, was sich gleichförmig wiederholt. Die Einheit ist die Wiederkehr des Gleichen an und in Verschiedenem, die Urkonstante, das Gleichmass, das absolut „Gleichmässige". Die Einheit ist überall, wo Bewegung war oder Bewegung ist.

Es gibt objektive und subjektive Einheiten. Die objektiven Einheiten sind die Wiederholungen, wie sie die realen Dinge uns geben, die in gewissen gleichen zeitlichen Abständen an unseren Sinnen vorüberziehen, oder

wie sie sich uns als Gleiches an verschiedenem Orte aufdrängen. Subjektive Einheiten sind z. B. alle Worte und festen Gedankenassoziationen in uns, die sich zu ähnlichen Gegenständen, die wir sinnlich wahrnehmen, in konstant gleicher Weise in uns einstellen.

### 6. Logik und Mathematik.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob der Zahl eine ungleich höhere Allgemeinbedeutung beizumessen sei als dem logischen Begriff. Dieser Annahme entsprechen die Tatsachen der Wirklichkeit nicht ganz. Pythagoras ist wieder auf die Idee gekommen, dass die Zahl allem Seienden zugrunde liegen müsse. „Wieder", sagen wir mit gutem Grunde, denn zu irgend einer Zeit vor ihm musste man dies schon erkannt haben. Pythagoras hat nämlich die Zahlenreihe 1, 2, 3, 4, . . . . schon fertig von seinen Vorgängern übernommen und hat aus ihr das Verhältnis der Eins zu den andern Zahlen herausgelesen. Dieses Verhältnis musste jemand gesetzt haben. Es konnten nur Menschen sein, die auf induktivem Wege das zustande brachten, was Pythagoras seinerseits deduktiv erschloss.

Die geometrische Grösse der Masseinheit wurde zum mathematisch-logischen Begriff der Zahleneinheit oder Eins-Zahl, indem man von der Länge des Masses abstrahierte. Man hatte die Tatsache der Wiederkehr des gleichen Masses zur feststehenden Kategorie des Rhythmus erhoben und fing nun *systematisch* an, alles Geschehen in diese Kategorie des Rhythmischen oder der Zahlen einzuordnen. Und jetzt sah man durch das Fenster seines Systems alles da draussen systematisch nach Zahlen geordnet. Alles hatte nun Rhythmus, alles liess sich in Zahlen ausdrücken. Man glaubte auf einmal, in der Zahl, nachdem die Geschichte ihres Entstehens vergessen war, das Wesen der Dinge zu erkennen.

Die Zahl hat einen *doppelten Charakter*. Sie bezeichnet einmal den *Abstand*, das Verhältnis zwischen zwei bestimmten Punkten, zum andern die räumliche Lage oder die *Richtung*, die Ordnung der Punkte. Zahl und Punkt sind nicht voneinander zu trennen, will man das Wesen der Zahl oder das der Punkte verstehen. Mit Aristoteles zu sagen, das Wesen der Dinge ist die Zahl, d. h.

das Wesen der Dinge ist ihr gegenseitiges kleinstes, unteilbares, rhythmisches Verhältnis zueinander. Aber auch die zweite Version: Die Dinge ordnen sich nach Zahlen, hat ihre Gültigkeit. Man bedenke aber, dass hier unter „Zahl" etwas ganz anderes verstanden wird als vorhin: nicht mehr Verhältniszwischen, sondern Ordnungsindex an den Dingen. Vom Wesen der Dinge ist man zum phänomenalen Dingzeichen oder Merkmal der Gestalt und Grösse übergegangen, und nun musste man sagen: die Dinge (als Dingzeichen) „ordnen sich" nach Zahlen (als Merkzeichen).

Mit Zahlenreihen allein ist nichts anzufangen, wenn der mathematische Rhythmus, das Fortschreiten in der Zahlenreihe nicht mit geometrischen Punkten zur Deckung gebracht wird, die fortschreiten, oder besser, die wir fortschreiten lassen. Einfacher ausgedrückt heisst dies: jede abstrakte, logisch-mathematische Reihe hat sinnfällige Gegenstände oder geometrische Symbole von Gegenständen nötig, um eine bestimmte Tätigkeit aufzuzeigen. Das allgemeinste Symbol aller Gegenstände und deren absolutes Fernbild ist der Punkt. Was für ihn gilt, gilt für alles, was punktförmig gedacht werden kann.

Punkt im mathematisch-geometrischen Sinne kann jeder reale Gegenstand sein. Seine Bahn, welche er in der Bewegung zurücklegt, ist demnach eine Kurve, aus Punkten bestehend. Diese Bahn zahlenmässig aufzeigen, heisst den mathematischen Rhythmus oder Eins-Zwei-Schritt in sie hineintragen.

Sehen wir uns die logischen Begriffe näher an, so bemerken wir, dass sie in der Logik genau dieselbe Rolle spielen wie die Punkte in der Geometrie. Begriffe sind logisch-geometrische Einheitspunkte. Sie zeigen die Vielheit und Grösse der ähnlichen sinnlichen Gegenstände ganz von der Ferne, wo alles punktförmig, Fernpunkt wird. Die logischen Begriffsreihen sind analog den kontinuierlichen geometrischen Punktreihen oder Linien. Sie müssen sich also vollständig der Gesetzmässigkeit der Geometrie unterordnen lassen. Wie Punkte und Zahlen, so sind auch Begriffe von der Grösse der ihnen immanenten Objekte unabhängig. Die mathematisch-geometrische Methode lässt sich daher auf alles Existierende anwenden, das im logischen Denken erfasst werden kann

und wird auch tatsächlich darauf angewandt. Wir verstehen nun den Ausspruch Platons, niemand solle den Tempel der Philosophie betreten, ohne sich vorher in der Geometrie umgesehen zu haben.

Die logischen Begriffe sind schon an sich eine Art Zahleneinheiten, die in der objektiv-realen Welt immer wiederkehren. Der mathematische Charakter des Denkens und damit des Sprechens ist durch die Begriffseinheiten konstituiert. Zahlensystem und Begriffssystem sind dualistischer Natur. Dort sind es gerade und ungerade Zahlen, die einander antagonistisch entgegenwirken, hier Begriff und Gegenbegriff.

Ordnung hat der Mensch wohl aus sich heraus geschaffen. Er hat damit aber nur ideell rekonstruiert, was er in der reellen Welt schon konstruiert sah. Wenn Kant meint, der Mensch sei in Wirklichkeit der Gesetzgeber in der Natur, und wir schreiben derselben „ihre" Gesetze vor, so meinen wir mit Aristoteles, dass der Mensch in eine schon bestehende Weltordnung hineingeboren wurde. Der Mensch erkennt nur die Ordnung der Welt in sich und seine Ordnung in der Welt. Zu der Ordnung in den Dingen draussen gehört doch vor allem auch die Ordnung in den „Dingen" oder leiblichen Zuständen und Vorgängen des Menschen selbst, die schon vor allem Denken im Menschen war.

Die Sinne sagten und sagen dem Menschen, dass er der Mittelpunkt der Welt sei, denn wo er sich auch befinden mag, er steht als Mittelpunkt in einer Kugel von unendlich grossem Radius. Die Mathematik lehrte ihn jedoch das Gegenteil, und mit der Mathematik die Logik. Die Mathematik muss durchweg logisch, die Logik wiederum ganz und gar mathematisch sein, denn beider oberstes Attribut ist die strenge Konsequenz, die oberste Gesetzmässigkeit, welche sich um Sinnesdaten gar nicht mehr kümmert, trotzdem sie von diesen ausgehen musste.

Der Zweck aller Abstraktion, logischer, geometrischer oder mathematischer, ist, das Naturverfahren auf die „rationellste" Art zu vereinfachen und damit abzukürzen. Für die Sinne Gleichscheinendes wird zum Gleichseienden im logisch-mathematischen Begriff.

Wenn man Sprache die Arithmetik der Natur nennen

darf, so muss man die Logik die Mathematik der Natur nennen.

Was die Mathematik vor der Logik voraus hat, das ist ihre unerbittliche Strenge. Was sie der Logik unterordnet, das ist — der Vorwurf ihres Vorzugs — die Einseitigkeit ihres Urteils.

Geometrie, Mathematik und Logik bilden eine unzertrennliche Trias von Schwesterwissenschaften, die von dem Elternpaar Bild und Ordnung abstammen. In allen dreien finden sich die Qualitäten ihrer Eltern vereinigt, in jeder jedoch auf ganz spezifische Weise:

Die Geometrie ist die Gesetzmässigkeit des Bildes, besser, der Konturen des Bildes. Wo eine Sprache das Bild benützt — und keine Sprache, ob Wort- oder Kunstsprache, kann dieses entbehren —, da muss sie notwendig logisch-geometrisch dies tun.

Die Mathematik ist die Gesetzmässigkeit der Ordnungselemente, die Ordnung der Ordnung. Keine Bildung kann ohne Ordnung bestehen oder erkannt werden. Das Sprechen und Denken muss daher notwendig mathematischen Charakter besitzen.

Die Logik endlich, die reichste unter den drei Schwestern, hat zu gleichen Teilen Bild und Ordnung im Wortbilde und in der Satzbildung zum Inhalte. Sie muss daher sowohl geometrischer als auch mathematischer Natur sein.

Das soeben Gesagte kurz zusammengefasst, lautet: Geometrie kann nicht anders als mathematisch und logisch, Mathematik nicht anders als logisch und geometrisch und Logik nur geometrisch und mathematisch begriffen werden.

Diese Tatsache hat in mehr oder minder präziser Form in den Philosophen aller Zeiten ihre Fürsprecher gefunden. Von den griechischen Denkern waren es besonders Pythagoras, Platon und Aristoteles, von den Philosophen der Neuzeit vor allem Descartes und Spinoza, welche als Voraussetzung für alles Philosophieren die Grundkenntnisse in Mathematik und Geometrie verlangten.

Wollen wir konsequent sein, so müssen wir für eine fruchtbare Geometrie und Mathematik und für diejenige Disziplin, die mit diesen beiden Wissenschaften zu tun

hat, für die Naturwissenschaft, in gleicher Weise als Voraussetzung die Grundkenntnisse der Philosophie verlangen — Philosophie, weniger im Sinne einer Geschichte der Philosophie, als in dem einer philosophischen Methodenlehre. Methodische Punkt- und Zahlenkonstruktionen bleiben so lange einseitig, als sie nicht zugleich auch mit ihren adäquaten Begriffskonstruktionen zur Deckung gebracht werden. Die Wiederkehr in den Dingen, die eigentliche Konstanz oder Substanz in den Dingen wird nur vermittelst des mathematischen Rhythmus, der geometrischen Richtung und der logischen Ordnung so vollständig als möglich begriffen. Es sei hier nur daran erinnert, dass fast alle grossen mathematischen und geometrischen Entdeckungen weniger von Männern des „Fachs", als von Philosophen ausgingen. Um die bedeutendsten von diesen zu nennen: Euklid, Pythagoras, Philolaos, Hippokrates, Archimedes, Lionardo da Vinci, Kopernikus, Galilei, Kepler, Descartes, Pascal, Leibniz, Newton.

Umgekehrt sehen wir jeden wirklich grossen Philosophen ein tiefes Verständnis für das Wesen der Mathematik und der Geometrie besitzen. Der eine ordnet sich sein Weltbild vom Standpunkte der Geometrie aus nach Punkten und Atomen, wie Demokrit dies tat. Ein anderer ordnet das Weltbild nach seinen Zahlen (Pythagoras), wieder ein anderer nach seinen Begriffen (Platon, Hegel). Und alle haben sie das Bestreben, die Bewegung in der Aussenwelt in die Welt der Begriffe hineinzutragen, wie dies Hegel so meisterhaft verstanden hat. Die Bewegung in den Begriffen, durch die Ichtätigkeit des gegenseitigen Beziehens hergestellt, wird sodann wieder der Bewegung der Dinge in der Aussenwelt in modifizierter Form angepasst. Dort gelangt man auf diese Weise zu der Gesetzmässigkeit des Denkens, hier zu der Gesetzmässigkeit des Naturgeschehens, denn „die Ordnung und Verknüpfung der Ideen ist dieselbe wie die Ordnung und Verknüpfung der Dinge".*)

*) Spinoza, Ethik. Reclam. S. 84.

## 7. Sinne, Verstand und Bewegung.

In diesem Abschnitt sei die Frage erörtert, wie Sinne und Verstand sich zur wahrgenommenen Bewegung verhalten.

Es gibt sowohl eine objektive als auch eine subjektive Bewegung. Jene finden wir in den Dingen, diese in unseren Gedanken und Strebungen vor. Bewegung ist das oberste Attribut des Weltgeschehens. In ständigem Flusse ist die Natur und der Mensch und die Beziehung zwischen beiden. Heraklit hat recht.

Bewegung an sich ist nicht denkbar. Wo sie stattfindet, bedeutet sie eine Bewegung eines Gegenstandes an einem anderen vorbei, von ihm weg oder zu ihm hin. Schnelligkeit und Richtung der Bewegung sind Produkte, hervorgegangen aus und gemessen an Ruhendem, Bewegung, Veränderung oder Anderssein lässt sich nur messen am So-sein. Wo Bewegung zu konstatieren ist, da ist sie eine Funktion des Ruhenden. Ueberall ist Bewegung, also ist überall Ruhe, Sein. Parmenides hat recht.

Indem wir Heraklit sowohl, als auch Parmenides Recht geben, sagen wir in einem Atemzug: Alles fliesst und alles ruht.

Wie kommen wir zu dieser in sich selbst widerspruchsvollen Behauptung? Antwort: durch den Widerspruch von sinnlicher Wahrnehmung und Verstandeswahrnehmung an sich schon. Gewiss ist alles in Fluss, in Umbildung begriffen. Aber ebenso gewiss gibt es in allem Werden ein Sein, in allem lebendigen Geschehen eine strenge, starre Einheit und Gesetzmässigkeit: etwas, das wird.

Heraklit greift das Zeugnis der Sinne an, weil diese ihm den Berg in Ruhe zeigen, und alles ist nach seiner Meinung doch in Fluss. Der Eleate Parmenides wiederum glaubt sich auf die Sinne nicht verlassen zu können, weil sie uns alles in Bewegung zeigen.

„Trügerisch" nennen beide Vertreter so entgegengesetzter Weltanschauungen die Sinne. Die Sinne betrügen. Aber die vermeintlich von den Sinnen Betrogenen sind selbst Betrüger. Man muss nur das von den Sinnen verlangen, was sie geben können: Wirklichkeit, und

man wird von ihnen nicht betrogen werden. Warum hat Heraklit, der die Sinne des Betrugs zeiht, nur an dem ruhenden Berge Anstoss genommen? Wenn die Sinne trügen, musste er das Fliessen des Wassers nicht auch als Trug ansehen? Wenn Heraklit heute noch lebte, er müsste die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben.

Wir sind der Meinung, und mit uns sicher noch viele andere, dass die Sinne uns niemals betrügen können. Wenn der Gesichtssinn uns einen See zeigt, so s e h e n wir den See. Die Sinne zeigen ja niemals Gegenstände an sich, sondern die Objekte in subjektiver Färbung und Brechung. Sinne und Augenblicksbilder sind Korrelate. Die Sinne kennen keine Kategorien wie der Verstand, sie geben Augenblicksbilder. Der Verstand erst hat die Sinnesbilder einer kritischen Analyse zu unterziehen. Er muss seiner ganzen Art nach zu der Einsicht kommen, dass die Sinne nur — von einem logischen Standpunkte aus betrachtet — Willkürlichkeit und nicht logische Notwendigkeit, nur Einzeltatsachen und nicht allgemeine Sätze liefern. Die Aufgabe des Verstandes ist es, Willkür in Regel, Vielheit in Einheit zu uniformieren.

Die Sinne sind, nach ihrer Innenseite hin, etwas dem Ich so Eigenes, und von ihm etwas so Unzertrennliches, wie der Verstand es ist. Die Volkssprache, für uns die wahrste Philosophie, kennt nicht den Ausdruck: die Sinne zeigen mir dies oder jenes. Sie sagt nicht einmal: Mein Auge nimmt diesen Gegenstand wahr, sondern: I c h s e h e dies oder jenes. Die Sprachphilosophie kennt nur eine spezifische Sinnentätigkeit, ein Sinnen und dessen Resultat. Der gemeine Mann traut nur dem, was er sieht oder was er hört.

Die Hypostasierung der Sinne ist erst das Werk des Philosophen. Er hat aus der Tätigkeit des Sinnens den Täter eliminiert. Er gibt diesem Selbständigkeit, indem er ihn anthropomorphisiert, um bald darauf wieder von seiner gedanklich-begrifflichen Kreatur zu verlangen, dass sie ihm Aufschluss gebe über Wahrheit oder Nichtwahrheit.

Die Sinne sollen nur z e i g e n, auf etwas aufmerksam machen. Der Verstand dagegen hat zu prüfen, zu ordnen, zu urteilen, zu scheiden, was einer Prüfung eines Urteils, eines Tatbestands bedarf, und das ist das M a t e r i a l.

welches die Sinne liefern. Die Sinne können nicht logische Wahrheit, nicht Unwahrheit zeigen: einzig und allein Wirklichkeit. Und Wirklichkeit ist die psychologische Wahrheit des Augenblicks und der Umgebung. Wenn die Sinne bekunden: Ich sehe dies! so hat der Verstand zu fragen: Was sehe ich dahinter oder darüber? Die Sinne lügen nie, sie berichten vom Aeussern, vom Sich-Aeussernden. Sache des Verstandes ist es, mit seinen logischen und mathematischen Hilfsmitteln so weit als möglich dem Innern der Natur sich zu nähern.

Wir werden an den folgenden Beispielen zu zeigen versuchen, dass Sinne und Verstand Antagonisten sind, die sich gegenseitig bekämpfen und unterstützen. Dem So des einen steht mit Notwendigkeit das Nicht-so des anderen entgegen.

Eine rotglühende Kohlenspitze werde in einem dunklen Raum vor unseren Augen in gerader Linie hin und her bewegt. Solange dies langsam geschieht, können wir beobachten, dass der rote Punkt sich hin und her bewegt. Sobald aber die Bewegung eine gewisse Schnelligkeit angenommen hat, ist nur noch eine starre, rotglühende Linie zu sehen. Die Bewegung des optischen roten Punktes ist also in Ruhe übergegangen. Der bewegte Punkt ist zur starren Geraden geworden. Interessant ist es dabei, zu beobachten, dass zugleich mit der geometrischen Gesetzwerdung des Punktweges in seinem geometrischen Ort, der Geraden, die Gesetzwerdung des dynamisch bewegten Punktes in der statisch-ruhenden Geraden erfolgt ist. Analog früher Bewiesenem, lässt sich hier schon von allen statisch bestimmten Einheiten aussagen, dass sie die Gesetzmässigkeit der für unsere Sinne in ihnen latent erscheinenden dynamischen Kräfte sind. Ist, so fragen wir, was unser Auge als starre, rotglühende Gerade wahrnimmt, eine Sinnestäuschung? Nein. Unser Gesichtsinn apperzipiert die Wirklichkeit: die rote, starre Gerade. Unser logisch-mathematischer Sinn dagegen sieht seine Wahrheit hinter dem Phänomen, in unserem Falle die Bewegung hinter der ruhenden Erscheinung. Jede starre Form ist die geometrische Gesetzmässigkeit für die Punkte, die sich in der Richtung ihrer Linien bewegen. Das lo-

gische Sein ist die Gesetzmässigkeit alles physikalischen oder psychologischen Geschehens. Und jedes Element des Seins, jeder Gegenstand ist die logische Setzung, das Substrat, das Gesetz seiner für uns variablen Eigenschaften.

Bekanntlich sehen wir das Licht an den Gegenständen als ruhend. Während der Gesichtsinn hier Ruhe wahrnimmt, hat der Physiker auf mathematisch-deduktivem Wege schnellste Bewegung hinter der scheinbaren Ruhe nachgewiesen. Er hat nämlich ausgerechnet, dass das Licht pro Sekunde einen Weg von 300 000 km zurücklegt. Wenn der Physiker meint, „trotz", so meinen wir „wegen" dieser schnellen Bewegung sehen wir das Licht ruhend. — „Das" Licht. — Die Sprache betrachtet es auch als ruhend, wie alles, was sie durch den Artikel personifiziert. Der Begriff allein ist das Ruhende, lehren Sokrates und Platon, und lange nach ihnen Hegel. In unserem Falle hat der Begriff „Licht" seinen Ursprung in dem sinnlich wahrnehmbaren starren Phänomen, das für den mathematisch-logischen Verstand Bewegung bedeutet.

Auch an diesem Beispiel sehen wir nur im Grossen, was wir vorhin am kleinen Experiment beobachten konnten, dass hinter der starren Sinneserscheinung Bewegung herrscht, aber eine Bewegung der Teile und nicht des Ganzen. Während wir vorhin (glühende Kohle) aus rascher Bewegung geometrischer Punkte Ruhe hervorgehen sahen, erzeugen wir hier (Licht), den umgekehrten Weg einschlagend, aus der sinnlichen Ruhe mathematische Bewegung geometrisch-mathematischer Lichtpunkte. Die Ruhe des Lichts als Einheitserscheinung ist mit denselben Mitteln und auf demselben Wege von der Natur erzeugt wie die Ruhe des bewegten Lichtpunktes in der starren Geraden durch Menschenhand. Diese Tatsache, verallgemeinert, legt den Schluss nahe, dass schliesslich alles Ruhende, also alle Gegenstände, durch äusserste Schnelligkeit ihrer Elemente erzeugt werden.

Für die Sinne ist der Schein wahr, der Sonnenschein wie jeder andere. Der Verstand, im Gegenteil, zeigt, dass das Sinnenzeugnis für ihn nur den erkenntnistheoretischen Wert „scheinbar" besitzt. Diese „Scheinbarkeit" ist

führ ihn „Wahr-Schein", „Wahrscheinlichkeit"; aber nicht Wahr-Sein.

Der ganze Streit um die Wahrheit oder den Trug der Sinnenbilder dreht sich für uns um den Begriff „Wahr". Der Verstand sagt: Für mich ist wahr, was überhaupt ist. Die Sinne sagen: Für uns ist wahr, was augenblicklich ist. Die Sinne haben nur mit rein Gegenwärtigem (in Wirklichkeit und in der Vorstellung) zu tun. Der Verstand dagegen setzt dem Hier und Jetzt der Sinne sein Ueberall und Stets entgegen.

Der Verstand muss also von vornherein dem Sinnenzeugnisse gesetzmässig widersprechen. Das Folgende wird die Richtigkeit unserer Aussage weiterhin bestätigen.

Die Luft in einem geschlossenen Raume erscheint uns vollständig ruhig. Wir nehmen sinnlich gar nichts von einer Bewegung wahr. Und dennoch zeigen die jüngsten Ergebnisse auf dem Gebiete der Gasforschung, dass ein Luftteilchen pro Sekunde eine Strecke von 485 m, ein Wasserstoffteilchen gar eine solche von 1845 m pro Sekunde, also fast 2 km zurücklegt.*) (Sauerstoff 461 m, Wasserdampf 614 m.) Der von den einzelnen Teilchen durchwanderte Gesamtweg ist kein gerader, sondern ein seine Richtung fortwährend ändernder, da jedes Teilchen in minimal kleinen Zeitabschnitten an andere Teilchen anstösst. Der Physiker hat für diese Bewegung der Gasteilchen gegeneinander die Bezeichnung „Bombardement der Moleküle". Mitten in einem Bombardement von so unfassbar rascher Bewegung befinden wir uns ständig und behaupten mit dem Mute des Unwissenden: Um uns ist alles ruhig! Täuschen uns hier auch etwa die Sinne? Gewiss nicht. Sie sagen das Tatsächliche aus, der Verstand jedoch für dieses Tatsächliche das Ursächliche.

Wir glauben, auch den eifrigsten Verteidiger der „Sinnestäuschungen" überzeugt zu haben, dass es etwas wie diese nicht gibt, nicht geben kann, wenn wir nicht alles, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, als Täuschung betrachten wollen. Die Sinne bejahen und zeigen uns das Augenblickliche und nichts weiter. Der mathematisch-logisch operierende Verstand erst prägt und benützt die Begriffsformen, um den Augenblick dem Ueberhaupt,

*) nach Leo Graetz.

den Gegenstand seiner Idee so vollständig als nur möglich unterordnen zu können. Die Tätigkeit des Verstandes baut sich auf der sinnlichen Erfahrung auf. Wenn er also das Sinnenzeugnis verneint, negiert er sich selbst.

Der Geisteskranke hat ebensowenig Sinnestäuschungen als der Gesunde. Für diesen wie für jenen ist das sinnlich Geschaute das augenblicklich Wahre und Erlebte. Nur die Kraft des Verstandes fehlt dem Geisteskranken, das augenblicklich Gesehene verstandesgemäss, d. h. in dessen Begriff oder Gesetz wirkungslos zu machen. Der Dualismus der Aussagen der Sinne einerseits und des mathematischen Verstandes andrerseits ist ein so vollkommener wie der von Geist und Körper etwa. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, dass Augenblick und Ewigkeit, als äusserstes Zeit-Minimum und -Maximum, sich schon in absoluter Gegensätzlichkeit zueinander befinden. Sehen die Sinne Ruhe, so weist der mathematisch-logische Verstand die Bewegung nach, aus der die Ruhe entsteht. Zeigen die Sinne Bewegung, so beweist jener wiederum, dass diese Bewegung Ruhe ist.

Zeno, der Eleate, wird mit seiner Behauptung: Der fliehende Pfeil ruht, immer Recht behalten. Er sieht mit dem Blicke des Mathematikers in aller Bewegung die immanente Ruhe. Das Paradoxe in seinem Ausspruch schwindet sofort, wenn seine Behauptung dahin formuliert wird: Der sinnlich wahrgenommene fliegende Pfeil wird an jedem Punkte seines Fluges für den Verstand zu einem ruhenden.

Den kurzen Satz: der fliegende Pfeil ruht, haben zwei toto genere voneinander verschiedene Menschen ausgesprochen: der Sinnenmensch und der Logiker. Jener sieht den Pfeil fliegend sich bewegen. Dieser hält den Pfeil an jedem Punkte seines Fluges an. Oder besser: Dieser sieht den Pfeil jeweils nur an einem ganz bestimmten Punkte seines Fluges. Die geometrisch determinierten Punkte sind — das ist hier das Charakteristische — vor der Bewegung da, denn diese wird ja eben in das zuvor bestehende geometrisch-mathematische Punktsystem aufgelöst oder zergliedert.

Zeno hat in seinem berühmten Satze das in der philosophischen Sprache ausgesprochen, was mehr als zwei tausend Jahre nach ihm ein Leibniz und ein Newton in

Gewande der Infinitesimalrechnung mathematisch formuliert haben: die Konstanz des im denkbar kleinsten rhythmischen Zeitmasse fortschreitenden Punktes. Der zenonische Satz, der so vielen Philosophen schon Kopfzerbrechen gemacht hat, ist das Einfachste in der Welt. Die französische Sprache spricht ihn noch heute, wie ihn Zeno zu seiner Zeit angewandt hatte. Sie sagt nämlich: La flêche est volante = der Pfeil ist fliegend. Während seiner (sinnlich erfassten) Bewegung ruht der Pfeil (geometrisch-logisch aufgefasst). Das war die Meinung Zenos.

Während die deutsche Sprache in dem Satze „der Pfeil fliegt" an ein festes Subjekt ohne weiteres eine Tätigkeit anhängt, zeigt die französische Sprache in „la flêche est volante" zuerst den Gegenstand (la flêche), dann das Sein des Gegenstandes (est) und schliesslich das Sein in der Bewegung an (est volante). Die Kopula „est" entspricht hier genau dem eleatischen Seinsbegriffe. Zenos Satz war schon lange in seiner Sprache enthalten, bevor er durch Zeno ausgesprochen wurde. Der Charakter der Sprache ist dualistisch, um es zum wiederholten Male zu sagen. Gestaltung und Ordnung, Sinn und Verstand geben ihr dieses polare Gepräge.

Um Psychologe des Menschengeistes zu sein, hat man zugleich auch Psychologe des gedanklichen Ausdrucks, Psychologe seiner Sprache zu sein, denn diese ist der Körper, der durch Jahrtausende hindurch alle Spuren des menschlichen Geistes an und in sich aufgenommen hat. Die Sprache ist das Gedächtnis des Geistes und des Bewusstseins, wie der Körper das Gedächtnis der Seele und des Instinktiv-Unbewussten ist. Nach früher Gesagtem ist alles Aktualität gewordene Gedächtnis Erinnerung. Jede Art von Körpertätigkeit muss also notwendigerweise eine Erinnerung an Früheres darstellen. Und wirklich, sehen wir uns die Gesetze der Vererbung an, so finden wir in allem Wachstum nur die Auffrischung alter Erinnerungen vor. Der Satz Platons: Alles ist Wieder-Erinnerung, findet seine Bestätigung.

Wohin wir in der Aussenwelt unseren Blick wenden, überall sehen wir das, was wir Bewegung nennen, mit der immanenten Tendenz zur Ruhe ausgestattet. Die Losung im Naturgeschehen ist: Zur Ruhe durch die Bewe-

gung. Der immer schneller sich bewegende Punkt wird zur ruhenden Geraden, der Kreisel durch immer raschere Rotation zum Stillstand gebracht. Die moderne Technik benutzt die hohe Geschwindigkeit des sich drehenden Kreisels, um möglichst gleichförmige Ruhe herzustellen, so beim Schiffskreisel und — vorerst in der Theorie — bei den eingeleisigen Schnellbahnen. Die Technik verhilft unbewusst Parmenides und Heraklit zu ihrem Rechte: Alles ist Sein, Ruhe; alles ist Werden, Bewegung. Ihre Experimente beweisen, dass die stabilste Ruhe das Produkt intensivster Geschwindigkeit ist.

Es ist fast eine Ironie der Geschichte, dass die Technik gerade es sein muss, die mit ihren Mitteln und Methoden Platons Ideengang praktisch ausbaut. Sie liefert mit Hilfe der Mathematik den stringenten Beweis, dass jede reale Bewegung sich mit zunehmender Geschwindigkeit einem ausgezeichneten Punkte, ihrem Pole nähert, wo sie in Ruhe übergeht. Plato sagt, an der Spitze alles Werdens stehen die Seinsformen, die Ideen, die Konstanten, die Gesetze für alle Bewegung, die ruhenden Fluchtpole der Erscheinungen. Konnte Platons Lehre eine glänzendere Rechtfertigung und Verteidigung finden als durch ihren erbittertsten Gegner, den Empirismus und gar durch die Technik? Wohl kaum. Und mit Platon kommt auch Hegel zu seinem Rechte.

21.14.6.65

BF
455
S74

Stern, Norbert
Das Denken und sein Gegenstand

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 12 08 07 022 5